

Stoffrechte Ullstein Necati Öziri / Vatermal

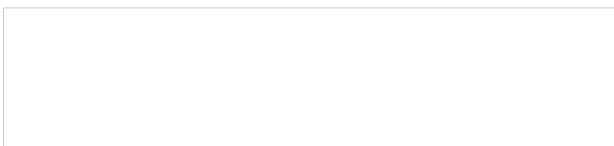
Für dieses Werk vertreten wir die Bearbeitungsrechte für Bühne. Da wir leider kein Ansichtsmaterial verschicken können, bitten wir Sie, das Buch im Buchhandel zu erwerben und sich bei einem Aufführungsinteresse hinsichtlich der Rechte an uns zu wenden.

Es ist möglich, in Rücksprache mit dem Verlag eine eigene Adaption dieses Buchs zu erstellen. Das Buch ist im Ullstein Verlag erschienen.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Felix Bloch Erben Verlag



Vatermal

Necati Öziri

Roman

claassen

Ich mache die Schmerzprobe. Wie der Arzt, um zu prüfen, ob es abgestorben ist, ein Glied ansticht, so stech ich mein Gedächtnis an.
Vielleicht daß der Schmerz stirbt, eh wir sterben.

Christa Wolf, Cassandra

Meiner Familie

1

Wenn du das hier liest, Papa – und hier stocke ich schon. Soll ich dich wirklich so nennen? Ich weiß, dass Aylin dich so nennt, wenn sie von dir erzählt; wirklich nur ganz selten, bilde dir jetzt nichts ein. Aber anders als mich habt ihr Aylin auch noch

lachend zwischen euch fliegen lassen, eine Hand du, eine Hand Mama und dann hoch. Und wie diese Erinnerung hat Aylin auch das Wort »Papa« noch aus dieser Zeit. Bei mir ist es anders. Ich hab's oft ausprobiert: Papa? Vater? Baba? Das Wort auszusprechen, ist gar nicht so schwer, nur danach geht es nicht weiter. Merkwürdiger noch, als »Papa« zu sagen, ist, es mich sagen zu hören. Es klingt wie ein Fremdwort, das ich irgendwo aufgeschnappt oder nachgelesen habe. Wenn ich es benutze, wirkt es gespielt. Wie sagt man »Papa«, ohne dass ein Fragezeichen zu hören ist? Bis ich eine Antwort habe, bleibe ich bei Metin. Also: Wenn du das hier liest, Metin, werde ich wahrscheinlich tot sein.

Ich hab mir oft vorgestellt, wie es sein würde, wenn ich irgendwann erfahre, dass du gestorben bist. Versteh mich nicht falsch: Ich habe dir nicht den Tod gewünscht. Ich glaube nicht, dass du ein schlechter Mensch bist. Im Gegenteil. Wahrscheinlich bist du nach dem Gefängnis der sanfteste, liebevollste Vater der Welt geworden. Bestimmt kommst du spätabends von der Arbeit nach Hause und deine zweite Frau liegt im Schlafzimmer schon auf ihrer Seite des Bettes. Sie trägt einen rosa Satin-Schlafanzug, einen, wie du ihn Mama mal zum Geburtstag geschenkt hast, obwohl überhaupt kein Geld dafür da war. (Auch diese Geschichte kenne ich von Aylin.) Womöglich blättert deine zweite Frau durch eine Zeitschrift mit Bildern teurer Möbel, Gurkenmaske im Gesicht, die Haare ins Handtuch gewickelt. Sie hört, wie dein Schlüssel sich im Schloss dreht. Der Moment, auf den sie den ganzen Abend gewartet hat. Ein kurzer Blick auf die Uhr: »Später als sonst«, denkt sie und erinnert sich daran, wie hart du jeden Tag arbeitest. Sie weiß nichts von deinem Leben vor dem Gefängnis, dem Leben in Deutschland. Sie weiß nicht, dass du so viel arbeitest, danach direkt nach Hause kommst und nicht in die Teestube gehst, weil du dein zweites Leben nicht so vermässeln willst wie dein erstes.

Du betrittst also deine Wohnung, stressiger Tag, im Kopf klingelt noch das Bürotelefon, du schließt die Tür hinter dir, sachte, niemand soll dich hören, du hängst den Mantel vorsichtig über die anderen Jacken und stellst die Schuhe neben diese bescheuerten Dinosaurier-Gummistiefel, die alle Rich Kids haben. Du betrittst deine neue Wohnung so leise, wie du unsere damals verlassen hast, als du dich nachts aus dem Bett meiner Mutter geschlichen hast. Ein Zettel deiner neuen Frau auf dem Küchentisch: »In der Mikrowelle sind Manti, Joghurt im Kühlschrank.« Sei ehrlich, Metin, sie kann nicht kochen, oder? Natürlich nicht, eine Frau, die in der Küche ihre Erfüllung findet, würdest du nicht lieben. Sie würde dich zu sehr an deine Mutter erinnern; du dich zu sehr wie dein Vater fühlen – der General, der auch dich zum General machen wollte, bevor aus dir ein Linker geworden ist. Und weil deine Frau nicht kochen kann, hast du dir auf dem Heimweg gerade noch schnell einen Şiş Dürüm bei deinem alten Revoluzzer-Kumpel Serkan Amca reingezogen. Auch er ist wieder zurück. Nach der Sache mit Merve Teyze hat er in deiner Nachbarschaft einen neuen Mevlana-Grill aufgemacht.

Du gehst vorbei an den Manti in der Mikrowelle, du siehst, im Schlafzimmer brennt noch Licht, du lockerst deine Krawatte, ein Kuss auf die grün vercremte Stirn deiner Frau, vielleicht ein schneller Dialog: »Weck ihn nicht.« – »Keine Sorge.« Dann zurück in den Flur, der Holzboden knarrt unter deinen Füßen. (Schwarze Socken.

Nach dem Knast hast du dir erst mal eine ganze Schublade davon zugelegt. So geht ein geordnetes Leben los.) Du öffnest die Tür am Ende des Flurs einen Spalt. Ein Lichtstreifen fällt auf einen schwarzen, wuscheligen Kopf am Ende des Bettes, darüber das Fenster. Du setzt einen Fuß auf den Teppich, einer von diesen mit Straßen und Parks und so. Pass auf, dass du im Dunkeln nicht auf einem Auto ausrutschst und dir das Genick brichst, Metin. Du setzt dich an die Bettkante deines jüngsten Sohnes, legst eine Hand auf die Decke und die andere streichelt seine Finger. Du bildest dir ein, er würde im Schlaf spüren, dass du da bist. Selbst wenn heute Nacht wieder ein Militärputsch stattfindet, selbst wenn sie morgen kommen, um dich abzuholen, selbst wenn in diesem Moment ein Freund des Mannes, den du getötet hast, durch das Fenster des Kinderzimmers einbricht, um seinen Kameraden von damals zu rächen: Du bist bei deinem Sohn. Und während du das denkst, hörst du ihn leise atmen, siehst draußen die Minarette hinter den im Wind raschelnden Baumkronen, Mond, Sterne, alles da.

So steht das Bild in meiner Vorstellung einen Moment lang still, als wäre es die letzte Seite eines Kinderbuchs, das wir nie gelesen haben. Aber weißt du, was dann passiert? Du schaust vom Nachthimmel zu den geschlossenen Augen deines Sohnes, seinem schmalen Mund, der Kindernase und ganz kurz, nur für eine Millisekunde, denkst du an uns.

Und plötzlich stehen da zwei Silhouetten im Raum, zwei Schattenkinder, die dich anschauen – stumm, barfuß, Aylin neben mir, einen Arm um mich gelegt. Du erkennst unsere Gesichter nicht, aber du weißt, dass wir es sind und dich schon die ganze Zeit beobachten. Du stehst auf, gehst an uns vorbei, legst dich neben deine zweite Frau. »Schatz, alles gut?« – »Ja, bin nur müde.« Du schaltest das Licht aus, und wenn dein Sohn morgen früh aufwacht, wird ihm auffallen, dass ich nachts alle Autos auf dem Teppich umgeparkt habe.

Metin, ich würde das hier gar nicht schreiben, wenn ich glaubte, du wärst einer dieser Arschloch-Väter. Ehrlich gesagt, auch das stelle ich mir manchmal vor: wie du die Tür hinter dir zuknallst, deine Frau im Streit mit den Kindern findest und du allen erst mal einen Bitch Slap verpasst, damit Stille eintritt. So, wie es dein Genosse Serkan Amca immer mit Merve Teyze getan hat. Danach setzt du dich genervt auf die Couch oder brichst über einem Tisch voller Rechnungen zusammen, und während die ganze Familie stumm ist vor Angst oder alle sich anschreien und weinen, fragst du dich, wie zum Teufel du ein zweites Mal in diese Situation geraten konntest. Und dann hebst du den Kopf und: Da bin ich wieder. Ich sitze neben dir auf der Couch und zappe durch alle Fernsehkanäle, während du durchdrehst.

Und es gibt eben noch ein drittes Szenario, das ich mir manchmal vorstelle: Du bist tot. Keine Ahnung warum, vielleicht weil ein Richter durch das Fenster in deine inzwischen heile Welt gestiegen ist und dich aus Rache abgeknallt hat, vielleicht weil deine verbitterte zweite Frau rauchend zusah, wie du beim Frühstück langsam an einer Olive erstickt bist, vielleicht auch, weil du in deinen letzten Tagen einfach sabbernd und dement abgetreten bist. (Wie alt bist du jetzt eigentlich?) Jedenfalls bist du gestorben und ich komme auf deine Beerdigung, die in einem feierlich geschmückten Festsaal stattfindet. (Ich weiß, Beerdigungen in der Türkei sehen anders aus, aber in meinem Kopf ist es trotzdem so.) Ich kreuze also in einem –

sagen wir – weißen Leinenanzug auf, stehe mit einem Blumenstrauß in der Hand vor deinem Sarg und stelle erleichtert fest, dass du keine Glatze hattest, die du mir vererbt haben könntest. Die anderen im Saal fragen sich: »Wer zum Teufel ist der Junge?« Nur dem einen oder anderen Genossen von früher – Serkan Amca ist auch wieder da – wird klar: »Scheiße, das ist *der* Junge!«

Ich würde an das Rednerpult schreiten und zu deinem Sarg sprechen. Worüber? Wer weiß das schon, Metin? Ich würde mich nicht trauen, eine Papa-wo-warst-du-Nummer anzufangen. Aber ich würde fragen, was die Gründe dafür waren, dass du es in Deutschland nicht mehr ausgehalten hast. Warum du freiwillig in die Türkei zurückgegangen bist, obwohl du wusstest, dass sie dich am Flughafen mit Handschellen begrüßen und einsperren würden. Ich würde wissen wollen, ob du wirklich einen Menschen umgebracht hast, um deinen Bruder zu rächen. Ob du einfach abgedrückt hast, mit den anderen ins Auto gesprungen und abgehauen bist. Ich würde fragen, ob du dich an sein Gesicht, seinen Namen, seine Angst erinnern kannst. Ob dich die Seele des von dir Getöteten heimsucht oder ihr euch gerade umarmt, jetzt, wo du auch tot bist. Ich würde wissen wollen, ob ich der Sohn eines überzeugten Revolutionärs, Freiheitskämpfers, Guerilleros (wie habt ihr euch eigentlich bezeichnet?) bin oder ob du da mehr so reingerutscht bist, weil du einfach deinem großen Bruder nacheifertest und irgendwann nicht mehr aussteigen konntest. Ob du zwar ein linkes, aber trotzdem nationalistisches Arschloch warst, das auf dem Nachttisch nicht nur das Bild seiner Tochter, sondern auch das von Mustafa Kemal stehen hatte.

Ach, keine Ahnung, Metin, vielleicht würde ich auch einfach nur wissen wollen, wie du meine Mutter in dieser Bar aufgerissen hast und sie später die Anklageschrift für dein Asylverfahren ins Deutsche übersetzte. Entscheidend an dem ganzen Setting ist: Ich bekomme keine Antwort, weil du tot bist. Und nicht, weil du dich einfach nicht für mich interessierst.

Die Chance, dass ich das Telefon in die Hand nehme und dich anrufe, was das Einfachste und zugleich Unmöglichste der Welt ist, und du wieder auflegst, nachdem wir einen unbedeutenden Small Talk geführt haben, diese Möglichkeit gibt es dann nicht mehr. Und selbst wenn du nicht auflegst und wir uns wirklich verabreden würden – sagen wir in einem Kahvehane, sozusagen auf neutralem Boden –, könnte es immer noch sein, dass du dich auf den Stuhl vor mir setzt, zwischen uns zwei Gläser Çay, dass du all meine Fragen beantwortest, mal herumdrucksend, mal nach Worten suchend, aber sagen wir, du würdest antworten, weil du wüsstest: Ich hab nach all den Jahren ein Recht darauf. Nur wenn ich dann durch bin mit meinen Fragen, könnte es immer noch sein, dass du mich im Gegenzug nichts zurückfragst. Gar nichts. Du wartest im schlimmsten Fall einfach, bis der Çay zwischen uns kalt geworden ist, und dann verabschiedest du dich und gehst. Verstehst du, was ich meine? Scheiß auf deine ehrlichen oder gelogenen Antworten. Viel schlimmer wäre es, dass du nichts von mir wissen wolltest. Tote hingegen sind stumm und können einen nicht anschweigen. Du könntest mich nicht ignorieren. Ich würde von selbst erzählen müssen, weil es keinen Sinn mehr hätte, darauf zu warten, von dir darum gebeten zu werden.

Aber jetzt ist es andersherum. Nicht du stirbst, sondern ich. Ich liege gerade auf der Intensivstation. Organversagen. Meine Leber hat beschlossen, nicht mehr mitzumachen. Das ist keine Metapher in einem Bildungsroman für Kanaken oder so. Es lässt sich ganz nüchtern und wissenschaftlich beschreiben: Autoimmunhepatitis. Mein Immunsystem reagiert über, nimmt mich selbst als Fremdkörper wahr und greift die Organe an. Sie geben mir Kortison, in der Hoffnung, dass mein Immunsystem sich von selbst wieder beruhigt. Es klingt kompliziert, ist im Grunde aber ganz simpel: Ich liege hier und warte und aus meinem Hals ragen lauter Schläuche, weshalb ich den Kopf kaum drehen kann, ohne einen stechenden Schmerz bis in die Wirbelsäule zu spüren. Mein rechter Arm ist übersät mit blauen Punkten, Einstichen, so vielen, wie Mama Narben an ihren Beinen hat. Es sind die Zeichen der täglichen Blutabnahme: Jeder Punkt bedeutet neue Blutwerte und damit die Prognose, wie viele Tage mir noch bleiben. Die Werte liegen ausgedruckt neben mir auf der Fensterbank, der Stapel wird von Woche zu Woche größer. Ich übertrage die Daten jeden Abend akribisch in Tabellen auf meinem Laptop: GGT, GOT, GPT. Die Abkürzungen hier im Krankenhaus sind komplizierter als alles, was ich im Ausländeramt kennengelernt habe. Ich dokumentiere mein Verschwinden, und wenn ich mir abends die bunten Graphen anschau, weil ich vor Angst nicht schlafen kann, bilde ich mir ein, zu verstehen, worauf es hinausläuft.

Auf dem Tischchen neben meinem Bett liegt ein Notizblock, alle Seiten voll mit: »Mein Name ist Arda Kaya, und es geht mir gut.« Die Ärzte sagen, ich solle jeden Tag denselben Satz schreiben. Angeblich lässt sich anhand meiner Handschrift ablesen, wie stark sich die Giftstoffe, die meine Leber normalerweise filtern würde, in meinem Gehirn abgelagert haben und ob die Schäden schon irreparabel sind. Ich selbst kann an den blauen Schriftzeichen überhaupt keine Veränderung erkennen, außer dass ich mich von Satz zu Satz, von Tag zu Tag weniger anstrengte und die Hoffnung aus den Buchstaben schwindet.

Morgens bricht zur Visite manchmal eine ganze Brigade von Kitteln herein: Oberärzte, Stationsärzte, Chefärzte, Assistenzärzte, Studis im Praktischen Jahr. Die Ranghöchsten weisen mit einer Geste auf mich, als würden sie mit der Hand ein paar Nüsse abwiegen, während die weniger Wichtigen nicken und sich Notizen machen. Sie erklären mir wenig. Sie sprechen meistens gar nicht mit mir. Auch das erinnert mich ans Ausländeramt, wo der für uns zuständige Beamte immer in der dritten Person über uns hinweg gesprochen hat. Er sagte, in Deutschland brauche jeder dieses oder jenes Dokument, und wir durften uns dann selbst darunter subsumieren, wie man so schön sagt. Ähnlich monologisch wird einem auch hier der weitere Verlauf der eigenen Existenz mitgeteilt. Zwischendurch prüfen sie mich höchstens: Sie fragen, ob ich noch sagen kann, wie ich heiße, in welchem Jahr wir leben, wann mein Geburtstag ist. Ein paar Mal habe ich so getan, als wüsste ich es nicht, um ihre Reaktion zu testen. Es gab keine. Einmal zogen die Kittel anerkennend die Augenbrauen hoch, als ich ihnen erst mein Geburtsdatum nannte und dann dazu erklärte, dass meine Geburtsurkunde lange das einzige Ausweisdokument war, das ich hatte. Warum, interessierte sie nicht. Aber die Tatsache, dass mein Gehirn noch in der Lage ist, sich daran zu erinnern, schon.

Trotzdem würde ich jedem von ihnen die Hand küssen, sollten sie es doch noch hinkriegen, dass ich dieses Zimmer nicht mit den Füßen voran verlasse.

Als ich erfuhr, dass ich ins Krankenhaus muss, bin ich sofort zurück nach Hause gefahren. Vielleicht bin ich wie diese Fische, ich glaube es sind Lachse, die sich irgendwann gegen den Strom auf den Weg machen, zum Ort ihrer Geburt schwimmen und dort sterben. Das Gute daran ist, dass Aylin und Mama mich besuchen können, und weil es in diesem beschissenen Krankenzimmer nichts zu tun gibt, haben sie keine andere Wahl, als auf meine Fragen zu antworten und endlich mit mir zu reden. Allerdings reden sie nur mit mir. Aylin und Mama haben seit über zehn Jahren kein Wort miteinander gewechselt. Sie achten darauf, mich zu unterschiedlichen Zeiten zu besuchen, damit sie nicht gemeinsam in einem Raum sitzen und dieselbe Luft atmen müssen, weil sonst wahrscheinlich eine von ihnen nach einer herumliegenden Gabel greifen und sie der anderen in den Hals jagen würde. Wenn sie nach den Besuchen mein Zimmer verlassen, frage ich mich manchmal, ob sie das Gleiche denken wie ich: dass sie bald nur noch einander als Familie haben, es sei denn, irgendeine der Therapien schafft es, mein Immunsystem davon zu überzeugen, dass ich doch ich bin.

Mit anderen Worten: Unsere Zeit rennt, Metin, mit jeder Zeile.

Hast du dir auch schon mal vorgestellt, dass ich tot bin? Du weißt natürlich nicht, dass ich jetzt gerade hier liege. Nur für den Fall also, dass du nächstes Jahr wider Erwarten auf die Idee kommen solltest, den Hörer doch noch in die Hand zu nehmen oder vor meiner Tür aufzutauchen, nur um dann festzustellen, dass du leider zu spät bist, werde ich es dir hier aufschreiben. Du sollst wissen, wer ich gewesen bin. Damit du niemals die Erleichterung fühlst, von der ich so oft heimlich träumte: von einem Toten angeschwiegen zu werden. Ich möchte dir für immer die Möglichkeit nehmen, nicht zu wissen, wer ich war. Du sollst erfahren, wie es deiner Familie in Deutschland ging, wie im letzten Sommer meiner Jugend alle meine Freunde verschwunden sind und wie auch ich versuchte, vor mir selbst zu fliehen. Du sollst wissen, wie stark es regnete an dem Tag, als Aylin von zu Hause wegrannte, wie sie »Tut mir leid« in mein Ohr flüsterte, die Wohnungstür hinter sich offen ließ und nie mehr zurückkam. Du sollst wissen, wie auch dein Schatten mich hier verfolgt hat, wenn dein alter Freund Serkan Amca mir auf die Schulter klopfte und sagte, ich würde irgendwann werden wie du. Held einer gescheiterten Revolution.

Ich werde diese Geschichten aufschreiben, dir und meinen beiden Halbbrüdern. Damit sie wissen, dass sie noch einen Bruder und auch eine Schwester hatten, damit sie erfahren, wem ihr Vater nie Vater war, damit sie schätzen lernen, wie viel Zeit und Liebe sie von dir bekommen.

Fast so schwierig, wie »Papa« zu sagen, ist es für mich hier, »ich« zu sagen. »Papa« klingt ausgesprochen falsch, »ich« löst schon vorher ein Stocken, einen Muskelkrampf in der Zunge aus. Ich werde es trotzdem tun. Auch wenn dieses »ich« immer ein anderer war. Ich werde von mir erzählen, Metin, aber ich werde permanent lügen. Nichts stimmt, und doch ist jedes Wort wahr.

Auf dem einzigen Foto, das ich von dir habe, trägst du eine dicke goldene Brille über dem Schnauzer und unter dem linken Auge, zwischen Bart und Brillenbügel, sitzt ein Leberfleck. Du bist versunken in einer Ledercouch, hast eine Kippe im Mundwinkel und Aylin auf dem Schoß. Sie lacht, kitzelt dich, während du versuchst, mit Serkan Amca, der dir gegenüber sitzt, Ellibir zu spielen. Mama ist nicht auf dem Foto, wahrscheinlich war sie es, die aufgestanden ist, ihren Kugelbauch in die Ecke des engen Zimmers geschoben und das Foto geschossen hat. Anders als Serkan Amca, der entspannt lächelt, ignorierst du die Kamera. Oder tust zumindest so. Trotz der Brille hältst du dir die Karten direkt vor die Nase. Du wolltest nicht, dass dein Gesicht erkennbar ist, nicht wahr? Vielleicht wolltest du nicht fotografiert werden beim Spielen, nicht mal beim Kartenspielen mit deinem alten Freund. Vielleicht war dir aber in dem Moment auch schon klar, dass du weg sein wirst, noch bevor der Film entwickelt ist, und du wusstest nicht, welchen Blick du mir hinterlassen solltest. So wie auch ich dir jetzt kein Foto hinterlassen will. Also beschreibe ich mich: Dein Sohn hatte dicke, schwarze Locken, genau wie seine Schwester. Er hatte eine hohe, klare Stirn, kräftige Augenbrauen, ein bisschen wie der Nike-Swoosh, und darunter die Augen seiner Mutter, nur noch dunkler, fast schon schwarz, tief im Gesicht liegend. Unter dem linken Auge hatte er, wie du, einen schwarzen Fleck. Sein Vatermal. Und er hatte deinen schmalen Mund, deine dünnen Lippen.

Heute Morgen stand ich vor dem Badezimmerspiegel, legte meinen Finger auf diesen Fleck und fragte mich, wie mein Gesicht ohne ihn aussehen würde. Als ich den Finger wegnahm, war der Fleck nicht mehr da. Er klebte an meiner Fingerkuppe. Ich holte tief Luft, schloss die Augen und pustete ihn weg.

2

»Beeilt euch«, schreit meine Mutter. Als würden wir uns nicht längst beeilen. Wie am Fließband schmieren Aylin und ich eine Stulle nach der anderen, während sie den ganzen Morgen nichts anderes tut, als ihre Zigaretten zu suchen. Aber Aylin und ich sind ein eingespieltes Team. Sie fingert eine Brotecke aus der Plastiktüte, drückt sie mit beiden Händen flach, streicht dick Margarine drauf und schmeißt sie über den Tisch, wo sie auf dem Teller vor mir landet. Ich schütte ordentlich Salz drauf, teile sie in der Mitte, klatsche die beiden Hälften aufeinander, und wenn ich sie in Alu gewickelt habe, landet schon die nächste Scheibe auf dem Teller vor mir. Das Brot ist so hart wie der getrocknete Schwamm in der Spüle. Mit Sicherheit werde ich später nichts davon essen. Aber das sage ich jetzt. Wer weiß schon, wie lange es heute dauern wird.

Aylin sitzt mir gegenüber wie ein Zombie. Sie erledigt alle Handgriffe mit geschlossenen Augen, den Kopf auf die Brust gelegt. Allerdings ist sie nicht müde, weil es noch so früh ist, sondern, weil sie einfach immer müde ist. Ihre dunklen Locken hängen bis in die Margarineschale vor ihr und sie trägt immer noch das schwarze Minnie-Maus-Shirt, das sie seit letzter Woche nicht mehr ausgezogen hat,

nicht mal zum Schlafen. Wahrscheinlich bildet sie sich ein, der Minnie-Maus ähnlich zu sehen. Was irgendwie stimmt. Aylin hat dieselben großen Augen, lange Wimpern, runde Wangen und sie hatte diese gepunktete Schleife schon, bevor sie das Shirt von Nalan Teyze geschenkt bekommen hat. Aus den Ärmeln ragen ihre Unterarme wie zwei dünne Äste. Sie sind immer noch voll mit dunkelroten Kratzern. Sie hätte mit einer Katze gekämpft, um die Minnie-Maus zu verteidigen, antwortete Aylin, als ich sie das erste Mal fragte, woher sie die Kratzer hat. Als sie auch Tage später noch nicht verheilt waren und ich Aylin noch mal fragte, sagte sie, dass sie mit dem Fahrrad in einen Dornbusch gefallen sei. Wir haben kein Fahrrad, weder sie noch ich, aber ein drittes Mal werde ich nicht fragen.

»Ihr habt meine Zigaretten ganz sicher nicht gesehen, ja?«

Meine Mutter durchsucht im Flur hektisch die Taschen ihrer Jacken am Haken. An ihrer Stimme kann ich hören, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis sie uns verantwortlich machen wird. So läuft das immer. Statt selbst zu suchen, schreit sie so lange rum, bis ich die Zigaretten oder den Schlüssel oder was auch immer aus der Sofaritze ziehe oder hinter der Toilette finde.

»Ah, ich hab schon«, ruft unsere Mutter und Aylin hebt den Blick, nur um kurz mit den Augen zu rollen.

»Seid ihr so weit?«

»Du bist doch selbst noch gar nicht angezogen.«

Aylin steht auf, schlurft zum Kühlschrank, stellt die Margarine zurück und schmeißt die silbernen Alubarren in eine Plastiktüte.

»Doch, doch«, sagt unsere Mutter, während sie versucht, in ihre Jacke zu kommen, ohne die Tasse Kaffee abstellen zu müssen.

»Wenn wir die Ersten sind, geht es ganz schnell.«

Als unsere Mutter es endlich in die Jacke geschafft hat, steht sie vor der Wohnungstür, zündet sich eine Zigarette an und führt hastig im Wechsel die Hand mit der Kaffeetasse und die mit der Zigarette zum Mund. Kaffee und Kippe, jeden Morgen. Ihr K-und-K-Frühstück, so nennt Aylin es. Wenn wir unsere Mutter wecken müssen, weil sie allein immer verschläft und dann nicht pünktlich zum Imbiss kommt, stellen wir ihr eine Tasse Kaffee, eine Schachtel Camel, ein Feuerzeug und ein Glas Wasser auf den Nachttisch. Aylin stupst sie dann vorsichtig an, während ich ihr mit der Fernsehzeitschrift den Kaffee-Dampf zufächere. Sobald unsere Mutter ein gerötetes Auge öffnet, verlassen Aylin und ich das Zimmer, manchmal sogar die Wohnung. Niemand weiß, welche Laune der schlafende Riese haben wird, nachdem er geweckt wurde.

»Das sagst du jedes Mal und es stimmt nie!«

Meine Schwester hat recht. Auch wenn ich mich nicht trauen würde, das zu sagen. Es geht nie schnell, es dauert immer den ganzen Tag.

»Na, mach schon«, sagt meine Mutter und ihr Blick fällt auf Aylins nackte Arme.

»Was? Willst du etwa so rausgehen? Hast du mal aus dem Fenster geschaut?«

»Na und?«

»Na von mir aus, wie du willst. Deine Sache, wenn du krank wirst. Hast du alles?« Genervt hält Aylin einen braunen Umschlag hoch.

»Dann haydi jetzt. Komm her, Arda, komm schon, Schatz.«

Draußen geht gerade erst die Sonne auf. Selbst der Penner in der Bushalte vor unserer Haustür schläft noch. Bis auf ein paar Autos, die die leere Hauptstraße entlangjagen, ist niemand zu sehen. Nicht dass hier zu anderen Tageszeiten mehr los wäre. In ihren mit Strasssteinchen besetzten Turnschuhen tippelt meine Mutter vorweg. Keine Ahnung, wie jemand mit so kleinen Füßen, nicht größer als zwei Kartoffeln, so schnell laufen kann. Während ich versuche, mit ihr mitzuhalten, höre ich hinter mir Aylin die Plastiktüten über den Bürgersteig schleifen.

»Warum bitten wir nicht einfach jemanden, uns mitzunehmen? Die fahren doch eh alle in die Stadt?«

Die Augen meiner Schwester verfolgen einen schwarzen BMW, der an uns vorbeirast.

»Kannst dich ja mal an den Straßenrand stellen. Mal gucken, ob jemand anhält«, sagt unsere Mutter, ohne nach hinten zu schauen.

Als wir am Ausländeramt ankommen, sind wir nicht die Ersten. Natürlich nicht. Eine lange Schlange von Menschen zieht sich die Stufen des roten Backsteingebäudes hinauf bis vor die Doppelglastür mit dem Adler drauf. Alle haben Tüten, Beutel oder Rucksäcke dabei – wahrscheinlich alle voller Brote mit Margarine und Salz.

»Ich hab ja gesagt, ihr seid zu lahm«, raunzt unsere Mutter, wirft dabei aber nur meiner Schwester einen bösen Blick zu. Als würde sie sich an die Arbeit machen, krepelt sie die Ärmel hoch und stiefelt auf die Schlange zu, doch da teilt sich der Adler schon in der Mitte und alle strömen hinein.

Im Eingangsbereich spuckt die Maschine den Zettel mit der Nummer aus und mit den anderen betreten wir den längsten grün gefliesten Flur der Welt, an dessen Ende eine rote Leuchttafel mit kleinen, blinkenden Zahlen hängt. An dieser Tafel werden unsere Augen von nun an kleben.

»Otur oraya«, sagt meine Mutter so leise, dass ich es kaum hören kann. Mit den Augen weist sie auf den Stuhl gegenüber von sich. Aber es geht nicht wirklich um den Stuhl. Sie will mir klarmachen, dass wir ab jetzt nur noch leise und Türkisch sprechen sollen. Keine Ahnung, warum. Dass wir flüstern, leuchtet mir ja irgendwie noch ein, weil jeder Schritt und jedes Wort durch den gesamten Gang hallen. Aber aus irgendeinem Grund gehört es zu den geheimen Regeln von stillen Räumen, dass wir hier ausschließlich Türkisch sprechen. Wahrscheinlich passen wir uns einfach an. Wahrscheinlich muss man sich im Ausländeramt auch benehmen wie Ausländer. Und in Arztpraxen und beim Arbeitsamt ist es genauso.

»Sind es die Fensterrahmen?«

»Nein.«

»Sind es die Holzstühle?«

»Nein.«

»Ist es das Braun in den Sonnenblumen?«

»Nein.«

»Ich hab keine Lust mehr.«

»Komm schon!«

»Arda, hier gibt's aber nur Fensterrahmen, Holzstühle und Sonnenblumenbilder! Und Fliesen, aber die sind nicht braun, sondern grün!«

»Stimmt nicht.«

»Doch!«

»Es ist das Knie von dem da vorne.«

Mit den Augen deute ich auf einen Mann am Ende des Flurs, der ein Bein von sich gestreckt hat. Als meine Schwester die eitrige Wunde an seinem Knie entdeckt und sich ekelt, muss ich lachen.

»Mit dir stimmt was nicht«, sagt sie, holt einen Handspiegel hervor und fängt an, ihre Augenbrauen zu kämmen. Das macht sie immer, wenn sie genug von mir hat. Ich überlege, was ich tun könnte. Es ist so langweilig hier, dass ich sogar in Erwägung ziehe, meine Hausaufgaben zu machen. Aber beim letzten Mal wollte mein Lehrer die Übungen, die ich nachgemacht hatte, nicht mal sehen. Ich hätte das Buch einpacken sollen, das Aylin mir zum Geburtstag geschenkt hat. Dann könnte ich jetzt wenigstens mit dem kleinen Piraten auf Walfang gehen. Ich hole meinen Block und meine Stifte heraus, lege mich auf die kalten Fliesen, und während ich eines der Sonnenblumenbilder von den Wänden abmale, frage ich Aylin, wie der Künstler es wohl geschafft hat, die Blumen abzumalen, ohne dass sie in der Zwischenzeit verwelkt sind. Mit gerunzelter Stirn und perfekt gekämmten Augenbrauen betrachtet sie das Bild über uns.

»Ich glaub nicht, dass der die abmalt, sondern so aus der Fantasie heraus«, behauptet Aylin.

Am Ende des Flures schieben sich die Vorderreifen eines Rollators um die Ecke, dann zieht eine Frau mit Hexengesicht langsam nach. Sofort springen zwei Männer auf, um der Alten ihren Platz anzubieten. Die Frau erinnert mich an meine Anneanne. Sie tut so, als wäre sie überfordert und könne sich nicht entscheiden, dabei setzt sie sich nur nicht, weil sie die Aufmerksamkeit der beiden zu sehr genießt. Der eine legt eine Hand auf seine Brust und zeigt mit der anderen auf den freien Stuhl. Der andere tut es ihm nach, fügt aber eine tiefe Verbeugung hinzu, als würde sein Aufenthaltsstatus daran hängen, dass sie seinen Platz nimmt. Aufenthaltsstatus, das Wort habe ich von Aylin gelernt. Das ist nämlich das Wichtigste für uns und der Grund, warum wir hier sind.

»Bitte, bitte«, sagt einer der Männer laut, und weil er damit die Flüster-Regel von stillen Räumen gebrochen hat, beginnt der ganze Flur, sich zu regen. Als er die Frau auf seinen Platz drücken will, öffnet sich eine der unzähligen gleich aussehenden Bürotüren, ein weißhaariger Kopf erscheint und zischt »Pssst«.

Vor meiner Nase landet ein Alubarren.

»Iss mal was!«

Aylin nickt mir zu. Auf einmal spüre ich tatsächlich ein Loch in meinem Bauch und frage mich, wie sie vor mir davon wissen konnte. Nachdem ich die Alufolie abgewickelt und zu einer Kugel geknüllt habe, beiße ich in das Brot. Aber ich beiße nicht ab. Es ist so hart, dass meine Zähne einfach nicht durchkommen.

»Nalan Teyze!«, ruft Aylin. Als ich den Blick von der Brotscheibe hebe, die ich gerade noch daraufhin untersucht habe, ob mein wackelnder Eckzahn drin stecken geblieben ist, kommt Nalan Teyze mit einem breiten Grinsen auf ihren roten Lippen

und einem silbernen Kochtopf in den Händen vom Ende des Gangs auf uns zu. Aylin springt auf, rennt ihr entgegen und fällt ihr um den Hals. Sie liebt Nalan Teyze. Manchmal glaube ich, sogar mehr als unsere Mutter. Auch ich stehe auf, und weil wir die ganze Zeit Türkisch sprechen, bin ich irgendwie in diesem Modus, dass ich sie mit einem Handkuss begrüßen will.

»Was soll der Quatsch«, sagt Nalan Teyze und zieht ihre Hand weg. »Bin ich deine Anneanne?«

Kurz denke ich, sie ist jetzt wirklich sauer, aber dann lächelt sie und sagt »Voilà!«, bevor sie mit einer großen Geste den Deckel von dem Topf in ihrer Hand nimmt, als säßen wir in einem noblen Restaurant und nicht auf dem kalten Flur des Ausländeramts. Der Topf ist bis zum Rand voll mit gefüllten Weinblättern, die saftig glänzen und mit Zitronenscheiben bedeckt sind.

»Das hättest du nicht tun müssen«, sagt meine Mutter, während sie sich von Nalan Teyze links und rechts einen Schmatzer auf die Wangen drücken lässt. »Im Ernst«, fährt sie fort, »die müssen auch lernen, sich um sich selbst zu kümmern.«

»Lass mich doch«, sagt Nalan Teyze und wirft einen Blick den Flur entlang, als wäre jede Person, die hier sitzt, krank.

»Schatz, kannst du kurz raus?«

Unsere Mutter schaut erst auf die Anzeigetafel, dann holt sie den Papierschnipsel mit unserer Nummer aus der Tasche und nickt, bevor sie gemeinsam nach draußen verschwinden, um eine zu rauchen. Sofort greift Aylin in den Topf und schiebt sich ein Röllchen in den Mund.

»Sollen wir nicht auf Mama warten?«, frage ich.

»Du hast sie doch gehört? Jeder muss sich um sich selbst kümmern«, sagt Aylin und greift noch mal in den Topf. Ich weiß, es wird Ärger geben, aber mein Hunger jetzt gerade ist größer als die Angst.

Als unsere Mutter ohne Nalan Teyze zurückkommt und sieht, dass in dem Topf nur noch drei Rollen übrig sind, versteinert ihr Gesicht. Normalerweise würde sie jetzt losschreien, aber weil sie damit gegen die Regeln von stillen Räumen verstoßen würde, legt sie ihre ganze unterdrückte Wut in ein Flüstern, das keines ist.

»Kannst du nicht mal ordentlich essen, ohne dabei alle zehn Finger fettig zu machen!«

Aylin und ich wissen beide, dass das Nachspiel erst zu Hause folgen wird. Wahrscheinlich schon auf dem Rückweg. Auf einmal ist mir völlig schleierhaft, warum wir uns einen ganzen Abend Ärger eingehandelt haben, statt einfach ein paar Minuten auf sie zu warten. Ich frage mich, ob Aylin wohl gerade dasselbe denkt. Aber weil ich mit dem Rücken zu ihr auf dem Boden sitze, kann ich nicht in ihrem Gesicht lesen, was gerade in ihr vorgeht. Stattdessen spüre ich, wie sie beginnt, meinen Kopf zu kraulen. Ich tue so, als würde ich nicht bemerken, dass sie eigentlich nur ihre fettigen Finger in meinen Locken abwischen will. Stumm schauen wir zu dritt auf die Anzeigetafel, bis unsere Mutter irgendwann aufspringt.

»Haydi, wir sind dran!«

Im Gehen zeigt sie noch mit dem Finger auf die rot blinkende 318, bevor sie hinter einer der Türen verschwindet. Aylin schmeißt unsere Tüten und den leeren Topf unter ihren Stuhl, sagt »Holen wir später!« und reißt mich am Arm hoch, unserer

Mutter hinterher.

Im Büro setzen wir uns hin wie immer, als wäre der Schreibtisch des Beamten der Esstisch einer Familie, an dem alle ihren festen Sitzplatz haben: unsere Mutter in der Mitte, Aylin rechts und ich links von ihr, direkt vor der Schreibtischecke, wo der Wackeldackel steht. Vorsichtig stupse ich mit dem Finger gegen die Hundenase, während der Beamte unheimlich schnell redet. Derselbe Köter oder zumindest diese Rasse ist auch auf dem Familienfoto, das an Aylins Tischecke steht. Darauf sehen die Köpfe des Beamten, seiner Frau und seines Sohnes, der etwa in meinem Alter sein muss, aus wie Kürbisse, auf die jemand mit einem Edding ein breites Grinsen gemalt hat.

Der Termin läuft ab wie immer. Der Beamte auf der anderen Seite des Schreibtisches schaut keinem von uns in die Augen und sagt eintausendmal *Bundesrepublik*. Ich weiß inzwischen, dass meine Mutter nicht nickt, weil sie irgendetwas von dem, was der Typ vor ihr wie ein Roboter von sich gibt, versteht, sondern, weil sie sagen will: »Du bist der Boss mit der Uhr am Arm und wir gehören zu den Guten, die das nicht infrage stellen.« Es ist dasselbe Nicken, das unsere Mutter immer zeigt, wenn jemand in Kittel oder Uniform oder mit Schild auf der Brust vor ihr sitzt oder wenn die Männer mit den Aktenkoffern vor der Tür stehen, um irgendwelche Sticker auf irgendwelche Möbel zu kleben. Sobald diese Männer dann nicht mehr da sind, schüttelt sie nur noch den Kopf, stellt doch alles, was sie gesagt haben, infrage und beleidigt sie anschließend in einem fort. Aber noch nickt meine Mutter. Ich versuche, den braunen Dackel auf dem Tisch so anzustoßen, dass er mit ihr Takt hält. Als der Beamte fertig ist mit seinen Abkürzungen und Paragrafen, fängt sie an zu sprechen, und zwar noch schneller als er. »Sie battelt ihn«, hat Aylin mir mal erklärt, »sie zeigt der Kartoffel, dass sie Deutsch draufhat.« Dabei legt unsere Mutter ihre Hände schützend auf meine und auch auf Aylins Schulter, die überhaupt keine Anstalten macht, ihre Hand abzuschütteln. Ich kann nicht anders, als darüber zu staunen, wie gut die beiden darin sind, so zu tun, als wäre alles in Ordnung, vor allem wenn Nachbarn oder Lehrer oder Bullen in der Nähe sind. Plötzlich sind sie dann ein Team. »Und die Kinder«, sagt unsere Mutter, »die sind jetzt nun mal hier, Herr Kowalski, sie sind hier geboren und brauchen eine Staatsbürgerschaft, irgendeine! Und die türkische haben sie nie bekommen, weil der Vater ja verfolgt wurde.«

Aus dem Briefumschlag, den Aylin ihr zuvor unauffällig auf den Schoß geschoben hat, holt unsere Mutter lauter Papiere hervor: Geburtsurkunden, Fotos, sogar Zeugnisse sind dabei. Sie legt alles auf den Tisch und schiebt den Stapel an dem Wackeldackel und dem Familienfoto vorbei zu Kowalski. Der hält jedes einzelne Blatt hoch, als würde er im Licht seine Echtheit prüfen.

»Aha, so, so, sehr ungewöhnlich«, sagt er und sein Kürbiskopf kommt immer wieder hinter den Dokumenten hervor, um den Blick auf uns zu werfen, als würde er auch unsere Echtheit überprüfen müssen. »Wirklich sehr ungewöhnlich«, sagt er noch einmal und schaut diesmal auf das Mäusegesicht, das sich über Aylins Brust spannt. Er holt ein rosafarbenes Papier heraus und legt es oben auf den Stapel, den er vorsichtig wieder über den Schreibtisch zurückschiebt, als wäre es Geld, das er unserer Mutter leiht und demnächst wieder zurückhaben will.

»Also, das war's dann für heute, Frau Kaya«, sagt Kowalski und zeigt auf die Tür. Und das war es dann auch wirklich. Als wir das Gebäude verlassen, fällt unserer Mutter wieder ein, dass sie immer noch sauer ist wegen der Weinblätter. Trotzdem stimmt sie zu, als meine Schwester vorschlägt, zurück den Bus zu nehmen. Abends kontrollieren sie nie, behauptet Aylin.

»Wenn doch, zahlst du das von deinem Taschengeld, nur dass das klar ist!«

Ich weiß noch genau, wie wir damals im Bus verteilt saßen: meine Mutter vorne, meine Schwester in der letzten Reihe und ich irgendwo in der Mitte. Falls ein Kontrolleur kommen würde, sollte ich so lange so tun, als würde ich mein Ticket suchen, dass sie genug Zeit hätten, um auszusteigen. Eine von beiden würde dann zurücklaufen und mich an der Haltestelle abholen. Während der gesamten Fahrt vibrierte die Scheibe an meinem Kopf. Es wurde gerade dunkel, deutscher Regen prasselte gegen die Scheibe.

Bei dir, Metin, in der Türkei, ist der Regen irgendwie gemütlich. Als wir bei Emre Amca und Sümran Teyze im Dorf waren und es stürmte, setzten Aylin und ich uns manchmal vor das Fenster und beobachteten das Gewitter. Hier ist es anders. Hier ist der Sturm keine Auszeit, sondern alles geht einfach weiter, nur eben nass. So wie immer alles einfach weitergeht.

Genau das wurde mir in diesem Bus klar: dass bald einfach der nächste Tag kommen würde, an dem wir zu dritt früh das Haus verlassen, in dem Backsteingebäude sitzen und den Bus zurück nehmen würden. Und danach wieder und wieder. Ich weiß nicht, ob ich diesen Tag lieber in der Schule verbracht hätte. Ich wusste nur, dass ich am nächsten wieder warten würde, diesmal vor dem Lehrerzimmer, um zu erklären, warum ich, statt im Kunstunterricht zu sitzen, auf einem Flur Blumen abgemalt hatte. Ich begriff: Ich würde immer wieder irgendwo sitzen und mich erklären müssen, während ich etwas anderes verpasse. Und wahrscheinlich dachte meine Schwester, die in der letzten Reihe ihre Füße auf den Sitz vor sich gelegt hatte – die Kopfhörer eingesteckt, die Zeitschrift im Schoß liegend –, dasselbe. Sie dachte an Tansu und ihre anderen Freundinnen, die an diesem Tag ins Hallenbad gefahren waren, wo Aylin endlich hätte herausfinden können, welche geheimnisvolle Macht sich seit Wochen unter ihrem T-Shirt wölbte und wie sie damit alle Hälse im Schwimmbad verrenken konnte, wenn sie am Beckenrand entlangspazierte. Meine Mutter dagegen dachte bestimmt an den Lohn, den sie für diesen Tag nicht erhalten würde, weil sie, statt im Imbisswagen zu stehen, mit ihren passlosen Kindern auf einem Flur herumsitzen musste.

Metin, ich glaube, nichts auf der Welt ist meiner Familie und wahrscheinlich allen, die morgens mit uns vor dem Backsteingebäude standen, so deutlich ins Gesicht geschrieben wie diese geraubte Zeit, die vielen gestohlenen Tage und Stunden, die wir auf irgendwelchen Ämtern verbrachten und die hier noch nicht mal endeten.

Ich denke an all die Stunden, die meine Mutter damit beschäftigt gewesen sein muss, einen Job oder eine Wohnung zu kriegen, oder an die nervige Flötenmusik in der Warteschleife beim hundertsten Arzt, der auch keinen Termin mehr frei hatte, nachdem meine Mutter zehn Minuten lang ihren Namen ins Telefon buchstabiert

hatte. Ich denke auch an all die Stunden, die wir uns selbst stehlen, die wir über unser Auftreten und Lächeln und über unseren Händedruck nachdenken: der vertrauenswürdige Mieter, die fleißige Arbeiterin, das akzentfreie »Ich«. Ich denke an das viele Warten. Ich wartete auf die Schulbücher von der Sozialkasse in den ersten Wochen des Schuljahres. Ich wartete an Staatsgrenzen, wo Uniformen ewig auf meine zerknitterten Papiere starrten, wo ich anschließend manchmal stundenlang in einem weißen Raum saß und die Flecken unter meinen Achseln immer größer wurden, wo kein Grenzpolizist durch die tausend Dokumente blickte, die ich ihm vorgelegt hatte, und wo sich am Ende das akzentfreie »Ich« wieder auszahlte und dafür sorgte, dass ich doch passieren durfte. Ich wartete auf Freunde, ständig eigentlich, auf ihre Entlassung aus der Entzugsklinik, auf ihre Rückkehr nach der Abschiebung, auf den Treppen vor der Polizeiwache, wo einer von uns gerade verhört wurde. Ich wartete zuhause, saß auf dem Küchenstuhl und starrte auf die Wohnungstür, weil ich glaubte, Aylin käme eines Abends wieder zurück. Metin, ich habe so viel Zeit meines Lebens damit verbracht, auf irgendetwas zu warten, und jetzt, da ich hier im Krankenhaus bin und sich die Wochen wie ein einziger nie enden wollender Tag anfühlen, ohne dass irgendetwas passiert, muss ich an deine Zeit im Gefängnis denken und dass du auch fast ein Jahrzehnt gewartet hast und dass uns das vielleicht verbinden könnte, wenn auch ich eine zweite Chance kriege.

Es klopft. Ich weiß, dass es Aylin ist. Die Krankenschwestern klopfen nie und meiner Mutter habe ich gesagt, dass sie heute nicht kommen soll. Meine Schwester tritt leise ein, setzt sich auf den Stuhl neben mein Bett und schaut mich wortlos an. Sie legt ihre Hand auf die Decke, sodass ihre und meine Fingerspitzen sich berühren, ganz vorsichtig, damit der Katheter, der in der Vene meines Handrückens liegt, nicht verrutscht. Und weil es lange her ist, dass wir einander berührt haben. Es fühlt sich an, als würde ein fremdes Tier mir seine Liebe zeigen. Meine Schwester sagt nichts zur Begrüßung und sie fragt auch nicht, wie es mir geht. In ihren Augen sehe ich nur Fragen. Da sind die ganzen letzten Jahre, die wir voneinander verpasst haben. Irgendwann fällt ihr Blick auf die Blutwerte von heute, die ausgedruckt auf dem kleinen Beistelltisch liegen.

»Irgendwelche Neuigkeiten?«

Ich schüttelte den Kopf und über Aylins Gesicht huscht ein Ausdruck von Trauer, bevor sie sich wieder fängt.

»Kann wohl ein paar Tage dauern, bis das Kortison wirkt«, sage ich.

»Siehst auf jeden Fall schon besser aus als gestern.«

Es ist nett, dass sie lügt.

»Aylin?«

»Ja?«

»Kannst du dich eigentlich an die Zeit erinnern, bevor er gegangen ist?«, frage ich.

»Du meinst, Papa?«

»Schatz, wo ist der Schlüssel?«

Ihr Vater kniete vor ihr, packte sie mit beiden Händen fest an den Schultern und wartete darauf, dass sie seinen Blick erwiderte. Aber Aylin konzentrierte sich weiter auf den dunkelblauen Teppichboden zwischen seinen schwarzen Socken.

»Ich weiß es wirklich nicht, Baba.«

Sie wusste, sie konnte hervorragend lügen. In der Schule galt sie sogar als die beste Lügnerin. Als eines der blonden Mädchen mal behauptet hatte, sie und Tansu hätten ihr an den Haaren gezogen – was stimmte, denn sie hassten es, wie sie morgens immer mit ihrem rosa Spielzeugpferd und ihren perfekten Anziehsachen angedackelt kam –, hatte Aylin es tatsächlich geschafft, den Verdacht von sich zu lenken. Sie erzählte Frau Becker einfach, dass gar nicht sie und Tansu dem Mädchen büschelweise Haare ausgerissen hatten, sondern dass es einer von den Jungs gewesen war, und zwar, weil er eigentlich heimlich in das Mädchen verliebt sei. (Menschen, die verliebt sind, taten solche Dinge manchmal. Das hatte ihre Mutter ihr so erklärt, nachdem ihr Vater sie das erste Mal an den Haaren über den Wohnzimmerboden geschleift hatte.) Das war der Trick beim Lügen: Man musste über die erfundene Geschichte eine andere legen, von der man wusste, dass sie stimmte, und dann konnte niemand mehr, manchmal nicht mal man selbst, noch unterscheiden, was Wahrheit und was Lüge war.

Die Einzige, der Aylin nie etwas vormachen konnte, war ihre Mutter. Auch jetzt nicht. Als ihr Vater mit einem Rütteln an der Klinke festgestellt hatte, dass die Tür verschlossen war, und ihre Mutter wütend anschaute, hatte die sofort gesagt: »Guck nicht so, das war deine Tochter!« Seitdem fühlte sich Aylins Kopf an wie ein Heißluftballon, der immer größer wurde und sie noch mehr entlarvte, was ihren Kopf noch heißer werden ließ, und da, wie Frau Becker sagen würde, biss sich die Katze jetzt in den Schwanz.

Doch im Grunde war es egal. Sollten ihre Eltern doch wissen, dass sie die Tür abgeschlossen und den Schlüssel versteckt hatte. Es war ihr auch egal, dass sie später zur Strafe den Staub zwischen den Heizungsrippen wegmachen oder die Toilette putzen müsste. Die Heizungsrippen wären früher oder später eh auf sie zugekommen, weil ihre kleinen Hände angeblich besser dazwischen passten, und die Toilette wäre ein kleines Übel. Denn wenn sie jetzt schon den Schlüssel rausrückte, erwartete sie etwas viel Schlimmeres: Ihr Vater hatte gedroht, er würde das Geld nehmen und abhauen.

»Aylin, ich muss zur Arbeit!«, sagte ihr Vater.

»Gerade hast du aber was anderes gesagt.«

Er atmete schwer aus.

»Manchmal sagen Erwachsene Dinge, die sie nicht so meinen!«

Als müsste er ihr das erklären. Sie war kein Baby mehr und wusste, dass Erwachsene genauso lügen wie Kinder. Das war ja die Sache. Sie hatte nicht vergessen, dass er nach dem letzten Streit tatsächlich die Tür hinter sich zugeschlagen hatte und nicht wiedergekommen war. An dem Tag war ihre Mutter richtig wütend gewesen. Sie hatte die Küche aufgeräumt und den ganzen Tag mit sich selbst gestritten. Oder besser gesagt mit Aylins Vater, aber weil der nicht da war,

schrie und fluchte sie in den Kühlschrank hinein, während sie hektisch die Glasböden abwischte. Danach meckerte sie die Wohnzimmerschränke an, zum Schluss die Duschkabine, und als sie fertig war und alleine in der blitzblanken Wohnung stand, wurde sie mit einem Mal still. Und dieses laute Schweigen, das schlimmer war als ihre Streitereien, war die ganzen nächsten Tage, die ihr Vater weg war, noch in der Wohnung zu hören.

Irgendwann hatte Aylin ihre Mutter trösten wollen. Sie hatte noch nie Kaffee gemacht, aber schon ein paar Mal dabei zugesehen und so schwer, dachte sie, konnte es nicht sein. Also kletterte sie auf die Anrichte, schüttete das braune Pulver in den Trichter, drückte den Knopf und wartete ab. Doch aus irgendeinem Grund lief die ganze Flüssigkeit plötzlich aus allen Öffnungen der Maschine. Als ihre Mutter in die Küche kam und sah, dass Aylin mit ihren Socken auf der Küchenanrichte in einer braunen Pfütze hockte und hektisch versuchte, mit ihren Händen das Wasser um sie herum aufzuhalten, erwartete sie, dass ihre Mutter ausflippen oder loslachen würde. Aber sie tat keines von beidem. Sie atmete einfach nur schwer aus, als wäre sie müde von allem, nahm den Lappen und begann wortlos, den ausgelaufenen Kaffee aufzuwischen. Aylin griff nach ihrer Hand, drückte sie gegen ihre Wange und versprach ihrer Mutter, dass sie niemals weggehen und sie nie alleinlassen würde, woraufhin ihre Mutter nur schluchzte und ihre Hand wegzog. Nicht mal Nalan Teyze konnte ihre Mutter damals aufmuntern. »Ganz ehrlich, sei doch froh«, hatte sie gesagt, als sie gemeinsam auf der Couch saßen, doch ihre Mutter hatte nur noch lauter geweint.

Erst mit der Rückkehr ihres Vaters hatte sich ihre Trauer wieder in Wut verwandelt. Aylin saß mit ihrer Mutter vor dem Fernseher, als sie hörte, wie sich der Schlüssel im Schloss der Wohnungstür drehte. Sie sprang hoch und wollte zur Tür laufen, doch ihre Mutter schickte sie mit einem ernsten Kopfnicken in ihr Zimmer, wo Aylin ihr Ohr gegen die Tür drückte. Ihre Eltern sprachen verdächtig leise, entweder, weil sie genug vom Schreien hatten, oder, weil sie ahnten, dass Aylin sie belauschte. Sie hörte nichts außer Gemurmel und beschloss irgendwann, sich in ihr Bett zu legen und zu warten. Mit der Decke bis unters Kinn gezogen, machte sie kein Auge zu. Erst nachdem sich die Tür ihres Zimmers langsam aufgeschoben und sie die raue Hand ihres Vaters kurz an ihrer Wange gespürt hatte, schlief sie ein.

Wenn sie sich wieder vertragen hatten, waren ihre Eltern immer besonders lieb zueinander. Ihre Mutter begann jeden Satz mit »aşkım« oder »canım« und sprach in ihrer säuselnden Stimme und ihr Vater brachte mehrmals Blumen mit und lobte ständig ihr Essen, auch wenn es überhaupt nicht schmeckte. Aber Aylin hatte keine Lust, wieder tagelang zu warten, bis es so weit war. Also durfte sie den Schlüssel auf keinen Fall hergeben.

»Schatz, Papa kriegt Ärger von seinem Chef, wenn er jetzt nicht geht.«

Noch versuchte ihr Vater ruhig zu bleiben. Das konnte sie an seiner Stimme hören. Sie wusste, wenn er mal ausflippte, dann richtig, aber bei ihm dauerte es. Ihre Mutter wäre längst an die Decke gegangen. Wenn Aylin nur vergaß, die Spülung zu benutzen, packte ihre Mutter sie schon im Nacken, drückte ihren Kopf ganz nah an die Klobrille und sagte: »Wenn du dich benimmst wie ein Hund, muss man dich auch so erziehen!« Ihr Vater war nie so. »Aslan kızım benim« nannte er sie immer, bevor

er Aylin auf seinen Schoß zog und sie mit seinen Bartstoppeln im Gesicht kitzelte. Bei Aylin war ihr Vater jemand anders. Der Mann, der ihre Mutter gerade eben noch an der Kehle gepackt und gegen die Wand gedrückt hatte, das war nicht ihr Vater.

»Ich will mit dir gehen, Baba!«, sagte Aylin.

Ihre Mutter lachte. Aber Aylin meinte es ernst. Schließlich war Tansu ständig in der Schneiderei und half Ridvan Amca, die Knöpfe und Reißverschlüsse zu sortieren. Aylin dagegen war immer nur zu Hause oder neuerdings in der Schule. Einmal war sie sogar aufgestanden, als es draußen noch dunkel war, hatte sich angezogen und vor dem Badezimmer auf ihren Vater gewartet. Fast wäre er über sie gestolpert. »Ich will deine Arbeit sehen«, hatte sie zu ihm gesagt und dabei versucht, möglichst wie ihre Mutter zu klingen. Aber er winkte nur ab. »Aylin, da sind nur Fließbänder mit toten Tieren. Das ist nix für dich.« Doch sie ließ nicht locker, bis er irgendwann sagte: »Ein anderes Mal, versprochen.« Und heute, fand Aylin, war es so weit, dieses Versprechen einzulösen. Wenn er schon tagelang wegging, sollte er sie wenigstens mitnehmen.

»Ich will jetzt die toten Tiere sehen!«

»Aber dann kann Papa danach nicht zocken gehen, nicht wahr?«

Ihre Mutter klang wie die Schlange aus ihrer Zeichentrickserie. Sie stand hinter ihrem Vater und zündete sich eine Zigarette an. Grinsend pustete sie den weißen Qualm nach oben.

»Halt deine Schnauze, Ümran!«

»Na, ihr regelt das schon.«

Ihre Mutter drehte sich um und verschwand in die Küche.

»Ich versprech dir, ich nehm dich mal mit, aber nicht heute. Jetzt mach die Tür auf.«

Seine Stimme klang jetzt ernster. Sie wusste, wenn sie weitermachte, würde er aufstehen, *es reicht* schreien, seine Hand heben, und dann würde ihre Mutter dazwischengehen und alles wäre noch schlimmer.

»Aber du kommst wieder, oder?«

»Natürlich, Aylin!«

»Letztes Mal nicht!«

»Das war was anderes, Schatz.«

»Was denn?«

Er strich ihr über die Wange. Jetzt erst merkte sie, dass ihr Gesicht ganz feucht war. Mit dem Ärmel wischte sie ihre Tränen weg, ging ins Wohnzimmer und kletterte auf die Couch. In den Ritzen suchte sie nach dem Wohnungsschlüssel. Sie spürte, wie er sie dabei beobachtete. Das nächste Mal würde sie ein anderes Versteck nehmen müssen.

»Aferin kızım.«

Ihr Vater nahm ihr den Schlüssel aus der Hand, gab ihr einen kratzigen Kuss und schloss die Tür, ohne sich von ihrer Mutter zu verabschieden. Die stand in der Küche, eine Hand an ihrem Kugelbauch, in der anderen qualmte noch die Zigarette.

»Der kommt so schnell nicht zurück.«

Es klopft wieder an der Tür meines Krankenhauszimmers. Aylin zieht erschrocken

ihrer Hand weg und wirft mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Ich versuche, ihr mit den Augen zu sagen, dass ich unschuldig bin. Aber meine Schwester ist schon aufgesprungen und hat sich mit dem Rücken zum Zimmer vor das große Fenster gestellt, als würde sie auf den Wald hinter der Klinik herabschauen. Meine Mutter betritt raschelnd, mit ein paar Taschen über der Schulter, das Zimmer. Als sie Aylin sieht, bleibt sie stehen und öffnet den Mund. Aber es kommt nichts. Einen Moment lang kommt sie mir unendlich hilflos vor.

»Hallo, Ardacım.«

»Hallo, Mama«, sage ich.

»Ich wollte dir nur schnell frische Unterwäsche und ein paar T-Shirts vorbeibringen.«

Während meine Mutter die Wäsche in den Schrank räumt, dreht Aylin sich um, gibt mir einen Kuss auf meine vom Kortison picklige Stirn und rennt hinaus. Als sie weg ist, setzt meine Mutter sich auf den Stuhl, auf dem gerade noch Aylin saß, und einen Moment lang starrt sie gedankenverloren auf die Tür, bevor sie sich mir zuwendet.

4

Das Wasser war braun und kalt, aber Ümran war endlich allein, und weil nach ihr niemand mehr ins Bad musste, konnte sie so lange in der Wanne bleiben und an Çetin denken, wie sie wollte.

Es musste schon spät sein, der Himmel hinter dem Badezimmerfenster war bereits blaulila und die Spitzen der sich im Wind bewegenden Palmen über dem Vorhang waren nur noch kleine schwarze Schatten, die für sie tanzten wie Dschinns auf der Gardinenstange.

Sie war wie immer die Letzte, die in die Wanne durfte, damit Emre und Sümran nicht in ihrem Schmutz sauber werden mussten. Ümran hatte den ganzen Tag bei der Weintraubenernte mitgeholfen, und als sie sich ausgezogen und in den kleinen Badezimmerspiegel über dem Waschbecken geschaut hatte, klebte sogar noch Erde an ihrer glänzenden Stirn. Früher hatte es sie gestört, dass immer sie in das kalte Wasser steigen musste, obwohl ihr Bruder vom Fußball manchmal aussah wie ein Spatz, der im Schlamm gebadet hatte, und eigentlich viel dreckiger war als sie. Aber neuerdings hatte sie sich nicht nur daran gewöhnt, dass sie als die ältere Schwester in den Augen ihrer Eltern immer auch die Dreckigere sein würde, sondern sie genoss es sogar, weil das Bad der einzige Ort war, an dem sie wirklich allein sein konnte.

Ümran schüttete etwas von dem heißen Wasser, das ihre Mutter aufgeköcht und in dem Blecheimer für sie bereitgestellt hatte, in die Wanne. Sofort breitete sich die Wärme unter ihrem Po aus und mit dem Lappen, der noch mit Seife vollgesogen war, begann sie, sich zu waschen. Sie rieb so feste über ihre Unterarme, wie ihre Mutter es früher getan hatte. Vielleicht stellten sich die Flecken, mit denen ihre Arme und Beine übersät waren, ja doch noch als Schmutz heraus. Ihre Mutter meinte, dass ihre Narben mit der Zeit erst verblassen und dann allmählich verschwinden würden, aber Ümran wusste, sie hatte sie nur wieder beruhigen wollen, weil sie selbst es

gewesen war, die Ümran so verunsichert hatte. Mit offenem Mund hatte sie Ümran im Hamam angestarrt.

»Mein Gott, sind das viele«, hatte ihre Mutter geseufzt und Ümran am Arm herumgedreht wie einen Gegenstand, den sie zu kaufen überlegte.

»Wenn du irgendwann einen Mann hast, wird er glauben, wir hätten dich geschlagen. Und dann wird er glauben, dass er dich auch schlagen kann.«

Tatsächlich hatten die anderen Töchter im Hamam alle eine perfekte Haut, glatt und hell wie der nasswarme Marmorstein, auf dem sie saßen. Dagegen kam sie sich vor wie eine zerbrochene und wieder zusammengeklebte Vase.

Am nächsten Morgen hatte sie, statt dem Unterricht zu folgen, die Unterarme ihrer Mitschülerinnen inspiziert. Nur Fadime hatte eine Verbrennung am Handgelenk und Ayşe eine Pigmentstörung am Ellbogen, aber das war es auch schon. Selbst als sie den Körper ihres schlafenden Bruders absuchte, der ständig mit blutigen Knien und Schürfwunden nach Hause kam, fand sie nicht annähernd so viele Narben wie bei sich. »Olivenöl hilft«, behauptete ihre Mutter, doch Ümran wusste, dass sie immer nur dann zur grünen Flasche auf der Anrichte griff, wenn sie eigentlich nicht mehr weiterwusste. Gegen den Haarausfall ihres Vaters hatte es genauso wenig geholfen wie gegen die abendlichen Bauchschmerzen ihres Bruders. Trotzdem schmierte Ümran die Woche darauf morgens ihre Beine mit Olivenöl ein und wartete ein wenig, bevor sie die Strumpfhose ihrer Schuluniform darüber zog. Mit dem Öl auf der Haut schwitzte sie den ganzen Unterricht über, aber das wäre ihr egal gewesen, hätte es ihre Narben zumindest verblassen lassen. Doch nichts schien sich zu verändern, auch nach zwei Wochen nicht, und als ein paar ihrer Mitschülerinnen anfangen, sich darüber zu wundern, dass es im Klassenraum nach Essen roch, brachte sie das Öl, das sie am Fußende ihres Bettes deponiert hatte, enttäuscht zurück in die Küche.

»Ist nicht schlimm, mein Schatz«, sagte ihre Mutter und strich ihr über den Kopf, »deine Haut hat einfach ein gutes Gedächtnis.«

Es stimmte. Ihr Körper merkte sich wirklich alles. Die meisten Punkte und Flecken stammten von belanglosen Vorkommnissen: Mückenstiche, die sie im Schlaf blutig gekratzt hatte und deren Krusten sie dann nicht mehr in Ruhe lassen konnte. Ein Hund, der sie auf dem Marktplatz gebissen hatte, obwohl sie das blöde Vieh nur hatte streicheln wollen. Schläge vom Stock des Hocas, weil sie mal wieder zu spät zur Koranschule gekommen war. Sie hatte extra viele davon kassiert, weil sie vor den anderen Mädchen die Lippen zusammengepresst und nicht eine Träne verdrückt hatte. Es gab nur eine einzige Narbe, die ihr etwas bedeutete, und das war der Strich auf ihrem Zeigefinger. Sie hatte sich beim Kochen mit ihrer Mutter gestritten und zunächst gar nicht bemerkt, dass sie sich geschnitten hatte. Erst als zwischen den Tomaten ein tieferer Fluss über das Holzbrett lief, fühlte sie den Schmerz dazu. Ihre Mutter erschrak, ließ ihr Messer fallen, nahm Ümrans Finger in den Mund und in dem Augenblick verstand Ümran, dass ihre Mutter selbst im Streit immer für sie da sein würde.

Die ganzen Narben wären vielleicht nicht so schlimm gewesen, wenn sie nicht auch noch so furchtbar dunkel gewesen wäre. Immer wenn Ümran ihre Mutter früher gefragt hatte, warum sie so viel dunkler als die Mädchen in ihrer Klasse war, hatte

sie nur lächelnd geantwortet: »Weil dein Vater seinen Tee so schwarz trinkt«, und eine Zeit lang hatte Ümran sich gefragt, ob ihr Bruder, der viel hellere Haut hatte, dann von einem anderen Vater war. Inzwischen verstand sie den ironischen Unterton, wenn ihre Mutter das abergläubische Gerede der Nachbarn wiederholte. Trotzdem tat sie ihr während der gesamten Schwangerschaft zur Sicherheit lieber etwas weniger vom braunen Sud ins Glas – und siehe da: Sümran wurde tatsächlich mit sahniger Haut geboren. Irgendwann würde ihre kleine Schwester ihr dafür dankbar sein.

Ümran schmerzte jeder Muskel ihres Körpers. Kein Wunder, sie hatte schließlich mit ihrer Mutter in aller Frühe das Haus verlassen, um anschließend mit den anderen den ganzen Tag im Weinberg zu arbeiten. Volkan hatte in der Dämmerung schon am Steuer seines weißen Pick-ups auf sie gewartet. Mit Zigarette unter dem Schnauzer, geöffnetem Hemd, Goldkette auf der Brust und mit gebräuntem Ellbogen aus dem Fenster ließ er den Motor aufheulen, als sie mit ihrer Mutter und den anderen Frauen am Wagen ankam. Er stieß die Autotür lässig mit dem Fuß auf, sprang auf die Ladefläche und half ihnen hoch, einer nach der anderen. Die Töchter legten ihre zarte Hand in seine, so vorsichtig, wie man ein rohes Ei in kochendes Wasser legt, und die Mütter taten es den Töchtern gleich, weil sie noch wussten, wie es ging. Als Ümran an der Reihe war, drückte er ihre Hand kräftiger und länger als notwendig, und in einem Augenblick, in dem die sonst wachsamen Augen ihrer Mutter gerade mal nicht hinschauten, zwinkerte er ihr sogar blitzschnell zu. Volkan war bekannt für seine Art. Aber dass die Mütter ihn für unverschämt hielten – manche benutzten sogar das Wort *gefährlich* –, machte ihn für die meisten Mädchen natürlich nur umso interessanter. Nicht aber für Ümran. Sie dachte die ganze Fahrt auf der Ladefläche von Volkans Transporter an Çetin.

Als sie losfuhren, war es noch angenehm kühl gewesen. Die Sonne schob sich wie eine Orangenscheibe langsam hinter den Bergen hervor, das Meer glitzerte und der salzige Wind drückte gegen ihr noch müdes Gesicht, während sie sich vorstellte, mit Çetin unterwegs nach Izmir zu sein.

Abends, als sie nach dem langen Tag im Weinberg gemeinsam Wasser holen waren, hatte er ihr wieder von der Stadt vorgeschwärmt. »Da schleppt niemand diese Dinger«, hatte er gesagt und den Tonkrug dabei kurz angehoben, sodass sich sein Bizeps auf seinem drahtigen Arm anspannte, ganz leicht, aber doch deutlich. Çetin hatte es nicht mit Absicht gemacht, nicht, um sie zu beeindrucken, so war er nicht. »Alle haben ein eigenes Auto. Und das Wasser fließt dort direkt in die Häuser.« Seine Sandalen setzten im Gleichschritt neben ihren auf und der Staub, den sie gemeinsam aufwirbelten, mischte sich unter ihren Knien zu einer sandigen Wolke. Wenn jemand später diese Strecke laufen würde, dachte Ümran, könnte er ihre Spuren sehen und denken, dass hier zwei Verlobte nebeneinander hergelaufen waren.

»Willst du später mal dort leben?«, fragte sie. Er schüttelte den Kopf und seine dünnen braunen Haare flogen hin und her, wie ein Mopp, an dessen Stiel man drehte. »Istanbul«, sagte er und er sagte es nicht so wie die anderen, nicht wie ein Geheimnis, von dem niemand wusste, ob es wirklich stimmte. Çetin sprach von

Städten wie Izmir und Istanbul wie vom nächsten Regen, der mit Sicherheit kommen würde, auch wenn keiner so genau wusste, wann. Für Ümran dagegen waren Izmir und Istanbul die Hochhausfotos in den Zeitungen beim Bakkal. Es gab sie zwar, aber immer nur in den Berichten anderer und weit weg.

Manchmal sprach sie mit ihren Eltern darüber, was sie nach der Schule machen würde. In keiner der Städte in der Nähe ihres Dorfes gab es eine Universität, aber Istanbul? Ümran konnte sich nicht vorstellen, so weit weg von den nach Teig riechenden Händen ihrer Mutter zu sein, von ihrem Vater, der ihnen abends auf der Terrasse Geschichten erzählte, von ihrem nervigen Bruder und von Sümrans Babygeruch, der zwar bald verschwinden, aber durch ihren eigenen Mädchengeruch ersetzt werden würde. Sie würde lieber bei ihrer Familie bleiben. Es zog sie nicht weg, aber für Çetin würde das wie Hohn klingen. Seine Eltern waren gestorben, als er noch klein war. Woran, wusste keiner so genau. Eine schlimme Krankheit, sagten die Alten, die sich noch erinnerten, und für die waren solche Dinge natürlich immer eine Strafe Gottes. Çetins Eltern oder Großeltern oder Urgroßeltern mussten also sündhafte Menschen gewesen sein und Çetin zahlte in ihren Augen jetzt den gerechten Preis dafür. Sonst hatte er keine Verwandten mehr. Als Kind war er lange Zeit wie eine Katze aufgewachsen, um die alle im Dorf sich ab und zu kümmerten. Er schlief jeden Abend auf einer anderen Couch oder Matratze, bekam mal hier, mal dort ein Abendessen, und wer weiß, was er bei den Leuten dafür schleppen oder tun oder aushalten musste. Ein paar Mal hatte er auch bei ihnen im Wohnzimmer übernachtet und Ümran erinnerte sich noch genau, wie seelenruhig er auf dem Boden gelegen und geatmet hatte, die Augenlider mit den langen Wimpern im Schlaf nie ganz geschlossen.

Irgendwann nahm ihn eine Frau bei sich auf, die alle nur *die alte Witwe* nannten und die immer durch ihr vergittertes Kellerfenster nach draußen schaute, weil sie nicht mehr laufen konnte. Für sie holte er Wasser vom Brunnen, erledigte die Einkäufe oder was es sonst noch zu tun gab. Das ganze Dorf kannte ihn als den Jungen, der mit vier Jahren im Leichenwaschwasser seiner Eltern gespielt hatte. Die Alten hatten für ihn nur Mitleid, die Jungen nur Verachtung. Im Grunde waren seine einzigen Freunde die Katzen, denen er am Straßenrand sitzend den Kopf kraulte. Natürlich, dachte Ümran, wollte er so schnell wie möglich von hier weg.

»In Istanbul gibt es in der ganzen Stadt Musik und Cafés und alle Männer tragen immerzu Anzüge«, sagte Çetin.

»Warst du schon mal dort?«, fragte Ümran.

Wieder wirbelten seine Haare herum.

»Woher weißt du es dann?«

»Ich weiß es eben«, sagte er und wieder klang es wie eine Gewissheit. Sie versuchte, sich Çetin in einem Anzug vorzustellen, aber es ging nicht, genauso gut hätte sie sich den Hoca in Badehose vorstellen können. Çetin hatte die schlaksigsten Gliedmaßen der Welt und einen Gang, der baumelte, wie der Ast eines Gummibaums im Wind. Selbst mit den schweren Tonkrügen voller Wasser in beiden Händen wackelte sein ganzer Körper bei jedem Schritt hin und her. Anzüge hatten etwas Starres und Festes, zumindest wenn ihr Vater sie zu irgendwelchen Hochzeiten trug. Bei den anderen Jungs konnte sie sich vorstellen, wie sie an dem

Tag, da sie mit der Schule fertig sein würden, die Schuluniform gegen eine Militäruniform und später die Militäruniform gegen einen Nadelstreifenanzug tauschten.

Aber Çetin war nicht wie die anderen. Er trug nicht mal eine Schuluniform, weil er nicht in die Schule ging, auch wenn er manchmal so tat und draußen vor dem Gebäude auf das Klingeln wartete, um dann mit ihr und den anderen zurückzulaufen. Er würde immer die Katze bleiben, die sich lediglich hin und wieder dazugesellte, immer in sicherem Abstand, weil man ihn sonst mit Tritten verscheuchte. Und weil er nie einer von den Männern in Anzügen werden würde, würde er auch nie zu jenen gehören, die irgendwann bei ihren Eltern um ihre Hand anhielten. Und vielleicht war es besser so, dachte sie. Sie mochte ihn genau so, ohne Anzug, in seinem flatternden, löchrigen Shirt über den nackten Unterarmen, auf denen die Härchen in der untergehenden Sonne rotblond glänzten. Am besten wäre, wenn er nie älter werden würde. Und sie auch nicht. Dann könnten sie jeden Abend gemeinsam Wasser holen gehen.

»Nimmst du mich irgendwann mal dorthin mit?«, fragte sie. Er schwieg und sie schaute zu ihm rüber, aber weil die Sonne genau hinter ihm stand, war sein Kopf nur noch ein dunkler Pilz.

»Kommt drauf an.«

»Worauf?«

Es kam schneller aus ihr herausgeschossen, als sie wollte. Çetin schwieg erneut und ihr fiel auf, dass sie sich solche Scherze natürlich erlauben konnte, er aber nicht. Würde er so etwas zu ihr sagen, wäre das fast schon so eine Art Antrag, wofür manche ihn wahrscheinlich aus dem Dorf jagen würden.

»Darauf, ob ich es mir leisten kann«, sagte er nach einer Weile und klang dabei erschreckend ernst, was sie irgendwie glücklich machte, aber sich zugleich auch anfühlte wie eine Schlinge um ihren Hals.

Doch Ümran wusste, ihre Eltern würden das Wort *Heirat* sowieso nicht in den Mund nehmen, bevor sie keinen Abschluss hatte. Als ihr Vater einmal mitbekam, dass ihre Mutter und sie an Tagen, an denen sie nichts Besseres zu tun hatten, im Wohnzimmer saßen und Tischdeckchen, Gardinen oder sonst was häkelten – nicht wirklich für ihre Aussteuer, sondern einfach aus Langeweile und um dabei zu plaudern, aber nun gut, wahrscheinlich ging es immer so los –, hatte er nur »also, das hat doch wirklich noch Zeit« geschmault und war beleidigt aus dem Zimmer verschwunden. »Er erträgt den Gedanken nicht«, hatte ihre Mutter gesagt und dann hinzugefügt: »Du bist die Erste, das wird für ihn besonders schwer.« Aber als Ümran sah, dass auch die Augen ihrer Mutter feucht wurden, legte sie die Nadeln weg, setzte sich neben sie und küsste ihre Hand. Wie glücklich konnte sie sich schätzen im Vergleich zu vielen ihrer Freundinnen. Sie hatte einen Vater, der als Lkw-Fahrer mehr als nur ihr Dorf gesehen hatte, und eine Mutter, die, anders als die Mütter ihrer Freundinnen, lesen und schreiben konnte – und beide wünschten sich für Ümran mehr, als nur einen Mann zu finden. Ihre Eltern wollten, dass sie einen Beruf erlernte, irgendwann mal Lehrerin sein würde, und die Vorstellung, später in einer Schule zu arbeiten, war nicht die schlechteste. Auf jeden Fall besser, als Volkan die vom Autofahren stinkenden Socken auszuziehen. Außerdem würde Çetin dann

vielleicht immer noch vor dem Schulgebäude auf sie warten und mit seinen grünen Katzenaugen auf ihre langen Haare schauen wie so oft in letzter Zeit.

Ümran musste lächeln. Wieder waren ihre Gedanken bei ihm gelandet. Sie lag schon so lange im Wasser, dass ihre Finger inzwischen ganz schrumpelig waren.

»Ümran!«

Natürlich musste ihre Mutter genau jetzt schreien.

»Wie weit bist du, soll ich kommen?«

Ihre Mutter stand schon im Badezimmer. Ümran fischte den Lappen aus dem Wasser, gab ihn ihr und lehnte sich nach vorne. Während ihre Mutter immer wieder von oben nach unten über ihren Rücken fuhr, beobachtete Ümran die kleinen Wellen auf der Wasseroberfläche. Es war, als würde das Wasser zittern. Ihre Mutter hielt plötzlich inne.

»Schon fertig?«, fragte Ümran.

»Psst!«

Ümran richtete sich auf. Ihre Mutter reckte ihren langen Hals in die Luft und zog eine ihrer feinen Augenbrauen skeptisch hoch.

»Was ist los?«

Ihre Mutter hob die Hand und Ümran verstand, dass sie still sein sollte. Sie versuchte, zu hören, was ihre Mutter gehört haben musste. Da war ein Klappern. Ganz leise, aber deutlich. Das Geräusch schien vom Spiegel über dem Waschbecken zu kommen und wurde immer lauter. Der Blechboden der Wanne unter ihrem Po begann zu vibrieren. Dann klirrte es plötzlich. Der Spiegel war von der Wand gefallen und auf den Fliesen zerschellt.

»Raus!«, schrie ihre Mutter und zog Ümran mit einem Ruck an den Haaren aus der Wanne. Ein weiterer Knall fuhr durch das Badezimmer, das Fenster war zerborsten und die Scherben verteilten sich über die nassen Fliesen. Einen Augenblick lang dachte Ümran, ihr sei schwindelig, weil der Boden so sehr wackelte. Sie rannten durch den Flur, Ümran konnte einen kurzen Blick in die Küche werfen, wo sich die Tassen und Teller wie von unsichtbarer Hand an den Rand der Regale schoben und herausfielen. In ihrem Zimmer riss ihre Mutter Sümran aus der Wiege und nahm ihren Bruder auf den anderen Arm. Gemeinsam jagten sie zurück durch den Flur. Von der Decke rieselte Staub und Ümran musste blinzeln, als es im ganzen Haus dunkel wurde.

»Raus, raus!«, schrie ihre Mutter erneut. Die Erde zitterte jetzt noch heftiger. Ümran versuchte, unter den nassen Sohlen nicht den Halt zu verlieren. Draußen war ihr erster Gedanke, dass sie immer noch nackt war. Aber es interessierte niemanden, alle strömten schreiend aus ihren Häusern. Ein Kind kreuzte weinend Ümrans Weg und sie musste ausweichen, um es nicht umzurennen. Eine alte Frau stürzte neben ihr in den Staub. Einen Atemzug lang überlegte Ümran, stehen zu bleiben, aber zwei junge Männer waren schon herbeigeeilt, griffen der Alten von hinten unter die Arme und zogen sie hoch. Ümran versuchte, die gemusterte Hose ihrer Mutter, die zwischen den Menschen immer wieder aufblitzte, nicht aus den Augen zu verlieren. Auf der Hauptstraße zog sich ein langer Riss durch den Asphalt. Die Palmen, Autos und Laternen am Straßenrand wackelten, als stünden sie in einem heftigen Wind.

Auf der anderen Seite der Straße blieb die Menge stehen und formte sich zu einer Menschentraube. Alle schrien, weinten, beteten und hielten einander fest, manche waren in die Hocke gegangen, andere hatten sich auf die Erde gelegt. Auch Ümran ging in die Hocke und bedeckte sich mit ihren Händen, so gut es ging. Jemand legte ihr eine dünne Strickjacke über die Schultern, und als sie sich umdrehte, war die Frau schon wieder auf dem Weg zurück zu ihrem Mann, der mit den Kindern etwas abseits stand. Ihre Mutter fing leise an zu beten, während sie wie alle anderen die Häuser anstarrte. Der Boden fühlte sich jetzt wieder fest an. Der Asphalt war noch warm, aber ihre Sohlen schmerzten. Als Ümran darunter fasste, waren ihre Fingerspitzen voller Blut. Sie musste in Scherben getreten sein.

Dann begann die Straße wieder zu beben und diesmal wollte es nicht aufhören. Die Menge gab einen einzigen Schrei ab, als das Haus direkt gegenüber einstürzte wie ein Wasserfall, nur von unten nach oben, zuerst bröckelten die Steine des Sockels, dann die Fenster und Türen, und zum Schluss fiel das Dach und bedeckte alles, bevor es hinter einer Wolke aus Staub verschwand. Am Ende der Straße krachte ein weiteres Haus in sich zusammen, ebenfalls von unten nach oben, und dann noch eins. Als die Staubwolke sie erreichte, herrschte um Ümran herum nur noch Grau. Die Luft schmeckte kalkig und kratzte in ihrer Lunge. Einige fingen an zu husten. Ümran presste sich die Hände vor den Mund und versuchte, so flach wie möglich zu atmen. Die, die noch standen, sahen aus wie Zementsäulen. Die Erde schien sich jetzt beruhigt zu haben. Ihre Mutter kniete sich neben Ümran und holte die weinende Sümran wieder unter ihrem T-Shirt hervor. In den Augen, die aus ihrem staubigen Gesicht leuchteten, war eine Angst, die Ümran so noch nie gesehen hatte. Ihre Mutter nahm erst Emre in den Arm, dann sie. »Mir geht's gut, Anne«, sagte Ümran, während ihre Mutter sie an sich drückte.

Ganz vorne am Straßenrand stand Çetin. Sie sah ihn nur von hinten, aber sie wusste, dass er es war. Keiner der anderen Jungs hatte diese drahtigen Gliedmaßen und diesen Pilzkopf. Wenn er sich jetzt umdrehte, dachte Ümran, würden sich ihre Blicke treffen und er würde trotz der Dunkelheit vielleicht erkennen, dass sie in der Umarmung ihrer Mutter mit nichts als einer dünnen Jacke bedeckt war. Aber Çetin drehte sich nicht um. Er stand dort, breitbeinig und fest, gar nicht wie die Katze, die er sonst war, und schaute starr auf die Trümmer vor ihm. Fast als Einziger war er allein und plötzlich wurde Ümran klar, dass die Witwe es nicht aus dem Haus geschafft haben konnte.

»Großer Gott, da!«, rief ein Mann.

Er stand nicht weit weg von ihnen und zeigte mit seinem knochigen Finger ans Ende der Straße, wo aus einem der Trümmerhaufen helle Punkte aufflackerten. Wieder ging ein großer Jammerschrei aus der Menge hervor und wie auf Befehl setzten sich alle gemeinsam in Bewegung. Ümran kletterte hinter ihrer Mutter über eine Leitplanke und folgte ihr durch die Dünen. Aus den vielen kleinen Punkten waren inzwischen riesige Flammen geworden. Unter den salzigen Meeresgeruch mischte sich jetzt der von Verbranntem. Als sie den Strand endlich erreichten, war der Sand unter ihren Füßen kalt und es wurde noch kälter, als sie in das dunkle Wasser wateten. Ümran drehte sich um. Eine rot flackernde Wand, Feuer hinter Staub, stand die ganze Straße entlang und reichte bis in den Himmel.

Und es ist dieses Gefühl, erzählt mir meine Mutter, während sie am Fußende meines Bettes sitzt, an das sie sich heute noch erinnert: unter den Sohlen das Brennen des Salzes in den Wunden, an den Oberschenkeln die Kälte des Wassers, auf den Wangen die Hitze des Feuermeers vor ihr. Ich liege hier, höre zu und wünsche, meine Schwester wäre noch geblieben und hätte das auch gehört. Die Tür geht einen Spalt auf.

»Die Besuchszeit ist jetzt vorbei.«

5

Aylin war aufgefallen, dass ihre Anneanne öfter als sonst angerufen hatte, seitdem ihr Vater weggegangen war. Trotzdem hatte sie nicht damit gerechnet, nach Hause zu kommen und sie auf dem Wohnzimmerteppich aufgereggt auf und ab laufen zu sehen.

»Beide sind zu viel, Ümran, keine Widerrede, die Große kommt zu mir!«, sagte ihre Anneanne und baute sich vor ihrer Mutter auf. Obwohl die eine saß und die andere stand, waren ihre Nasenspitzen auf gleicher Höhe. Ihre Anneanne war zwar klein, konnte mit den feuerroten Haaren, den stechenden Augen und dem goldenen Eckzahn trotzdem richtig furchteinflößend aussehen. Ihre Mutter schien das nicht zu beeindrucken. Sie griff in aller Ruhe nach dem Feuerzeug auf dem Couchtisch und zündete sich eine Zigarette an. Die Augen ihrer Anneanne verengten sich. Kurz dachte Aylin, sie würde ihr die Zigarette wieder aus dem Mund reißen.

»Wir kommen schon klar, Anne«, sagte ihre Mutter und blies den Rauch durch ihre Nasenlöcher langsam wieder aus.

»Ach ja? Ümran, im Schrank sind nur Tütensuppen, das Mädchen ist völlig abgemagert! Sie ist noch nicht mal neun und wäscht ihre eigene Wäsche!«

»Das musst du gerade sagen!«, schoss ihre Mutter zurück.

»Du schaffst es doch nicht mal, dem Mädchen morgens Frühstück zu machen!«

Ihre Mutter legte den Kopf in die Hände und lachte in sich hinein. Aber es war dieses verzweifelte Lachen kurz vor dem Platzen.

»Ich kann mir doch selbst Frühstück machen, Anneanne!«, sagte Aylin und setzte sich zu ihrer Mutter auf die Couch. Ihre Anneanne blickte sie an, als wäre sie ihr gerade in den Rücken gefallen. Aber es stimmte, dachte Aylin. Schließlich sprang sie morgens aus dem Bett, ohne dass jemand sie wecken musste. Sie packte ihre Schultasche ebenfalls alleine, zog sich an, und wenn sie in ihrem Schrank keine sauberen Sachen fand, ging sie in den dunklen Waschkeller, vor dem sie sich nicht mehr zu fürchten beschlossen hatte, und schlüpfte dort einfach in die Hose, die ihr am wenigsten nass vorkam.

»Warum lässt du dir nicht helfen, Ümran?«

»Anne, sie geht doch hier zur Schule.«

Ihre Mutter aschte ab und führte die Zigarette sofort wieder zum Mund.

»Als würde es bei uns keine Schulen geben.«

Ihre Anneanne meinte es ernst. Aber allein der Gedanke, nicht mehr jeden Morgen

mit Tansu gemeinsam zum Unterricht zu laufen, schnürte Aylin die Brust zu. Sie ging gerne in ihre Schule, liebte ihre Klassenlehrerin Frau Becker und neuerdings war sie sogar richtig gut geworden. Wenn Aylin im Unterricht saß und Frau Becker irgendwelche Fragen stellte, konnte Aylin manchmal fast vergessen, dass ihre Mutter zu Hause ständig weinte. Am meisten mochte sie Mathe. Zahlen verschwanden nicht einfach, sondern folgten einer Reihe und tauchten immer wieder auf. Wenn man gut genug rechnen konnte, war alles voraussehbar. Das machte Zahlen nicht nur logisch, sondern auch sympathisch. Bei Menschen wusste man nie. Ihr Vater war über Nacht verschwunden und bei ihrer Mutter konnte sie zu keiner Zeit sagen, mit welcher Laune sie aufwachen würde.

»Frag sie doch«, sagte ihre Mutter und zeigte mit der Hand auf Aylin.

»Was?«

»Frag das Mädchen, ob sie gehen will oder nicht!«

»Ümran, das ist nicht dein Ernst?«

»Warum nicht?«

»Sie ist doch noch ein Kind! Wie soll sie das entscheiden?«

Plötzlich bemerkte Aylin, dass ihr Bruder im Türrahmen stand. Sie konnte nicht sagen, wie viel von dem Streit er mitbekommen hatte, aber er sah ängstlich aus.

»Na, wer ist denn da?«, rief ihre Anneanne und breitete die Arme aus. Doch Arda blickte sie nur stumm an.

»Haben wir dich etwa geweckt, oğlum?«, versuchte sie es noch mal, und als er immer noch nicht reagierte, ließ sie die Arme wieder sinken.

»Sieh dir das an«, sagte ihre Anneanne. »Dein Kind kriegt kein einziges Wort raus, aber du sagst, ihr kommt blendend klar!«

»Er lernt es noch!«

»Wie denn, Ümran? Wenn du ihn nur mit Tütensuppen fütterst? Wie soll sein Gehirn da wachsen?«

»Anne, wir waren beim Arzt. Tausendmal hab ich dir das schon erklärt! Das ist bei manchen Kindern so!«

Dabei vermutete Aylin, dass ihr Bruder eigentlich längst sprechen konnte. Er wollte halt nicht. Aus welchem Grund auch immer. Aber er verstand alles. Er nickte ihr zu oder er schüttelte den Kopf und manchmal glaubte Aylin, in seinem Blick sehen zu können, dass er kurz davor war, etwas zu sagen.

»Erst heiratest du den erstbesten Verbrecher, dann vergraulst du ihn und jetzt müssen deine Kinder es ausbaden!«

»Es reicht jetzt!«, schrie ihre Mutter.

Aylin verstand ihre Anneanne nicht. Sie hatte nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass sie ihren Vater nicht mochte. Bei ihrem letzten Besuch etwa übergab Aylin ihrer Anneanne einen Blumenstrauß, den ihr Vater ihr zuvor in die Hand gedrückt hatte. Aber ihre Anneanne meinte, weiße Blumen seien nur für Gräber, und warf den Strauß kurzerhand in die Tonne. Wenn es eine Person auf der Welt gab, die sich freuen würde, dass ihr Vater nicht mehr da war, dann, dachte Aylin, wäre es ihre Anneanne.

»Wenn du es wirklich willst, Ümran, dann gehe ich jetzt wieder. Aber lass mich sie

mitnehmen, nur bis du dich erholst hast.«

Sie legte ihrer Mutter beide Hände auf die Schulter.

»Es geht mir gut, Anne!«

Ihre Mutter log. Das wusste Aylin. Neulich erst hatte sie gehört, wie sie nachts heimgekommen und auf die Toilette gerannt war. Aylin war aufgestanden und ins Bad gelaufen, wo ihre Mutter würgend über die Toilette gebeugt stand. Als sie sich zurück in ihr Bett legte, kroch Arda wortlos zu ihr unter die Decke und schlief mit den Fingern in ihren Locken wieder ein. Ein paar Nächte später passierte es noch mal. Diesmal war es Arda, der zuerst aufgewacht war. Er stand vor Aylins Bett und tippte ihr gegen die Wange. Das war einer der Momente, in denen sie dachte, er würde etwas sagen. »Was?«, fragte Aylin, aber da hörte sie schon, wie jemand gegen die Wohnungstür hämmerte. »Denkst du, das sind Einbrecher?« Arda nickte. »Die kommen nur zu reichen Leuten.« Es war offensichtlich, dass er ihr nicht glaubte. »Na gut, du Angsthase, ich schau mal.« Im Schlafzimmer ihrer Mutter war die Decke unordentlich über das leere Bett geworfen. Das Hämmern hatte schon wieder aufgehört, als Aylin die Tür langsam öffnete. Im Hausflur hatte ihre Mutter ihre Hose bis zu den Knöcheln heruntergezogen und pinkelte lachend auf den grauen Fliesenboden. Aylin nahm sie bei der Hand, wobei sie darauf achtete, nicht in die Pfütze zu treten, und zog sie in die Wohnung. Nachdem ihre Mutter torkelnd und mit heruntergelassener Hose in ihr Bett gefallen war, holte Aylin aus der Küche einen Lappen und einen Eimer. Das Licht im Treppenhaus schaltete sie nicht ein, damit die Nachbarn nichts mitbekamen, während sie, so gut es ging, den Flur in der Dunkelheit wischte.

Danach verließ ihre Mutter die Wohnung zwar nachts seltener. Aber dafür kamen jetzt öfter Männer zu ihnen nach Hause. Sie rauchten und saßen breitbeinig in dem Sessel, in dem früher ihr Vater gesessen hatte. Mit dem, der aussah wie ein hechelnder Hund, hatte ihre Mutter das erste Mal die Matratze aus ihrem Bett hoch auf den Dachboden getragen. Die ganze Nacht hörte Aylin ihre Mutter über ihnen schreien. Sie hielt Arda die Ohren zu, ohne selbst ein Auge zuzumachen. Am nächsten Morgen schleppten ihre Mutter und der Hund die Matratze wieder herunter. So ging es eine ganze Weile, Matratze hoch, Matratze runter, bis es ihrer Mutter zu anstrengend wurde und sie die Matratze einfach auf den Holzdielen des Dachbodens liegen ließ.

Der mit dem Hundegesicht war auch der Einzige, der am nächsten Morgen noch mit runterkam. Er duschte lange und heiß, und wenn er mit einem Handtuch um die Hüften aus dem Badezimmer in die Küche stolzierte, zog er eine Dampfwolke hinter sich her. Er war groß, seine Schultern, auf die seine nassen Haare fielen, waren viel sehniger und muskulöser als die ihres Vaters und er hatte kein einziges Haar auf der Brust. Dafür baumelte ein goldener Ring an seiner Brustwarze. Ihre Mutter und er sprachen kein Wort miteinander. Sie saßen immer nur am Küchentisch, tranken Kaffee und rauchten wortlos. Dann musste Aylin stets daran denken, wie ihre Mutter und ihr Vater gemeinsam gefrühstückt hatten: er rauchend auf dem Stuhl, mit gerunzelter Stirn über eine Zeitung gebeugt, immer wieder fragend, was bestimmte Wörter bedeuteten. Ihre Mutter vor der Kaffeemaschine, wie sie mit einem kleinen Löffel Zucker in eine der beiden Tassen gab, kurz rührte und die Besteckschublade

mit ihrer Hüfte schloss, bevor sie sich an den Tisch setzte, ihm die Zeitung wegnahm und *zeig mal her* sagte.

»Glaubst du, ich weiß nicht, was du durchmachst, Ümran?«

Die Augen ihrer Anneanne wanderten kurz zu Aylin und dann wieder zurück, bevor sie ihre Stimme senkte.

»Als dein Vater damals starb –«

»Das war was völlig anderes!«, unterbrach sie ihre Mutter.

»Warum lässt du mich denn nicht helfen! Du bist doch meine Tochter!«

»Genau!«

Ihre Mutter sprang auf.

»Ganz genau! Ich bin deine Tochter und ich werde nicht zulassen, dass du sie mitnimmst und ihr dasselbe antust wie mir! Sie bleibt bei ihrer Mutter!«

Es kam Aylin vor wie eine Ewigkeit, dass sie dort so standen – beide schwer atmend, die Zähne aufeinandergepresst, die Augenbrauen zusammengezogen und einander in diesen Kampfgesichtern so ähnlich. Bis ihre Großmutter irgendwann den Blick senkte und die ersten Tropfen vor Aylins Füßen auf dem Teppich einschlugen, wo sie kleine, dunkle Wasserflecken hinterließen.

»Es tut mir leid, Ümran«, flüsterte ihre Anneanne und drückte ihre Mutter an sich.

»Es tut mir einfach alles so leid.«

Doch statt die Umarmung zu erwidern, schaute ihre Mutter nur auf Aylin herunter.

Während sie mir das erzählt, steht meine Schwester wieder am Fenster und schaut hinaus. Als wäre dieses Krankenhauszimmer zu eng für ihre Geschichte. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, aber ich höre, wie ihre Stimme vor Wut zittert.

»Und genau das verlange ich auch von Mama!«, sagt sie. »Dass sie ein einziges Mal zu mir kommt und mich anschaut und nicht sich selbst sieht. Nicht eine schlechtere oder bessere Version ihres eigenen Lebens, sondern nur mich. Und dass sie sich bei mir entschuldigt, so wie Anneanne damals bei ihr!«

Meine Schwester dreht sich um und blickt mich ernst an.

»Verstehst du das denn nicht, Arda?«

Sie klingt unendlich erschöpft. Als hätte sie mich das schon tausendmal gefragt.

»Doch«, antworte ich, weil ich es wirklich verstehe. Ich könnte sie jetzt zurückfragen, wie unsere Mutter zu ihr kommen und sich entschuldigen soll, wenn sie nicht mal weiß, wo Aylin wohnt. Aber ich lasse es.

Aylin tritt vom Fenster weg. Ich merke, dass ihre Gedanken wieder im Hier und Jetzt sind. Ihre Augen tasten meinen ganzen Körper ab und ich versuche mir vorzustellen, was sie sieht: wie ich hier liege, mit Nadeln im Arm und im Hals, seit Tagen ungeduscht, die Haut und die Augen gelb. Ich weiß, dass dieser Anblick der Grund ist, warum sie ständig nach draußen schaut. Weil meine Krankheit sie sonst davon abhält, von sich zu erzählen.

»Was ist denn jetzt der Plan?«, will Aylin wissen.

»Was meinst du?«

»Liegst du jetzt hier nur rum, gibst einmal am Tag Blut ab, und wir warten auf ein Wunder, oder wie stellen die sich das vor?«

Es ist übrigens typisch für deine Tochter, Metin, Fragen zu stellen, auf die es keine

Antwort gibt.

»Es gibt Fälle, in denen eine Spontanheilung eintritt, meinen die Ärzte.«

Aylin setzt sich auf meine Bettkante.

»Redest du mit deiner Leber?«

»Wie meinst du das?«, frage ich.

»So, wie ich es sage.«

Sie legt ihre Hand an meinen Rippenbogen. Die Ärzte haben mir erklärt, dass die Leber keine Schmerzen auslöst, weil sie wohl keine Nerven hat. Sie kann Aylins Berührung also gar nicht fühlen.

»Autoimmunkrankheiten haben viel mit der Psyche zu tun.«

»Aylin, ich glaub nicht an so etwas.«

»Aber an Spontanheilung glaubst du?«

Sie schaut mich an und einen Moment lang herrscht zwischen uns eine ausweglose Stille. Wieder wandern ihre Augen über meinen Oberkörper.

»Tut mir leid, ich wollte nicht –«

»Schon okay.«

Ich greife nach dem Dreieck über meinem Bett und ziehe mich langsam hoch, so dass ich aufrecht sitze.

»Weiß Oma eigentlich Bescheid?«, frage ich.

Aylin schüttelt den Kopf. »Glaub mir, sei froh. Sonst würde sie dir jeden Tag stundenlang aus dem Koran vorlesen.«

Wir lachen. Gerade will ich sie fragen, wie die Jahre bei Oma waren, aber da steht Aylin schon wieder am Fenster.

Erzählen ist wie Wasser, Metin, einmal unterwegs, findet es seinen Weg von selbst.

6

Ganz beiläufig hatte ihre Anneanne angekündigt, dass ihre Mutter sie bald zurückholen würde. Es war an einem heißen Tag gewesen, die Sonne knallte eigentlich viel zu sehr für Gartenarbeit. Ihre Anneanne war jedoch der Überzeugung, man dürfe die Bohnen nicht länger warten lassen, und so war Aylin in einem T-Shirt, das ihr am Rücken klebte, und mit einem schweren Korb in den Händen hinter ihr durch den Garten gestapft, als sie, ohne den Blick von den Ranken zu nehmen, gesagt hatte: »Deine Mutter hat angerufen. Es ist so weit.« Aylin war sofort schwindelig geworden. Der Korb mit den Bohnen, die sie mühsam gepflückt hatten, war vor ihren Gummistiefeln gelandet. Kurz hatte ihre Anneanne sie traurig angeschaut, bevor sie sich hingekniet, die Bohnen wieder eingesammelt und »Ist ja gar nicht schlimm« gesagt hatte.

Aylin stand vor der Vitrine im Wohnzimmer ihrer Anneanne und schaute auf die Fotos. Sie erinnerte sich daran, dass sie das Einzige waren, was ihr in den ersten Wochen hier ein vertrautes Gefühl gegeben hatte. Am meisten das Foto, auf dem sie

Arda im Arm hielt. Wenn sie nachts nicht schlafen konnte, betrachtete sie es oft stundenlang von der Couch aus. Es war der Moment kurz nach Ardas Geburt. Aylin hatte Angst vor diesem Tag gehabt, seit ihr Vater und ihre Mutter sich zu ihr auf den Boden gesetzt hatten, um ihr zu erklären, dass bald noch jemand bei ihnen leben würde. Ihr Vater hatte seine Hand auf den Bauch ihrer Mutter gelegt und sie ihre über seine und beide hatten einander so liebevoll angeblickt, als hätten sie vergessen, dass Aylin auch noch im Raum war.

Von dem Tag an drehte sich alles nur noch um den Sohn, der bald kommen würde. Für den Sohn, der bald kommt, musste ihre Mutter viel essen. Für den Sohn, der bald kommt, musste ihre Mutter sich ausruhen und konnte nicht mit Aylin auf den Spielplatz. Für den Sohn, der bald kommt, stand plötzlich ein Bett in ihrem Zimmer. Erst nach der Geburt, als ihre Mutter mit Arda im Arm zum ersten Mal lächelnd auf der Couch saß, verschwanden ihre bösen Gedanken. Aylin setzte sich neben ihre Mutter, die ihr das schrumpelige Bündel in den Schoß legte, und in ihrem ganzen Körper machte sich eine grenzenlose Angst breit. Sie konnte heute nicht mehr sagen, wer in dem Augenblick hilfloser war, sie oder ihr kleiner Bruder, der in ihren Armen angestrengt atmete, sie mit seinen pechschwarzen Augen anblickte und keinen Laut von sich gab. Damals schon nicht. Genau in dem Moment hatte sich ihr Vater vor die Couch gekniet, um das Foto zu schießen.

In der Vitrine stand neben dem Bild mit ihrem Bruder auch ein Porträt ihrer Mutter. Es musste schon älter sein. Ihre Mutter sah sehr jung aus. Sie lächelte zwar, sah aber trotzdem nicht glücklich aus, fand Aylin. Und dann waren da noch Bilder von Emre Amca und Sümran Teyze, die Aylin nur einmal im Jahr sah, wenn sie aus der Türkei zu Besuch waren, und das eines Mannes mit Glatze und Schnauzer, den Aylin nicht kannte. Er ähnelte ihrem Vater ein wenig, hatte aber einen frecheren Blick. Das Foto war schon vergilbt und viel verstaubter als die anderen. Aylin hatte ein paar Mal beobachtet, wie ihre Anneanne die anderen Bilder in die Hand nahm und abwischte, wenn sie die Vitrine säuberte. Um dieses aber wischte sie immer herum. Nie berührte sie es. Als wäre es heilig. Oder verflucht. Wenn sie gemeinsam am Tisch saßen, bemerkte sie gelegentlich, wie ihre Anneanne Richtung Vitrine blickte und einen ihrer schweren Seufzer ausstieß. Die Sorte Seufzer, von denen Aylin mit der Zeit gelernt hatte, besser nicht nach dem Grund zu fragen. Irgendwann würde ihre Anneanne ihr von selbst erzählen, wer dieser Mann war. So, wie sie immer irgendwann eine Geschichte mittendrin begann, aber nie antwortete, wenn Aylin sie explizit nach etwas fragte. »Ist noch nicht reif«, war einer ihrer Lieblingssätze. Als wären die Erinnerungen in ihrem Kopf wie die Kartoffeln in ihrem Garten, die nicht zu früh rausdurften.

Aylin nahm das Bild mit ihrem Bruder heraus und legte es in ihre Tasche. Sie würde es mitnehmen, beschloss sie. Diesmal würde es nicht ein Andenken an das Zuhause bei ihrer Mutter sein, sondern an die Zeit bei ihrer Anneanne. Bei dem Gedanken spürte sie, wie ihr die Tränen kamen. Nie wieder, dachte Aylin, würde sie ihrer Anneanne das Henna aus den Haaren waschen und nie wieder würde sie neben ihr auf einem Teppich stehen und beten – »Gymnastik für Anneannes«, wie sie es immer nannte.

Es klingelte an der Tür. Jetzt war es also so weit. Ihre Anneanne öffnete und mit

jedem Schritt, den sie ihre Mutter das Treppenhaus hochkommen hörte, pochte Aylins Herz stärker. Wie oft hatte sie sich vorgestellt, wie es sein würde, ihre Mutter wiederzusehen. Nach all den versprochenen Besuchen, aus denen dann doch nur kurzangebundene Telefonate wurden, weil immer irgendetwas dazwischengekommen war. Aylin rechnete damit, dass ihre Mutter anders aussehen würde, bestimmt würde sie eine neue Frisur haben, dicker oder dünner sein, vielleicht sogar anders riechen. Doch als ihre Mutter mit Arda an der Hand die letzten Stufen erreicht hatte, sah sie aus wie an dem Tag, als sie Aylin bei ihrer Anneanne abgesetzt hatte: dasselbe spitze Gesicht mit den hervorstehenden Wangenknochen und der Raubvogelnase, die schmalen Lippen, die sie überschminkt hatte, die frisch gefärbten kastanienbraunen Haare, die muskulösen Waden unter dem engen Rock, die übersät waren mit kleinen Narben. Arda wiederum war mächtig gewachsen. Er hatte jetzt ein richtiges Gesicht. Er begrüßte sie als Erster mit einer festen Umarmung, aber immer noch wortlos. Für einen kurzen Moment spürte Aylin Erleichterung, weil alles wie immer war. Doch dann schaute ihre Mutter sie ungewöhnlich lange an.

»Hallo, Aylin«, sagte sie und tat einen zaghaften Schritt auf sie zu. Sie umarmte sie vorsichtig und ging dann an ihr vorbei, um sich im Wohnzimmer auf die Couch zu setzen.

»Çay?«

Mit einem Tablett, auf dem drei Teegläser waren, kam ihre Anneanne dazu.

»Danke«, sagte ihre Mutter leise, nahm sich eines und Aylin konnte sehen, wie das Glas in ihren Händen zitterte. Während ihre Anneanne und ihre Mutter über das Wetter und den Geschmack des Tees und Nalan Teyze und lauter belanglose Dinge sprachen, schaute ihre Mutter die ganze Zeit aus dem Fenster. Außer bei der Begrüßung im Treppenhaus hatten sie noch kein einziges Mal Blickkontakt gehabt. Aylin suchte in ihrem Gesicht nach einem Hinweis, etwas, das ihr verriet, was ihr Verhalten zu bedeuten hatte. Aber da war nichts. Oder nur etwas, das sie nicht verstand. Obwohl sie im gleichen Raum saßen, fühlte es sich so an, als wären sie immer noch kilometerweit voneinander entfernt.

»Warum geht ihr zwei mir nicht schnell Reis holen?«, unterbrach ihre Anneanne irgendwann die Stille.

Eine ganze Weile liefen sie einfach nebeneinander her. Bis ihre Mutter tief einatmete und endlich sagte, was ihr offensichtlich die ganze Zeit schon auf dem Herzen lag.

»Aylin, möchtest du überhaupt zurück?«

Im Gehen streifte Aylin mit den Fingerspitzen die Hecken der Einfamilienhäuser. Sie hatte nicht damit gerechnet, gefragt zu werden. Als ihre Mutter sie hierhergebracht hatte, war sie ja auch nicht gefragt worden. Sie erinnerte sich noch genau daran, wie sie in der Wohnung ihrer Anneanne, die nach Salben und eingelegtem Gemüse roch, ankam, verstand, dass sie im Wohnzimmer auf einer mit Tüchern und Laken provisorisch überzogenen und trotzdem kratzigen Couch schlafen würde, und dachte, sie würde es keine Woche hier aushalten. Doch inzwischen musste sie sich eingestehen, dass sie ihr Leben hier liebte.

Morgens wachte sie auf und aus der Küche roch es schon nach gebratener Butter.

Sie durfte das Haus nie verlassen, wenn sie nicht mindestens ein ganzes Gözleme heruntergeschlungen hatte, nicht mal, wenn es bedeutete, dass sie zu spät zur Schule kam. Der Geruch von Butter, Weißkäse und Hackfleisch begleitete sie manchmal den Schulweg über bis in den Klassenraum und wenn Aylin ihren Rucksack öffnete, fand sie dort nicht selten statt ihrer Bücher eine fettige Papiertüte und hatte lächelnd im Ohr, wie ihre Anneanne sagte: »Nur dicke Kindern schaffen die Schule.« Ganz anders als zu Hause war Essen hier mit Abstand das Wichtigste. Deshalb musste Aylin auch das ganze Jahr über helfen, das Gemüse im Garten großzuziehen: Im Frühling, wenn die anderen sich auf dem Spielplatz trafen, kniete sie im Garten und steckte Zwiebeln in die Erde. In den ersten Schulwochen schnitt sie Tomaten von den Sträuchern und zog Möhren aus dem Boden. An ihrem Geburtstag rettete sie zwischen Radieschen hängenden Regenwürmern das Leben. In den Herbstferien klopfte sie täglich auf Kürbisse, bis ihre Anneanne zufrieden nickte, und wenn im Hausflur die Stiefel der Nachbarskinder vor Schokolade überquollen, zog Aylin ihre Gummistiefel an und stapfte durch den Schnee, um den Grünkohl reinzuholen. Es war anstrengend, ja, aber es war tausendmal besser, als den Urin ihrer Mutter aufzuwischen.

Andererseits wäre sie zu Hause natürlich wieder bei ihrem Bruder, dachte Aylin. Wie oft hatte sie bei ihrer Anneanne auf der Couch nach einem der borstigen Sofakissen gegriffen und sich vorgestellt, es sei Arda, um den sie ihr Bein schlang. Wie oft hatte sie sich gefragt, wie seine Tage ohne sie wohl aussahen. Schließlich war sie es gewesen, die ihn morgens in den Kindergarten gebracht und ihm abends vorgelesen hatte. Auch Tansu würde sie zu Hause wiedersehen. Das heißt, wenn Tansu sie noch sehen wollte. Am ersten Tag auf der neuen Schule musste Aylin die ganze Zeit daran denken, wie Tansu in ihren blinkenden Turnschuhen morgens vergeblich auf Aylin gewartet haben musste. Sie hätte sich bei ihr melden sollen, das wusste sie. Kein einziges Mal hatte sie den kleinen Zettel mit den blauen Ziffern, den sie noch verzweifelt in ihrem Zimmer gesucht hatte, als ihre Anneanne schon im Treppenhaus auf Aylin wartete, aus der Innentasche ihrer Jacke geholt, um sie anzurufen. Sie hatte es einfach nicht übers Herz gebracht, Tansu zu erklären, dass sie nie wieder gemeinsam zur Schule laufen würden. Es gab Momente, da dachte sie, sie sei wie ihr Vater: abgehauen, ohne Bescheid zu geben.

Ihre Mutter ging ungewöhnlich langsam. Vielleicht wollte sie ihr Zeit zum Nachdenken geben. Als sie am Spielplatz vorbeikamen, war Aylin froh, dass niemand von ihren Mitschülerinnen dort war. Was würden sie denken, sollten sie Aylin jetzt mit ihrer Mutter sehen? Immer wenn Aylin gefragt worden war, warum sie bei ihrer Oma lebte und wo ihre Mutter sei, hatte sie nur »gestorben« geantwortet und dabei versucht, möglichst traurig zu klingen.

»Schatz, warum sagst du denn nichts?«, fragte ihre Mutter. Aylin schaute auf ihre Finger, als wäre sie noch dabei, eine Matheaufgabe zu lösen.

»Also, es gäbe hier auch ein Gymnasium, auf das du gehen könntest. Du müsstest mit dem Bus fahren. Aber das müsstest du bei uns auch.«

Wollte ihre Mutter etwa, dass sie hierliebte? Hatte es nicht immer geheißen, *nur für eine Weile*? Und wenn Aylin sich jetzt entschied zu bleiben, war es dann für immer? Früher hatte sie schon an der Art, wie ihre Mutter ausatmete, gemerkt, ob sie Aylin in

der Nähe haben wollte oder ob es besser war, den Raum schnellstens zu verlassen. Jetzt schaute Aylin sie an und es war, als müsse sie ihre Mutter neu lesen lernen.

Sie waren inzwischen zurück auf der Straße, die nach Hause führte, und Aylin spürte mit jedem Schritt, dass alles auf eine Entscheidung zulief. Ihre Mutter klingelte und der Türöffner surrte. Als Aylin ein paar Stufen hochstieg, wartete im Hausflur ihre Anneanne mit Arda an der Hand.

»Aylin!«

Er riss sich los und rannte ihr entgegen.

»Mann, wo warst du schon wieder?«, sagte er und haute ihr gegen die Schulter. Sie spürte, wie ihre Mutter und ihre Anneanne lächelnde Blicke hinter ihrem Rücken austauschten.

»Hey, Arda, du sprichst ja?«

»Wo warst du?«, wiederholte er böse.

Sie drückte ihren Bruder an sich.

»Nur kurz weg. Aber jetzt bin ich da.«

7

Wenn ich Aylin so zuhöre, Metin, wird mir klar, dass ich schon immer der Klebstoff war, der meine Mutter und meine Schwester zusammengehalten hat. Ich weiß nicht, ob ich vieles verdrängt habe oder ob mein Gehirn schon Matsch ist von diesem Zeug in meinem Blut, von dem die Ärzte gesprochen haben. Jedenfalls habe ich selbst nur noch sehr wenige eigene Erinnerungen an die Zeit, bevor sie endgültig miteinander gebrochen haben.

Ich stehe in der Küchentür, der Kopf meiner Schwester steckt im Kühlschrank. Keine Ahnung, ob sie wirklich hofft, darin etwas zu essen zu finden, oder ob sie nur ihren wütenden Lockenkopf abkühlen will. Beides wird ihr nicht gelingen.

»Wie kann diese Nutte nur den ganzen Tag rumliegen, während wir nix zu fressen haben?«

Aylin knallt die Tür zu und streicht mir über die Haare. Ich wünschte, sie würde das den ganzen Morgen machen, einfach mit ihren Fingernägeln über meine Kopfhaut fahren, statt sich andauernd aufzuregen. Das ist die Sache, die ich bei Aylin nicht verstehe. Jeden Tag streitet sie sich wegen irgendeinem Schwachsinn mit unserer Mutter, zum Beispiel, weil sie die Spülmaschine nicht ausgeräumt hat. Dabei dauert das nur ein paar Minuten. Aber aus irgendeinem Grund lässt sie sich lieber den ganzen Abend anschreien.

»Hier ist so altes Müsli, das könnten wir mit Wasser machen«, murmelt Aylin. Ihr Kopf steckt jetzt im nächsten Schrank.

Ich könnte ihr natürlich sagen, dass ich keinen Hunger habe und heute nach der Schule eh mit Savaş in den Mevlana-Grill gehe, wo uns Serkan Amca Pommes machen wird. Aber wenn Aylin sich über unsere Mutter aufregt und ich nicht so richtig mitmache, wird sie auch auf mich total sauer.

»Ach, schieß drauf«, sagt sie. »Ich hol jetzt Geld, dann kannst du dir was kaufen.«

Aylin schlüpft in die Terliks unserer Mutter und geht auf den Dachboden. Sie weiß nicht, dass ich meine eigene Methode habe, um an Geld zu kommen. Eine, für die man unsere Mutter nicht wecken muss. Ich hab nämlich mit dem Penner, der in der Bushaltestelle vor der Haustür schläft, eine Abmachung: Morgens drückt er mir ein paar Münzen in die Hand, damit ich ihm vor der Schule noch schnell so viele Bierflaschen vom Kiosk hole, wie ich tragen kann, und von dem übrig gebliebenen Geld kaufe ich mir Cola-Kracher. Ich hab den Penner kennengelernt, weil ich dachte, er sei bewusstlos. Ich wollte eigentlich Hilfe holen, woraufhin er meinte, ich sollte ihm lieber Oettinger holen. Keine Ahnung, warum er den kurzen Weg zum Kiosk nicht einfach selbst läuft. Ich schätze mal, das Bier ist für ihn so etwas wie für unsere Mutter der Kaffee am Morgen, ohne den sie nicht aufstehen kann, um sich später wieder hinzulegen. So erkläre ich es jedenfalls dem Kioskbesitzer, der jedes Mal in seinen tabakgelben Schnauzer murmelt, dass er mir die Flaschen eigentlich gar nicht verkaufen darf, es dann aber doch tut.

Während Aylin oben ist, stehe ich im Türrahmen und versuche zu hören, ob irgendwer schreit. Unsere Mutter hasst es nämlich, wenn wir morgens hochgehen. Danach hat sie für den Rest des Tages immer eine Mischung aus schlechter Laune, weil sie geweckt wurde, und schlechtem Gewissen, weil wir sie nackt gesehen haben, auch wenn sie jedes Mal schnell die Decke über sich zieht, wenn man reinkommt.

»Wenigstens hat dieses Schwein immer Kleingeld«, sagt Aylin, als sie zurück ist, und ich frage mich, ob sie damit unsere Mutter meint oder den Mann, mit dem sie dort liegt. Sie lässt einen ganzen Berg Münzen in meinen Umhängebeutel gleiten, in dem auch mein Schlüssel ist, und steckt sich den Schein, der unter dem Berg lag, in die Hosentasche. Schlagartig wird mir klar, dass ich einen Plan brauche, wie ich an den Jungs vom Asylantenheim vorbeikomme. Fast jeden Morgen fangen sie mich ab und drohen, mir die Kette, mit der eine sein Portemonnaie an der Hose befestigt hat, durchs Gesicht zu ziehen, wenn ich ihnen nicht alles gebe, was ich dabei habe. Ich kann mir nicht so richtig vorstellen, wie das gehen soll, eine Kette durch ein Gesicht ziehen, aber ich muss es nicht herausfinden.

»Was ist los?«, fragt Aylin.

Sie hat gemerkt, dass ich zögere, mir den Beutel umzuhängen.

»Lass uns das Geld woanders hintun.«

»Warum?«

»Wer so viel dabei hat, den wollen bestimmt alle beklaue, oder?«

Ihr Blick durchlöchert mich. Aylin hat die Fähigkeit, anderen direkt ins Gehirn zu schauen.

»Keine Sorge, so viel ist es auch wieder nicht!«, sagt sie und hängt mir den Beutel um den Hals. Als ich die Wohnung verlasse, höre ich mich *Bismillah* sagen und komme mir vor wie meine Oma.

Draußen ist es nass und in den Pfützen spiegelt sich der graue Himmel. Ich springe über sie und stelle mir vor, dass es weit entfernte, silbrige Seen sind und ich wie ein Flugzeug über sie hinweggleite.

In der Straße vom Asylantenheim verstecke ich mich hinter einer Mülltonne und

halte Ausschau nach den Jungs. Aber sie sind nirgendwo zu sehen. Mit gesenktem Kopf laufe ich los und versuche trotzdem, die Umgebung im Blick zu behalten. Ich merke, wie sich meine Schritte von selbst beschleunigen, und verlangsamen immer wieder, um nicht auffällig zu wirken. Als ich direkt am Heim bin, schaue ich kurz durch den Zaun auf den großen Spielplatz im Hof. Im Sommer, wenn die Kinder Fußball spielen und die Familien grillen und die ganze Straße nach Fleisch riecht, wünsche ich mir manchmal, wir würden hier wohnen. Aber Aylin sagt immer, dass wir heilfroh sein können, keine Asylanten zu sein. Wir hätten nur keinen Pass, allerdings sei das ein Unterschied, ein ganz gewaltiger sogar, auch wenn sie mir selbst nie so richtig erklären kann, was Asylanten sind. Nur, dass unser Vater einer war. Es muss also etwas Schlechtes sein, denn alles, was mit unserem Vater zu tun hat, ist irgendwie schlecht.

Aus einer Haustür kommen die drei Jungs. War klar. Einer hat eine Cap auf und die anderen beiden tragen dasselbe rote T-Shirt mit einem Drachen drauf. Sofort fällt mein Blick auf die Kette an der Hose des einen, der kein T-Shirt-Zwilling ist. Er trägt sie so tief wie die Typen in den Musikvideos, die Aylin immer schaut. Als könnten sie meinen Blick spüren, drehen alle drei gleichzeitig ihren Kopf in meine Richtung. Sofort entflammt in meiner Kehle ein Feuerball und ich renne los. Ich weiß, es ist dumm, aber ich kann nicht anders. Ich renne und renne und hoffe, dass sie in ihren hängenden Hosen langsamer sind als ich. Meine Lunge beginnt zu brennen, ich kriege Seitenstiche und der Rucksack knallt mir bei jedem Schritt abwechselnd gegen Kopf und Rücken, bis ein Stoß von hinten mich auf den Boden knallen lässt. Als ich mich umdrehe, stehen die drei über mir.

»Warum rennst du weg?«, fragt der eine.

Was für 'ne Frage. »Ich bin zu spät«, murmele ich. An meinen Handballen sind zwei Schürfwunden. Aber weil die Aufregung in meiner Brust zu groß ist, spüre ich keinen Schmerz.

»Lüg nicht«, sagt er und will mich packen, doch da erscheint eine Hand mit rot lackierten Fingern hinter ihm und zieht ihn weg. Es ist Aylin mit einem Todesblick. Meine Schwester ist eine verdammte Löwin, denke ich. Auch die beiden anderen haben sich jetzt umgedreht, aber Aylin konzentriert sich auf den mit der Kette. Sie tritt ganz nah an ihn heran, sodass ihr Kopf über seinem ist, und schubst ihn.

»Was soll das, ihr Pisser?«, fragt sie.

Einen Moment lang habe ich Angst, dass er jetzt wirklich zu seiner Kette greift. Doch er nimmt die Hände nur runter. Auf einmal ist in den Gesichtern von allen dreien eine Mischung aus Angst und Scham.

»Wenn ihr meinen Bruder noch einmal anfasst, komm ich in euer verkacktes Heim und erzähl das euren Vätern, verstanden?«

Die drei schauen auf den Boden.

»Verstanden, hab ich gefragt!«, faucht Aylin und schubst den einen noch mal. Alle drei nicken gleichzeitig und plötzlich tun sie mir leid. Sie treten den Rückzug an und Aylin schaut ihnen noch hinterher, bis sie weg sind.

»So, jetzt zu dir, Freundchen! Warum rennst du weg?«

Wieder diese Frage.

»Die sind zu dritt«, murmele ich.

»Warum sagst du mir nichts?«

»Hast du mich verfolgt?«

Und jetzt lächelt Aylin wieder so, wie nur Aylin lächeln kann.

In der Schule nennen sie mich Asylanten-Arda und Savaş nennen sie einfach nur Sucuk. Sie rufen, dass wir stinken und behaupten, wir wohnen im Müll. Sie fragen, warum wir hässlich sind, obwohl Döner schöner macht. Sie erzählen, wir hätten Läuse und weigern sich, uns zu berühren. Das einzig Gute an unseren Mitschülern ist, dass sie Savaş und mich zwingen, immer ein Team zu sein. Normalerweise. Denn heute hat sogar er mit den anderen über mich gelacht, als Frau Albrecht im Unterricht gefragt hat, warum meine Mutter eigentlich nie zum Elternsprechtag kommen würde, und alle anfangen zu rufen, dass ich gar keine Mutter hätte. Manchmal glaube ich, dass Savaş so zu mir ist, weil er weiß, dass ich ihm alles verzeihe. Er ist wie mein Bruder, weil mein Vater und sein Vater befreundet waren, schon in der Türkei. Aber diesmal muss er sich erst bei mir entschuldigen, und weil er das nicht tut, laufen wir stumm nebeneinander her und hören stattdessen nur unsere Mägen knurren. Spätestens, wenn er die Hausaufgaben von mir braucht, wird er sowieso wieder ankommen.

Die Tür des Mevlana-Grills kündigt uns mit einem lauten Ding-Dong an. Merve Teyze steht hinter dem Tresen und schüttet gerade Cocktailsoße aus einem Eimer nach. Als sie uns sieht, kommt sie nach vorne, knutscht Savaş ab und nimmt danach auch meinen Kopf in ihre Hände, die aus irgendeinem Grund immer nach Erde und nie nach Fritteusenfett riechen. Sie presst meine Wangen zusammen und drückt ihren weichen Mund immer wieder in mein Gesicht hinein, bis jede Stelle ganz heiß und feucht ist. Eigentlich hasse ich es, wenn die Freundinnen meiner Mutter auf mich einknutschen, aber bei Merve Teyze ist das was anderes. Früher war ich sogar eifersüchtig auf Savaş, weil ich heimlich in seine Mutter verliebt war. Merve Teyze hat nämlich die schönsten olivgrünen Augen der Welt, eine Haut so hell wie Butter und traumhaft lange, glatte Haare.

Durch den weißen Vorhang zur Küche, der ein wenig wie unsere Gardinen zu Hause aussieht, kommt Serkan Amca herein. Auch er geht am Tresen vorbei, wischt sich seine riesigen Hände an der dreckigen Schürze ab, wo sie ein paar weitere rote Streifen hinterlassen, und fährt mit seinem kratzigen Bart, der nach Zigaretten riecht, immer wieder über meine Wangen, bis es schmerzt. Dann stemmt er die Hände in die Hüfte und schaut uns erwartungsvoll an.

»Pommes, Männer?«

Es klingt wie alles, was Serkan Amca sagt, mehr nach einer Aufforderung als nach einer Frage. Savaş und ich nicken gleichzeitig, woraufhin er zwei Schaufeln eisige Pommes in die Fritteuse wirft, die zu blubbern beginnt. Savaş geht gleich nach hinten durch. Ich aber setze mich vorne in den Eingangsbereich. So kann ich weiter in der Nähe von Merve Teyze sein. Mir fällt auf, dass an der Wand ein neuer Schriftzug ist.

»Teyze«, sage ich.

»Ja, mein Honig.«

Ich liebe es, wenn sie mich so nennt.

»Was steht da?«

Mit dem Finger zeige ich auf die grün verschnörkelten Buchstaben über ihrem Kopf.

»Schön, was?«, brummt Serkan Amca. Er scheint zu wissen, was ich meine, ohne dass er sich umdrehen muss. Wahrscheinlich ist die kahle Stelle an seinem Hinterkopf eigentlich ein drittes Auge.

»Ja, aber was bedeutet das?«

»Oğlum, du bist Türke! Sag deiner Mutter, sie soll dir endlich Türkisch beibringen!«

Er dreht sich um und schwingt seine Hände durch die Luft wie ein Dirigent.

»Da steht: *Gel, gel, ne olursan ol, yine gel!*«

Er sagt es langsam und mit besonders angestrebter Stimme, als wäre es ein Gebet oder ein Gedicht oder irgendetwas anderes, worauf auf jeden Fall erst mal ein Moment Stille folgen muss, weshalb ich beschließe, lieber nicht noch mal zu fragen, was es heißt. Doch Merve Teyze sieht mir das natürlich an.

»Es bedeutet: *Komm, wer auch immer du bist, komm.* Der Spruch ist von Mevlana und –«

»Ach, halt die Klappe!«, raunzt Serkan Amca sie an. »Das ist nicht einfach ein Spruch!« Mit einem ernsten Blick wendet er sich wieder mir zu. Die Sache scheint ihm wichtig.

»Das ist Weltphilosophie«, sagt er. »Aus Konya, hörst du? Deine Teyze lebt schon zu lange in Deutschland, genauso wie deine Mutter! Aber du bist der Sohn deines Vaters –«

»Sprich nicht so über seine Mutter!«, sagt Merve Teyze. »Auch noch vor dem Jungen!«

Ich habe noch nie erlebt, dass Merve Teyze Serkan Amca unterbrochen hat. Ich glaube, ich habe überhaupt noch nie erlebt, dass irgendwer ihn unterbrochen hätte. Außer meine Mutter vielleicht. Aber die hat auch vor gar nichts Angst.

Wieder wischt sich Serkan Amca die Hände an seiner Schürze ab, nur sieht es diesmal nicht so aus, als würde er danach irgendwen abknutschen wollen.

»Warum nicht? Lüge ich? Ist er etwa nicht der Sohn seines Vaters?«

»Und? Was hat er jetzt davon, dass sein Vater gegangen ist?«

Serkan Amca atmet so tief ein und aus, dass ich seine Nasenflügel von hier aus beben sehen kann. Wenn ich gewusst hätte, dass es zu so einem Streit führt, hätte ich meine blöde Klappe gehalten. Als ich beschließe, nie wieder eine dumme Frage zu stellen, macht es erneut Ding-Dong und drei junge Männer stehen im Laden. Sofort fällt ihr Blick auf Merve Teyze, und ohne ein Wort zu sagen, nur mit den Augen, weist Serkan Amca sie an, in die Küche zu gehen, doch da ist sie schon durch den Vorhang verschwunden, weshalb es irgendwie so aussieht, als hätte sie gehen wollen, und nicht, als wäre sie seinem Befehl gefolgt.

»Bitte schön?«, fragt Serkan Amca und nimmt wieder seine Hände-auf-den-Hüften-Stellung ein.

»Mann, was machst du denn?«

Savaş steht neben mir und zieht an meinem Ärmel.

»Jetzt komm endlich!«, sagt er.

Auf dem Teller vor uns ist nur noch rot-weiße Matsche. Savaş nimmt einen Schluck von seiner Fanta und gibt danach einen leisen Rülps von sich. Als ich die letzte Pommes mit dem Finger nehme und in die Matsche tunke, landet eine schwere Hand auf meiner Schulter.

»Komm mal mit!«, sagt Serkan Amca. Savaş' ängstlicher Blick sagt mir, dass er denkt, was ich denke: dass ich gleich zum ersten Mal in meinem Leben Dresche von einem Vater bekomme, weil ich einen Streit zwischen ihm und seiner Frau ausgelöst habe. Mein Mund wird trocken und die Pommes auf meiner Zunge fühlt sich plötzlich so richtig kartoffelig an. Ich gehe mit Serkan Amca durch die Hintertür auf den Hof, der eigentlich kein Hof ist, sondern eine Zufahrt aus Kies mit vielen Garagen, von denen Serkan Amca und Merve Teyze eine als Lagerraum für den Mevlana-Grill benutzen und wo Savaş und ich manchmal stundenlang die Mayonnaise in Eimern umrühren müssen.

Serkan Amca greift mit der Hand unter die Schürze und holt eine Packung Camel aus seiner Hosentasche. Obwohl sie einander nicht mögen, rauchen er und meine Mutter die gleiche Marke. Er nimmt eine Zigarette heraus und hält mir anschließend die geöffnete Schachtel hin.

»Willst du?«, fragt er, ohne mich anzuschauen.

Ich schüttele den Kopf.

»Gut«, brummt Serkan Amca und zündet sich die Zigarette an.

»Fang niemals damit an.«

Langsam pustet er den Rauch wieder aus und lässt seinen Blick über den nassglänzenden Kies vor uns schweifen. Ich rechne damit, jeden Augenblick eine in den Nacken zu bekommen, doch Serkan Amca zieht nur noch mal an der Zigarette.

»Rauchen ist ungesund, oder?«, frage ich, weil ich die Stille nicht aushalte.

»Ach was, das ganze Leben ist ungesund«, antwortet er, »aber die Scheiße ist zu teuer.«

Ich nicke, als wüsste ich, was Zigaretten kosten.

»Dein Vater hat auch geraucht, wie ein Schlot sogar.«

Jetzt schaut Serkan Amca mich an und ich begreife, dass ich statt meiner ersten richtigen Dresche mein erstes richtiges Männergespräch kriege.

»Was ist Schlot?«, frage ich.

»Sagt man das etwa nicht so?«

Ich bin so dumm. Gerade eben noch hatte ich mir vorgenommen, keine verdammt Fragen mehr zu stellen.

»Doch, ich glaub, das sagt man so«, murmele ich, um die Sache mit dem Schlot schnell zu beenden.

»Deine Teyze ist der Meinung, ich soll noch mal mit dir sprechen, wegen vorhin. Aber ich hab gesagt, du weißt schon, wie das gemeint war?«

Ich hab natürlich keine Ahnung, wie es gemeint war, aber ich nicke trotzdem einfach wieder.

»Natürlich war es nicht gut, dass Metin gegangen ist.«

Serkan Amca atmet schwer aus. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass jemand den Namen meines Vaters jemals so ausgesprochen hat. Aylin nennt ihn immer nur

Papa, unsere Mutter spricht nie über ihn, und andere Erwachsene sagen immer nur *dein Vater. Wo ist dein Vater? Was arbeitet dein Vater?*, fragen sie und ich antworte dann, dass ich es nicht weiß, und wenn sie fragen, warum und weshalb nicht, kann ich nur zugeben, dass ich auch das nicht weiß, und so geht das immer weiter, bis sie ihr Verhör beenden und mich mitleidig anschauen. Aber Serkan Amca hat den Namen einfach so ausgesprochen, als würde er ihn jeden Tag ein paarmal sagen; so, als wäre mein Vater ein Mensch, den es immer noch gibt. Irgendwie mag ich den Gedanken.

»Aber du wirst das irgendwann verstehen. Und du musst trotzdem stolz darauf sein, wo du herkommst.«

Serkan Amca legt mir seine Hand in den Nacken, und kurz erschrecke ich, aber sie ist angenehm warm, glüht fast schon. Diesmal weiß ich wirklich, was er meint. Savaş hat mir mal erklärt, dass, wenn Deutsche einen fragen, wo man herkommt, man einfach nur »Türkei« antworten muss, aber wenn Türken einen fragen, muss man immer die Stadt des Vaters sagen, auch wenn man selbst noch nie dort war.

»Ja, ich weiß«, sage ich und Serkan Amca lächelt, bevor er die Spitze seiner Zigarette noch mal glühen lässt und sie an der Wand ausdrückt.

Savaş sitzt immer noch an unserem Tisch. Er tut so, als würde er das Arbeitsblatt in Sachkunde ausfüllen. Ich weiß genau, dass er eigentlich von mir abschreiben will. Als ich mich zu ihm setze, will er wissen, was sein Vater und ich draußen gemacht haben.

»Wir haben nur geredet«, antworte ich, als wäre es das Normalste der Welt. Dresche oder Reden, was Erwachsene halt so mit einem machen.

Savaş guckt nachdenklich auf den Riss im Fliesenboden.

»Hat er gesagt, warum er sauer auf Mama war?«

Ich schüttele den Kopf.

»Er hat nur gesagt, dass ich stolz sein soll auf meine Heimatstadt.«

Plötzlich habe ich das Gefühl, doch nicht die leiseste Ahnung zu haben, was Serkan Amca von mir wollte. Savaş senkt wieder den Blick.

»Du kannst von mir abschreiben, wenn du willst?«, sage ich und halte ihm mein Arbeitsblatt entgegen, als wäre es eine Friedenspfeife.

»Arda!«

Es ist Merve Teyze, die mich ruft. Ich springe auf, laufe nach vorne und sehe, dass Aylin gekommen ist. An ihrer Hand baumelt ein Regenschirm und an ihren braunen Astronautenstiefeln, die sonst immer perfekt geputzt sind, klebt nasser Dreck.

»Pack deine Sachen, du sollst nach Hause kommen.«

»Warum?«

Kurz schaut mich Aylin an, als wäre ich richtig blöd.

»Wie warum? Weil Mama es sagt!«

»Jetzt schon?«

»Willst du jetzt diskutieren, oder was?«

»Ja«, antworte ich. Nicht weil ich glaube, daran etwas ändern zu können, sondern nur um zu sehen, wie die Diskussion abläuft. Und damit Merve Teyze nicht denkt, dass ich so einfach nachgebe.

»Dann diskutier das mit ihr, kannst dir auf dem Rückweg schon mal ein paar Argumente überlegen.«

»Aber dann bin ich doch schon zu Hause?«

»Richtig, Schlaubischlumpf, und jetzt los, ich bin noch verabredet.«

»Bist du später dann gar nicht da, Aylincim?«, fragt Merve Teyze.

»Leider nicht, Teyze. Ich übernachtete heute bei Tansu.«

»Und was macht ihr zwei heute Abend?«

»Nichts. Musik hören und so.«

»Verstehe«, sagt Merve Teyze und lächelt, als ob Aylin ihr gerade etwas Geheimes anvertraut hätte. »Ihr macht sozusagen auch Frauenabend?«

»Sozusagen«, erwidert Aylin etwas zu spät und gibt mir mit den Augen noch mal zu verstehen, dass sie hier rauswill.

Auf den Stufen zum Mevlana-Grill klappt sie den Regenschirm auf.

»Was macht ihr zwei denn heute Abend?«, äfft sie Merve Teyzes hohe Stimme nach. Dann drückt sie mir den Schirm in die Hand.

»Du findest den Weg, oder, Schlaubi?«

Ich stehe mit einer Tupper-Dose voller lila Haartönung in der einen und einem Pinsel in der anderen Hand auf dem Toilettendeckel, während meine Mutter auf dem Stuhl vor mir sitzt. Wie Brot in Olivenöl tunke ich den Pinsel immer wieder in die Haartönung und streiche mit der Farbe anschließend über ihren Hinterkopf, Schicht für Schicht, ganz langsam, und während über ihr der Rauch ihrer Zigarette wie ein dünner, blauer Faden aufsteigt, stelle ich mir vor, ich wäre ein berühmter Maler und der Hinterkopf meiner Mutter mein größtes Meisterwerk. Als in jedem Scheitel, den ich mit dem Stiel des Pinsels über ihre porige Kopfhaut ziehe, Farbe ist, fange ich an, ihre Haare vorsichtig in Alufolie einzuwickeln. Ich tue so, als müsste ich den Kopf meiner Mutter in unterschiedliche Richtungen drehen, damit ich besser drankomme, dabei mache ich das bloß, weil es sich so mehr anfühlt wie beim Friseur.

»Sag mal, war Aylin heute Morgen eigentlich oben?«, fragt meine Mutter.

»Nein, wieso?«

»Nur so.«

Ich drücke ihren Kopf noch tiefer und versuche, mir den Ton, in dem sie lügt, zu merken.

Als wir gemeinsam vor dem Spiegelschrank in ihrem Schlafzimmer stehen, um uns das Ergebnis anzuschauen, ist meine Mutter bereits umgezogen. Sie trägt ein braun-glitzerndes Oberteil, das einen so tiefen Ausschnitt hat, dass ihre riesigen Brüste fast herausfallen. Im Gesicht hat sie das goldfunkelnde Kleopatra-Make-up aufgetragen und unterhalb ihrer frisch gefärbten Haare hängen große Ohringe. Immer wieder zieht sie mit den Fingerspitzen einen neuen Scheitel und weil ich wirklich keine Stelle vergessen habe, strahlt meine Mutter, beugt sich nach vorne und gibt mir zur Belohnung einen Kuss auf die Stirn. Und noch einen und noch einen, als draußen wildes Hupen zu hören ist.

»Perfektes Timing, Ümran«, beglückwünscht meine Mutter sich selbst. Angespannt läuft sie durch die Wohnung, zupft noch mal die Tischdecke zurecht und schüttelt die

Couchkissen auf. Als es Sturm klingelt, stellen wir uns gemeinsam im Flur auf. Ich weiß, sobald sich die Tür öffnet, werden sie mein Gesicht durchkneten wie einen Manti-Teig. Am schnellsten ist es vorbei, wenn man es einfach über sich ergehen lässt.

Nalan Teyze ist die Erste. Meine Mutter und sie kreischen wie auf Knopfdruck los und fallen sich in die Arme, als hätten sie einander Ewigkeiten nicht gesehen, dabei telefonieren sie ständig. Sie begrüßen sich genauso wie Aylin und Tansu und ich frage mich, ob das vererbbar ist. Nalan Teyze hat den größten Mund, den ich bei einem Menschen je gesehen habe. Und wenn sie lacht, so wie jetzt, reißt sie ihn so weit auf, dass man ihre rosa Zunge und jeden einzelnen ihrer perlweißen Zähne sehen kann. Aus irgendeinem Grund sieht Tansu ihr überhaupt nicht ähnlich. Mit ihrer Lockenmähne könnte Nalan Teyze eher mit Aylin verwandt sein, die wiederum unserer Mutter gar nicht ähnlich sieht. Plötzlich schießt es mir durch den Kopf, dass Aylin und Tansu als Babys vertauscht worden sein könnten. Die beiden sind nämlich wie Savaş und ich, nur noch krasser, sie wurden sogar im selben Krankenhaus geboren. Das würde auf jeden Fall erklären, warum meine Schwester und meine Mutter einander ständig anschreien. Aber es würde auch bedeuten, dass meine Schwester gar nicht meine Schwester ist. Schnell schiebe ich den Gedanken beiseite und beschließe, niemandem von meiner Theorie zu erzählen.

Nacheinander treten die anderen Frauen ein: Merve Teyze, die ihre Augen so geschminkt hat, dass sie noch größer aussehen, als sie sowieso schon sind, Asye Teyze, die mit ihren kantigen Brauen immer ein wenig finster wirkt, und als Letzte die blonde Kader Teyze. Weil sie die älteste ist, wird sie von allen nur Kaddi abla genannt. Sie alle sind laut, haben etwas Glitzerndes an und tragen Tüten voller Börek oder Baklava in beiden Händen, sodass der ganze Raum nach einer Mischung aus Melek-Bäckerei und Karstadt-Parfümabteilung riecht.

»Deshalb hast du diesen Muskel-Arsch, Ümi!«, stöhnt Kaddi Teyze, die sich noch erschöpft am Türrahmen abstützt.

»Wenn ich hier jeden Tag zwei Mal hoch- und runterlaufen würde, würde ich auch so aussehen wie du.« Alle prusten los, meine Mutter am lautesten. Dann ist es so weit.

»Ach du meine Güte! Bist du das etwa, Ardacim?«

Kaddi Teyze hat mich als Erste entdeckt. Ich entspanne schon mal mein Gesicht.

»Mein hübscher Junge!«, brüllt sie und stampft auf mich los, aber weil sie ganz hinten ist, sind die anderen schneller. Vierzig Finger ziehen an meinen Wangen, an meinem Kinn, an meinen Augenbrauen. Die Frauen pressen ihre fett geschminkten Backen auf mein Auge, drücken ihre nassen Lippen auf jede freie Stelle und ich schmecke Lippenstift und ich rieche Haarspray, bis die erste – ich kann nicht sagen, wer – mich packt und zu sich zieht, und ich, um Luft ringend, inmitten einer Schar parfümierter Brüste verloren gehe.

Ich mag Frauenabende. Meine Mutter ist fröhlich und damit niemand das Gefühl hat, leise sein zu müssen, darf ich so lange aufbleiben und fernsehen, wie ich will. Die Freundinnen meiner Mutter schmeißen ihre Jacken und Handtaschen auf mein Bett, gehen in die Küche und beginnen zu kochen, obwohl die Böreks, die sie tütenweise mitgebracht haben, Aylin und mir locker eine Woche als Frühstück

reichen werden. Aus dem Wohnzimmer höre ich sie in der Küche lachen und schreien und so inbrünstig Liebeslieder mitsingen, als gäbe es nichts Schöneres, als betrogen oder verlassen oder verstoßen zu werden. Als sie mit dem Kochen fertig sind, setzen sie sich auf den Balkon, obwohl es draußen inzwischen dunkel, kalt und immer noch nass ist.

»Wir qualmen den Kindern doch sonst die ganze Bude voll«, sagt Kaddi Teyze und meine Mutter willigt ein, weil sie sonst zugeben müsste, dass sie ständig drinnen raucht. Merkwürdigerweise isst niemand etwas von dem ganzen Zeug, das sie stundenlang zubereitet haben. Nur ich sitze mit einem Teller Manti mit Joghurt auf der Couch, während im Fernsehen ein Cowboyfilm läuft, der mich nicht interessiert. Ich weiß aber, dass es nicht mehr lange dauert, bis die Werbung mit den Frauen losgeht, und damit es nicht so offensichtlich ist, dass ich darauf warte, tue ich jetzt schon so, als würde ich es total spannend finden, wie Männer auf Pferden neben Zügen herreiten.

Die Tür zum Balkon ist einen Spalt offen. Deshalb kriege ich mit, dass sie den ganzen Abend über Asye Teyzes Kopftuch-Nachbarin lästern, über ihre herrschsüchtigen Mütter, über ihre faulen Söhne – und es scheint sie nicht im Geringsten zu stören, dass ich nebenan sitze –, über ihre zu lauten oder zu stummen oder zu nichtsnutzigen oder immer nur arbeitenden oder spielsüchtigen Männer, und dazwischen höre ich immer wieder die Gläser klirren, weil sie auf alles, worüber sie meckern, einmal anstoßen.

»Schau mal, Merve!«

Die Stimme meiner Mutter lallt inzwischen.

»Für Mord kriegt man lebenslänglich, aber lebenslänglich sind in Deutschland nur siebzehn Jahre. Du bist jetzt 13 Jahre verheiratet. Wenn du ihn ganz am Anfang umgebracht hättest, wärst du in vier Jahren schon wieder ein freier Mensch.«

Wieder flippen alle aus vor Lachen. Nalan Teyze am lautesten. Irgendwer stößt etwas um, das ich auf dem Balkonboden zerschellen höre. Plötzlich tritt eine ungewöhnlich lange Stille ein.

»Canım, was ist los?«, fragt meine Mutter leise.

Ich drehe die Lautstärke des Fernsehers etwas herunter.

»Schon gut, Ümi«, schluchzt Merve Teyze.

Der Punkt, an dem es kippt, scheint heute viel früher zu kommen als sonst.

»Hey, Schatz, das war nur ein Witz.«

»Ach, ihr habt ja recht ...«

Merve Teyze tritt durch die Balkontür ins Wohnzimmer. Sofort trifft mich ihr langer Blick, aber weil wir nicht im Mevlana-Grill sind, sondern bei uns zu Hause, versucht sie nicht mal, ihr trauriges Gesicht vor mir zu verbergen. Leicht wankend läuft sie durch das Wohnzimmer und schließt die Tür hinter sich. Wieder ist es still.

»Hab ich was Falsches gesagt?«, höre ich meine Mutter fragen.

»Du kannst nichts dafür, Ümican.«

»Wir können nur unsere Söhne besser erziehen«, sagt Asye Teyze. »Allein schon für unsere Töchter!«

Im Fernsehen rekelte sich inzwischen eine Frau mit dem Telefonhörer am Ohr.

»Aber du wirst anders, dimi Arda?«

Vier betrunkene Frauen fixieren mich durch das Balkonfenster wie eine Schar in Decken gewickelter Katzen. Schnell schalte ich um.

So laut und überschwänglich der Frauenabend begann, so ruhig und ernst verabschieden sich alle.

»Sicher, dass du noch fahren willst, Nalan Teyze?«

An ihrer Stimme höre ich, dass meine Mutter die Frage nicht ernst meint.

»Ich bin so betrunken, ich steig jetzt in kein Taxi, hinterher bitte ich den Fahrer noch mit hoch.«

Nachdem alle gegangen sind, holt meine Mutter den Raki vom Balkon, sinkt wortlos neben mir in die Couch und schüttet sich den Rest der Flasche ins Glas. Einen Moment lang schaut sie mich an, als würde sie mir etwas sagen wollen.

8

Was für immer verloren war:

Das Nazar Boncuk, das im Wohnzimmer an der Tür hing, ein Geschenk der Nachbarin, das gegen den bösen Blick hilft. Gegen Erdbeben half es nicht. Die Puppe ohne Gesicht mit den braunen Haaren, die Ümran ihrer Schwester zu Bayram gebastelt hatte, die Sümran aber aus irgendeinem Grund nicht mochte. Die Wandteller mit den blauen Mustern, von denen Ümran nie gewusst hatte, warum sie nicht benutzt wurden, bis sie erfuhr, dass sie die einzigen Andenken ihrer Mutter an ihre Schwestern waren. Eines Tages hatten zwei junge, hübsche Frauen vor ihrer Tür gestanden, und als die Mutter öffnete, fingen alle drei zu weinen an, und Ümran weinte mit, ohne zu wissen warum. Erst am Abend begriff sie, dass die beiden nicht irgendwelche Teyzes waren, sondern tatsächlich ihre Tanten, die ihre Mutter gegen den Willen von Ümrans Großvater heimlich besucht hatten. Sie hatten die Teller dagelassen mit dem Versprechen, wiederzukommen. Ein Versprechen, das sie nie gehalten haben.

Was für immer verloren war:

Die Fotos von Fußballspielern und Politikern, die ihr Vater aus Zeitungen ausgeschnitten und an die Wand geklebt hatte, und das einzige Foto, das von ihnen als Familie existierte. Ein Nachbar, der im ganzen Dorf von Tür zu Tür lief und seine Kamera vorführte, hatte es auf der Terrasse geschossen. Die Patiks in dem kleinen Korb vor der Tür, die ihre Mutter gehäkelt hatte, weil Ümran Terliks hasste, sich aber barfuß den Tod holen würde. Die vielen Truhen, in denen ihre Mutter alles von ihnen über Jahre gemeinsam Gehäkelte und Gestickte aufbewahrte. Der Beistelltisch neben den mit Polstern überzogenen Bänken im Wohnzimmer, auf dem Obst oder Nüsse oder Tee standen, aber nur an Tagen, an denen sie Besuch hatten. Der kleine, runde Metallofen, der unten eine Schublade für die Asche, in der Mitte ein Fach für Holz und oben eine Marmorplatte hatte, auf der man Wasser zum Kochen bringen konnte. Zu fünft saßen sie in kalten Winternächten um diesen Ofen herum, bis ihre Eltern sie ins Bett trugen. Der Holzklötz neben dem Ofen, mit dem sie im

Auftrag ihrer Mutter den Jungen von gegenüber geschlagen hatte, weil er sie zuvor in den Rücken getreten hatte und Ümran sich gefälligst nicht immer alles gefallen lassen sollte. Als der Junge mit seiner Mutter kurz darauf vor ihrer Tür stand, sah Ümran, dass er an der Schulter blutete, weil in dem Holzstück noch ein Nagel gewesen war.

Was für immer verloren war:

Das Radio im Wohnzimmer, in dem sie gehört hatten, dass zum ersten Mal Menschen auf dem Mond waren. Den ganzen Tag hatten sie sich vorgenommen, nachts in den Himmel zu schauen, es gab kein anderes Thema mehr, in der Schule, auf dem Markt, in der Schlange beim Brunnen. Als das ganze Dorf im Dunkeln auf der Hauptstraße stand, sah natürlich niemand den angekündigten Mann auf der hell leuchtenden Sichel, aber trotzdem war es ein besonderer Moment, weil alle gemeinsam in der warmen Nacht gestanden und hochgeschaut hatten.

Was für immer verloren war:

Der Spiegel über dem Waschbecken, das keinen Wasserhahn, aber einen Abfluss hatte. Die blecherne Schüssel, in der sie am Abend des Erdbebens gesessen hatte, in der auch die Wäsche gewaschen wurde, wenn sie sie nicht mit in den Hamam nahmen. Das erste Mal, dass sie ein Kleidungsstück selbst gereinigt hatte, war, nachdem sie auf dem Schulweg ein Ei aus einem Nest im Garten des Nachbarn gestohlen hatte, um es beim Bakkal gegen Karamellbonbons zu tauschen. Das Ei war in der Brusttasche zerbrochen und stank den ganzen Unterricht über. Als ihre Mutter sie nachmittags im Bad heimlich waschen sah, befahl sie ihr seltsamerweise nicht, zu den Nachbarn zu gehen und sich für den Diebstahl zu entschuldigen, sondern zeigte ihr, wie man mit der Seife richtig über den Stoff rieb.

Was für immer verloren war:

Die Teppiche im Wohnzimmer, auf denen Emre sich die Knie wund gekrabbelt hatte, weshalb er angeblich so schnell laufen gelernt hatte. Die bunten Lackschuhe, die Ümran aus Angst, jemand würde sie klauen oder ein Hund würde auf ihnen herumkauen, nie auf der Terrasse stehen lassen wollte. Nach jedem Tragen hatte sie die Sohlen abgeputzt und die Schuhe dann neben ihr Kopfkissen gestellt. Sie hatte ihre Mutter tagelang angebettelt, sie ihr zu kaufen, obwohl sie wusste, dass sie zu teuer waren. Irgendwann bekam sie die Schuhe dann doch, als Belohnung, weil man ihr in der Schule die rote Schleife für besonderen Fleiß verliehen hatte. Die vielen, wunderschönen Kopftücher ihrer Mutter, auf die andere Frauen sie immer ansprachen: das bunte, leichte für die Arbeiten draußen, das braune enge, damit beim Kochen kein Haar in den Topf fiel, das schwarze mit dem Goldrand für Hochzeiten und Bayram, das aus Seide für den Markt und das dünne weiße für die ganz heißen Tage.

Was für immer verloren war:

Die Wäscheleinen auf der Terrasse, an denen sie im Spätsommer Auberginen zum Trocknen aufhängten, damit sie im Winter Patlıcan Dolması machen konnten. Die beiden Bänke darunter, rechts die von ihrem Vater und Emre, links die, auf der sie und ihre Mutter immer saßen, weil der Bezug weniger kratzig war. Wenn ihrem Vater seine Bank irgendwann zu ungemütlich geworden war und er mit Ümran tauschen wollte, hatte sie immer gesagt, sie habe den Bezug mit ihrer Mutter genäht und

daher auch das Recht, darauf zu sitzen. Ihre Mutter fügte dann noch lachend hinzu, dass er seine Tochter so verwöhnt habe, woraufhin ihr Vater sich stöhnend zurück zu Emre setzte und sagte: »Mein Sohn, ich rate dir: Heirate eine dumme Frau.« Später, als Ümran verstand, dass ihr Vater die meisten Tage seiner Woche auf einem harten Lkw-Sitz verbrachte, tat es ihr leid, dass sie ihm nie den Platz überlassen hatte. Die Glühbirne, die draußen spätabends immer über der Halbglatze ihres Vaters surrte, wenn er Geschichten von seinen Fahrten erzählte. Das letzte Mal, hatte er behauptet, an einer Raststätte einen Mann mit einem Bären und einer Trommel getroffen zu haben. Der Mann hatte ihn gefragt, ob er nicht seinen Tanzbären und ihn bis zur nächsten Ausfahrt mitnehmen wolle. Der Bär hatte einen Ring durch die Nase, die über eine Eisenkette direkt mit der Trommel des Mannes verbunden war, und immer wenn der Mann sich drehte, tanzte der Bär um ihn herum. Solche Pranken hatte der Bär, so riesig, hatte ihr Vater gesagt und Emres Kopf gepackt, woraufhin ihr Bruder für den Rest des Abends stumm und bleich dasaß und ihre Mutter sauer auf ihren Vater war.

Was für immer verloren war:

Die kleine Porzellanschüssel, die Ümran immer im Gebüsch neben den Stufen zur Terrasse versteckt hatte, um den gefleckten Kater morgens vor der Schule mit Essen vom Vorabend zu füttern, obwohl es ihr von ihrer Mutter ausdrücklich verboten worden war. Der Besen, mit dem ihr Vater vor der Nase desselben Katers herumschwebte, um ihn zu verscheuchen. Der Stock, mit dem sie an kühlen Abenden in der Glut herumstocherte, wenn sie vor der Feuerstelle in der Ecke der Terrasse kniete. Sie konnte stundenlang davorsitzen und die gelb-rot-weiß wabernde Glut beobachten und die kleinen Funken, die wie Glühwürmchen in die Luft stiegen und knisternd wieder verschwanden. Irgendwann meinte ihr Vater, es gehöre sich für ein Mädchen nicht, mit dem Feuer zu spielen, aber als sie ihn am Tag darauf selbst gedankenverloren dort sitzen sah, in den starren Pupillen die tanzenden Flammen, wusste sie genau, woher sie ihre Faszination für Feuer hatte.

Was für immer verloren war:

Die Tonkrüge, mit denen sie fast täglich mit Çetin Brunnenwasser holte und die in der Küche immer unbedingt im Schatten stehen mussten. Aus einem war einmal ein Skorpion gekrabbelt, den ihr Vater mit einem Glas eingefangen hatte, um ihn ihr zu zeigen. Die leichten Laken für den heißen Sommer. Die schweren Decken, weil sie kuscheliger waren. Der rote Gebetsteppich ihrer Mutter, der keinen Zentimeter verrückt werden durfte und an einem Ende platt getreten war. Der Spielzeug-Lkw, über den Emre sich nur halbherzig gefreut hatte, weil er nicht dieselbe Farbe hatte wie der, den ihr Vater fuhr. Die schwarze Jacke mit Pailletten, die sie gehasst hatte, bis zu dem Tag, an dem sie ihr zu klein geworden war. Das silberne Tablett, von dem sie gemeinsam aßen, der glatte blaue Stein, den Çetin ihr geschenkt hatte, weil er selbst einen ähnlichen besaß, Sümrans Wiege, die auch Emres und ihre gewesen war, ihre Kleider, ihre Murmeln, ihre Lieblingshaarbürste und was nicht noch alles.

Ümran lag auf einem Schlafsack im dunklen Laderaum des Lkws, der voller Decken und Tüten und Wäsche war, und während sie Sümran schaukelte, hätte sie ewig weiter all die Dinge durchgehen können, die zerstört waren. Aber es war sinnlos.

Nichts kam zurück, weil man daran dachte. Im Gegenteil: Als sie am Morgen nach dem Erdbeben zu ihrem Haus gelaufen waren und zu fünft vor einem riesigen Berg aus Trümmern standen, fühlte sich im Anblick der Zerstörung alles noch weiter weg an, als wäre nicht nur das Haus, sondern auch das, was sie in dem Haus erlebt hatte, für immer verschüttet worden. Ihre Erinnerungen waren mit einem Mal zu Geschichten geworden, von denen sie irgendwann wahrscheinlich gar nicht mehr wissen würde, ob sie wirklich so passiert waren. Es gab nur noch das Leben danach.

Dabei hatten sie noch Glück gehabt. Ihre Mutter hatte sie alle retten können. Viele wurden unter den Trümmern begraben, manche wurden geborgen, manche nicht. Auch war ihr Haus bloß eingestürzt, weshalb aus dem Schutt zumindest noch ein paar Kleider und Decken geholt werden konnten. Die meisten anderen Häuser waren noch in derselben Nacht abgebrannt. In der Schlange vor dem Brunnen hatte Ümran dem Gespräch zweier Frauen gelauscht, die behaupteten, die Feuerstellen auf den Terrassen hätten die Brände verursacht. Wobei sie immer wieder dazusagten, dass eigentlich natürlich nur Gott, der das Erdbeben davor und die ungünstigen Winde danach geschickt hatte, verantwortlich war. Alle redeten von einem Fluch, der über dem Dorf lag, um dann darüber zu spekulieren, wessen lasterhaftem Verhalten sie diese Strafe Gottes zu verdanken hätten. Es war Schwachsinn, das wusste Ümran, und trotzdem musste sie immer wieder an den Augenblick denken, kurz bevor die Erde zu zittern begonnen hatte, als sie im Wasser gelegen und an Çetin gedacht hatte.

Er gehörte auf jeden Fall zu jenen, die es am härtesten getroffen hatte. Ihr Zuhause hatten alle verloren. Selbst jene, deren Haus noch stand, schliefen in Zelten, weil sie befürchteten, das Gebäude sei so stark beschädigt, dass es noch einstürzen könne, oder weil sie glaubten, die Strafe Gottes sei noch nicht vorbei. Tatsächlich hatte Ümran am Tag darauf mehrmals das Gefühl gehabt, der Boden würde erneut zu zittern beginnen. Aber Çetin hatte nicht nur sein Zuhause verloren – und das zum zweiten Mal –, sondern auch die einzige Person, die ihm seit dem Tod seiner Eltern je ein Zuhause gegeben hatte. Ümran hatte keine Ahnung, wo er war. Seit der Nacht, in der er als Einziger ganz alleine in der Menge gestanden hatte, hatte sie ihn nirgendwo mehr gesehen. Aber das musste nicht heißen, dass er weg war, wahrscheinlich hatte sie ihn zwischen all den Leuten nur nicht entdecken können.

Die Menschen waren von überallher gekommen, um zu helfen; die meisten, ihren Frisuren und Kleidern nach zu urteilen, mussten aus den Großstädten sein. In den weißen Zelten mit dem roten Halbmond, die schon am Tag darauf überall errichtet worden waren, verteilten sie Brot, Wasser, Suppen, Decken, Salben und Verbände. Wo früher die Busse gehalten hatten, stand das größte Zelt, in dem Ärzte sich um die Alten und Verwundeten kümmerten. Ümran hatte sich gefragt, ob Çetin nicht vielleicht dort zu finden sei, womöglich wartete er noch darauf, dass die alte Witwe geborgen werden würde. Die Männer, darunter auch ihr Vater, kletterten immer noch in den Trümmern umher und suchten nach Verschütteten, während die Angehörigen mit Gebeten auf den Lippen und den Handinnenflächen zum Himmel davorstanden. Die Frauen passten abwechselnd auf die Kinder auf, auch auf Emre. Es war eine merkwürdige Atmosphäre. Ein Hubschrauber kreiste seit Tagen ununterbrochen über

ihnen. Journalisten waren gekommen, um Bilder von den Schutthaufen in den Straßen zu machen. Am dritten Tag nach dem Erdbeben waren zwei Bagger in das Dorf gerollt, die klatschend und jubelnd begrüßt wurden. Ümran schien die Einzige zu sein, die sich fragte, warum sie erst jetzt kamen. Ihr Bruder hielt alles für einen großen Spaß, der bald wieder vorbei sein würde. Ümran verstand das. Manchmal konnte sie selbst kaum glauben, dass sie sich vor einer Woche noch darüber beklagt hatte, Weintrauben ernten zu müssen, und davon geträumt hatte, mit Çetin woanders hinzugehen. Jetzt schlief sie auf einem Lkw und wünschte sich nichts sehnlicher, als morgens aufzuwachen und mit den anderen Frauen wieder aufs Feld zu fahren.

Ümran schaute zu ihrer Schwester. Sie war inzwischen auf ihrem Arm eingeschlafen und atmete ruhig. Sie drückte sie sich mit dem Rücken gegen die Plane des Lkws und stemmte sich langsam hoch. Vorsichtig schritt sie über die Tüten, Decken und Kleiderhaufen, die über die Ladefläche verteilt waren. Draußen wärmte ihre Mutter gerade einen Brei für Sümran auf.

»Sie schläft«, flüsterte Ümran.

Ihre Mutter schaute kurz rüber und stellte den Gaskocher wieder ab. Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen. Ümran wusste, dass sie sich Sorgen machte. Ihr Vater durfte den Laster zwar für einige Wochen behalten, so dass sie zu den Wenigen gehörten, die nicht mit dutzenden anderen in den Schlafzelten übernachteten, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis er ihn zurückgeben musste. Auch wenn es keiner offen aussprach, wusste Ümran, dass ihre Eltern uneinig darüber waren, wie es weitergehen sollte. Sie stritten eigentlich nie. Wenn sie unterschiedlicher Meinung waren, gab ihr Vater fast immer nach, vielleicht weil er wusste, dass ihre Mutter – die einzige Frau im Dorf, die zwei Klassenstufen mehr als nötig absolviert hatte – im Grunde klüger war als er, vielleicht, weil er nach Wochen unterwegs im Lkw einfach seine Ruhe wollte. Wenn es doch mal dazu kam, dass er wütend die Tür hinter sich zuknallte, stampfte ihre Mutter immer schnurstracks in die Küche, buk ihren Ärger in einen süßen Blätterteig, und dann war die Sache schnell wieder gegessen. Jetzt aber sprachen ihre Eltern seit Tagen in giftigem Ton miteinander, und das auch nur, wenn es sein musste.

»Ich soll dir von Papa sagen, dass du morgen beim Halbmond eine Entschädigung für uns beantragen musst.«

Ihre Mutter winkte ab.

»Der glaubt immer noch, dass andere das für uns lösen werden. Sag ihm, ich bin morgen im Kinderzelt.«

»Wieso sagst du es ihm nicht selbst?«

»Weil er mir nicht zuhört, Ümran! Er hört nur noch das dumme Gerede dieser ganzen dummen Leute!«

Und damit wandte ihre Mutter sich von ihr ab, als würde sie Ümran auch dazuzählen.

»Warum gehen sie nicht nach Deutschland?«

Çetins grüne Augen klebten am blauen Horizont und der Wind, der vom Meer kam, spielte mit seinen rotblonden Haaren. Ümran hatte behauptet, sie würde nach ihren Freundinnen sehen, und war ihn dann wieder suchen gegangen. Nachdem sie

überall im Dorf nach ihm Ausschau gehalten hatte, hatte sie ihn endlich auf einem Felsen am Strand gefunden. Er stützte sich auf seine Hände und hatte die Beine von sich gestreckt. Er wirkte nicht lässig, sondern abwesend.

»Das würde ich tun, wenn ich dein Vater wäre«, sagte Çetin. Sie wusste, er erzählte ihr nicht, dass er das Dorf und damit auch sie gerne verlassen würde, um sie nervös zu machen, auch wenn er es damit tat. Er suchte ihre Aufmerksamkeit nicht, jedenfalls nicht so. Er war einfach in seiner eigenen Welt, und entweder folgte man ihm oder nicht. Aber Çetin wartete nicht auf einen. Es war ihm nicht wichtig, verstanden oder gar gemocht zu werden, und wahrscheinlich war genau das der Grund, warum sie ihn mochte.

»Also doch nicht Istanbul?«

In einem anderen Leben hätte sie sich jetzt neben ihn auf den zu engen, kalten Felsen gesetzt, sie hätte ihre Sandalen ausgezogen, ihre nackten Füße neben seinen in den Sand gegraben, mit ihm aufs Meer geschaut, und hätten sich ihre Ellbogen irgendwann zufällig berührt, hätten beide so getan, als wäre nichts, ohne dass einer von ihnen den Arm einziehen würde. Aber für solche Träumereien war kein Platz, dachte Ümran. Nicht in diesem Dorf, wo alle immer alles mitkriegten, nicht mit diesen Eltern, die ihrer Tochter nicht erlaubten, sich mit dem Jungen von der Straße herumzutreiben, und vor allem nicht jetzt, wo angesichts der Strafe Gottes niemand das Gerede über irgendwelche sündhaften Töchter gebrauchen konnte.

»Ist egal, Hauptsache weg«, sagte er müde und es klang wie das Ende eines Gesprächs, das nie richtig angefangen hatte. Sie wollte ihn am liebsten schütteln, damit er endlich aufwachte und sein Leben in die Hand nahm, aber bestimmt würde er in ihren Händen nur hin und her wackeln wie der Gummi-Ast, der er war. Sie müsste ihm wahrscheinlich gleich eine runterhauen, damit er überhaupt irgendetwas spürte, aber das würde sie nicht fertigbringen. Denn sie wüsste nicht, was anschließend schlimmer wäre: wenn er sie zurückschlug oder wenn er es nicht tat und einfach weiter aufs Meer starrte. Er war der älteste junge Mann der Welt, dachte Ümran.

»Warum gehen denn alle nach Deutschland?«, fragte sie.

»Die haben dort keine Arme und Beine mehr. Vom Krieg. Deshalb suchen sie Leute, die ihnen den Arsch abputzen.«

»Niemand würden meine Eltern das tun!«

»Man kriegt alles, Arbeit, Geld, richtig viel sogar, eine Wohnung, eine Frau.«

»Mein Vater hat eine Frau.«

»Darum geht's doch nicht, Ümran.«

Çetin schaute sie an und seine Katzenaugen leuchteten. Sie mochte, wie er ihren Namen ernst an das Ende seines Satzes hängte. Zum ersten Mal klang er nicht wie ein Ast im Wind.

»Es gibt auch Frauen, die nach Deutschland gehen.«

»Warum gehst du nicht?«

Kurz stellte sie sich vor, wie er *wegen dir* antworten und sie sich zu ihm beugen und ihm einen Kuss geben würde, Gottes Strafe hin oder her.

»Man muss achtzehn sein. Vorher nehmen sie einen nicht.«

Und damit doch kein Kuss.

»Ümran, komm mal raus«, rief ihr Vater und an der Schwere seiner Stimme hörte sie bereits, dass ihre Eltern eine Entscheidung getroffen hatten. Ümran konnte eins und eins zusammenzählen. Eins war das Erdbeben und eins war ihre Mutter, die ihren Vater, der wie immer nachgab, überredet haben musste. Zusammen ergab das Deutschland. Sie stieg leise über Emre und suchte draußen in der Dunkelheit ihre Eltern. Sie saßen nebeneinander auf einer Mauer, ihre Mutter hatte sich ein Tuch über eine Schulter gelegt, unter dem sie Sümran die Brust gab. Als würde sich mitten in der Nacht irgendjemand dafür interessieren. Zögernd schauten ihre Eltern einander an. Offenbar wussten sie nicht, wer den Anfang machen sollte. Ümran beschloss, ihnen die Arbeit abzunehmen.

»Ich weiß schon«, sagte sie und versuchte, gelangweilt zu klingen.

»Wir werden weggehen, nicht wahr?«

Ihr Vater massierte sich mit der Hand angestrengt die Stirn und seine gesamte Glatze legte sich dabei immer wieder in Falten.

»Ist schon okay«, sagte Ümran und ärgerte sich darüber, dass ihre Stimme brach. Ihre Eltern glaubten jetzt wahrscheinlich, sie wäre traurig wegen der Schule oder wegen irgendwelcher Freundinnen. Aber all das war ihr egal, und dass sie ihnen den wahren Grund für ihre Trauer noch nicht mal sagen konnte, machte es noch trauriger.

»Es wird nicht für lange sein.«

»Wie lange?«

»Zwei Jahre, höchstens drei.«

Zwei Jahre. Höchstens drei. Es klang, als würden sie für ein Wochenende Verwandte besuchen. Vielleicht war das so, wenn man alt war, vielleicht waren zwei Jahre, höchstens drei für sie nichts. Aber für Ümran bedeutete es, Çetin nie wiederzusehen. Bis dahin würde er längst weg sein, er würde in einem abgewetzten, zu großen Anzug durch Istanbul streifen und sie längst vergessen haben.

»Wir gehen beide«, sagte ihr Vater. »Zu zweit verdienen wir das Doppelte, also dauert es nur halb so lange.«

Ümran begriff nicht. Er sprach tatsächlich davon, dass nur sie gehen würden.

»Kinder dürfen nicht mit.«

Ümran musste ein Lächeln unterdrücken. Der Gedanke, eine Zeit ohne ihre Eltern zu sein, war erträglicher als die Vorstellung, Çetin nie wiederzusehen.

»Und bei wem bleiben wir?«

Ihr Vater seufzte.

»Wir bringen euch morgen zu eurer Tante.«

Ümran schaute ihre Mutter an, aber die mied ihren Blick und klopfte Sümran für das Bäuerchen auf den Rücken. Das konnten sie nicht ernst meinen.

»Zu Esma Hala?«

»Ja.«

»Nein!«

Sie hatte nicht schreien wollen, aber sie konnte nicht anders. Ihre Eltern wussten genau, dass sie Esma Hala hasste, sie war ein schrecklicher Mensch; und Esma Hala hasste Ümran genauso. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wäre Ümran gar

nicht erst auf das Gymnasium gekommen. *Zeitverschwendung* hatte sie es bei ihrem letzten Besuch genannt, denn alles, was ein junges Mädchen wissen müsse, würde sie normalerweise zu Hause von der Mutter lernen, und Ümran hatte durchaus verstanden, dass der Hohn in ihrer Stimme auch ihrer Mutter galt. Esmā Hala war eine Frau, die sich bei jedem Besuch schmatzend ein Baklava nach dem anderen in den Mund schob und Ümran auf die Finger schlug, wenn sie sich nur ein einziges nehmen wollte. Nicht einen Tag würde sie es bei ihr aushalten. Lieber würde sie mit ihren Eltern nach Deutschland gehen.

»Ihr könnt uns doch hier nicht alleinlassen?«

Ihr Vater vergrub sein Gesicht in den Händen. Es tat ihr leid, dass sie ihn zum Weinen brachte, aber sie musste es um jeden Preis verhindern.

»Ihr seid ja nicht alleine«, sagte ihre Mutter und streichelte ihm die Schulter.

»Wir haben mit Esmā Hala auch darüber gesprochen, ob du nicht hierbleiben könntest, wegen der Schule ...«

»Ja!«

»... aber sie braucht dich. Emre und Sümran werden ihr allein zu viel.«

Das passte zu Esmā Hala.

»Du bist schuld!«, schrie Ümran. Es war ihr egal, ob Emre aufwachte. Sollten es alle in ihren Zelten mitbekommen.

»Das ist alles deine Idee!«

»Es reicht jetzt, Ümran.«

Ihr Vater war hinter seinen Händen wieder hervorgekommen.

»Morgen früh fahren wir.«

Und damit beendete er das Gespräch.

»Am Ende hatte ich nie ein Wörtchen mitzureden«, sagt meine Mutter und erhebt sich von dem Stuhl neben meinem Bett.

»Deswegen habe ich immer versucht, Aylin nicht wie ein Kind zu behandeln und ihr genau die Freiheiten zu geben, die ich nicht hatte.«

Mit wässrigen Augen schaut sie mich an.

»Aber heute denke ich, vielleicht war genau das der Fehler.«

9

Das Treppenhaus stinkt nach den leeren Bierflaschen im Einkaufswagen im Erdgeschoss, nach der Oma im zweiten, an der man schnell noch vorbeimuss, sonst wartet man ewig, bis sie die Treppe runter ist, und nach dem Drecksköter vom Schalke-Fan im dritten. Während ich mich und meinen Rucksack hochschleppe, muss ich darauf achten, mit den nassen Sohlen nicht auf den Stufen auszurutschen.

Im fünften höre ich schon Columbos vertraute Stimme durch das Treppenhaus schallen. Oben angekommen, halte ich meine Jacke über das Geländer, wringe sie aus und höre die Tropfen unten aufschlagen.

Vor unserer Tür stehen Aylins frisch geputzte, schwarze Buffalos. Ich schließe leise auf und ziehe meine Schuhe noch im Hausflur aus, damit meine Mutter sich

später nicht über die Flecken beschwert und Aylin sie nicht wegmachen muss. Meine Socken sind kalt und nass, aber als ich die Patiks anziehe, die mir meine Anneanne gestrickt hat, breitet sich ein warmes Gefühl zwischen meinen Zehen aus.

Unter der Decke auf der Couch sieht meine Mutter aus wie ein riesiger, atmender Berg. Columbo verhört gerade stirnrunzelnd einen Verdächtigen, ohne dass der Verdächtige das merkt, während ein Schnarchen durch das Wohnzimmer dröhnt. Auf dem Glastisch vor der Couch steht eine leere Tasse, unter der ein paar Rechnungen mit braunen Kaffeekreisen liegen, damit keine Kratzer ins Glas kommen.

Das ist gelogen, Metin.

Auf dem Tisch vor meiner Mutter steht keine Kaffeetasse, sondern ein Glas und eine Flasche mit einem blauen Schriftzug: Jelzin. Der Wodka ist leer und umzingelt von Bier. Ich schleiche in die Küche und finde im Schrank eine Dose Ravioli. Da jagt ein Knall durch die Wohnung, ein Klirren, gefolgt von einem Schrei. Im Wohnzimmer brennt ein Lkw lichterloh. Columbo konnte sich in letzter Sekunde hinter einen Wagen retten, aber der Verdächtige liegt jetzt brennend auf der Straße. Die Folge kenne ich schon.

Vorsichtig fische ich aus der Couchritze die Fernbedienung und drehe den Fernseher etwas leiser. Wenn ich ihn ausmache, würde meine Mutter wegen der plötzlichen Stille sofort aufspringen. Zurück in der Küche, öffne ich die Dose Ravioli und –

Nein. Auch das stimmt nicht, Metin. Die meisten Tage liefen so ab, ja – aber dieser Tag war anders. Noch mal von vorne:

Ich komme also durchnässt nach Hause, den nassen Rucksack stelle ich neben den Staubsauger, meine Füße schlüpfen in die Patiks, meine Mutter liegt auf der Couch, der Glastisch mit den Flaschen, die Explosion im Fernseher. Meine Mutter hat sich erschrocken aufgesetzt, die Haare wie Fühler in alle Richtungen, die Augen weit aufgerissen. Auf dem Boden vor ihr liegt das zerbrochene Glas, meine Mutter schaut auf die Scherben, dann zum Fernseher, wo der Lkw brennt, und als sie schließlich mich entdeckt, wirft sie die Decke von sich, will über die Couchlehne klettern und stürzt auf den Boden.

»Schnell, raus, Arda, raus!«, schreit sie panisch, springt wieder hoch und rennt auf mich zu. Noch bevor ich etwas sagen kann, spüre ich ihre Hand in meinem Haarschopf. Sie zerrt mich hinter sich her zur Wohnungstür, die sie aufreißt.

»Was ist denn los?«

Aylin steht in ihrer Zimmertür. Sie sieht aus wie eine Superheldin aus meinen Comics. Breitbeinig, mit wilder Lockenmähne und in der Hand Wimperntusche, als wäre es eine Waffe. Aus ihrem Zimmer singen Take That »Never forget where you're coming from«. Seit einer Woche hört sie den Song in Dauerschleife und weint dabei, weil die Band sich gerade aufgelöst hat. Ich spüre, wie sich der Griff in meinen Haaren langsam löst. Die geschwellenen Augen meiner Mutter wandern einmal durch den Raum, von Aylin zum brennenden Lkw, zu den Glasscherben auf dem

Boden, zurück zu Aylin, die wütend zur Couch stapft und den Fernseher aus irgendeinem Grund nicht aus, sondern nur stumm schaltet. Ihr Mund öffnet sich, aber es kommt nichts.

»Was ist los mit dir, Mama?«

Ich spüre die Kälte, die aus dem Treppenhaus in meinen immer noch nassen Nacken zieht.

»Ich dachte, das Haus –«

Columbo ist inzwischen hinter dem Wagen hervorgekommen und schaut sich den brennenden Körper an.

»Ich dachte wirklich, ein Erdbeben –«

»Du hast echt 'nen Knall, Mama! Wann hörst du endlich auf mit der Scheiße?«

Mit der Wimperntusche zeigt Aylin auf die Flaschen vor der Couch.

»Ich brauche ... Wo sind meine Zigaretten?«

»Keine Ahnung, wo deine scheiß Zigaretten sind.«

»Du hast wieder meine Zigaretten geklaut! Geh arbeiten und kauf dir selbst welche, wenn du unbedingt rauchen musst!«

»Ruhe da oben, wir sind hier nicht auf dem Basar!«, ruft eine Stimme aus dem Treppenhaus, es ist der Schalke-Fan mit dem Köter. Ich weiß, dass ich irgendetwas tun muss, aber es geht zu schnell. Aylin rennt an mir vorbei.

»Ruf doch die Bullen, du Wichser!«, schreit sie zurück und knallt die Tür zu.

»Hier sind nur Bescheuerte!«, sagt Aylin und blickt unserer Mutter direkt in die Augen.

»Ich habe Hunger!«, rufe ich. Sofort schauen mich beide an und kurz bin ich nicht sicher, ob der Hass in ihren Gesichtern jetzt mir gilt, bis Aylin sagt:

»Schatz, warst du heute nicht bei Serkan Amca?«

»Die hatten zu.«

Einen Moment lang schweigen alle. Es funktioniert. Ich hab zumindest vorläufig einen Waffenstillstand erwirkt.

»Komm, Schatz, ich mach dir was«, sagen meine Mutter und meine Schwester gleichzeitig, und weil mich beide an die Hand nehmen wollen, weiß ich wieder nicht, was ich machen soll. Aber dann weiten sich die roten Augäpfel meiner Mutter. Ihr ganzes Gesicht scheint größer zu werden, bevor sie sich die Hände auf den Mund drückt und ins Bad rennt. Sie schwankt so sehr, man könnte denken, das Haus würde wirklich wackeln. Während wir unsere Mutter im Bad würgen hören, drückt meine Schwester meinen Kopf gegen ihren warmen Bauch. Ihr Baumwollshirt ist weich und riecht wie früher, als wir noch in einem Bett geschlafen haben.

»Keine Angst, die hat bloß was Schlechtes gegessen. Von den vergammelten Bananen, weißt du?«

Ich weiß natürlich, dass Aylin lügt, und ich glaube, auch sie weiß, dass ich es weiß. Kurz stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn wir beide damit aufhören, wie wir einander loslassen und uns anblicken, nicht wie die große Schwester und der kleine Bruder, sondern wie zwei Menschen, die in der gleichen Situation stecken. Ich spüre, wie Aylin langsam ihre Umarmung löst. Auf ihrem Shirt sind zwei nasse Kreise, die mir zeigen, dass ich geweint habe. Vielleicht geht es auch nicht anders. Vielleicht werde

ich einfach immer ihr kleiner Bruder bleiben.

»Du hast Hunger, oder? Komm, wir gehen in die Küche.«

Aus der Besteckschublade holt Aylin den Dosenöffner und aus dem Schrank eine Dose Ravioli, die sie auf den Herd stellt. Weil wir beide nicht wissen, was wir sagen sollen, stehen wir stumm nebeneinander, gucken auf die gelben Teigkissen und warten auf die ersten Bläschen in der roten Flüssigkeit, während aus dem Badezimmer immer noch Würgen und Spülen zu hören ist.

Metin, ich weiß nicht, warum ich es immer anders erzähle, als es geschah. Warum die Sätze sich wieder und wieder eine andere Abzweigung suchen. Vielleicht, weil ich Angst hab, dass meine Familie nach meinem Tod meinen Laptop in die Finger kriegt, das hier lesen und sich dann verraten fühlen könnte? Vielleicht, weil ich diesen Tag selbst lieber anders in Erinnerung hätte?

Viele Tage und Streite waren so. Aber an diesem einen Tag, als der Mevlana-Grill geschlossen war, an dem es einfach nicht aufhörte zu regnen und an dem Columbo sich hinter einen brennenden Lkw retten musste, schaffte ich es in Wahrheit nicht, den Streit der beiden zu beenden. Aus irgendeinem Grund blieb ich an diesem einen Tag stumm. Noch mal zurück.

Aylin geht zur Couch und schaltet den Fernseher stumm.

»Du hast wieder meine Zigaretten geklaut!«

»Ich hab deine scheiß Zigaretten nicht geklaut!«

Endlich lässt meine Mutter meine Haare los. Sie torkelt in Aylins Zimmer.

»Was willst du da?«

»Zeig ich dir!«

Als meine Schwester mich sieht, kommt sie zu mir und drückt meinen Kopf in ihren Bauch.

»Ist schon gut, Ardacım.«

Mit einer Schachtel Camel in der Hand kehrt meine Mutter zurück.

»Und was ist das, du Miststück?«

»Das sind meine.«

»Und wovon hast du die gekauft?«

»Von meinem Geld.«

»Davon kriegst du Krebs.«

»Davon denk ich wenigstens nicht, das Haus stürzt ein.«

»Sobald du ausgezogen bist, kannst du von mir aus machen, was du willst.«

»Ach, leck mich, du Fotze!«

Meine Mutter lässt die Schachtel neben ihre Füße fallen. Sie holt weit aus und ich spüre, wie Aylin ihren ganzen Körper anspannt. Die Erschütterung, als die Hand meiner Mutter im Gesicht meiner Schwester einschlägt, fährt ihr die Wirbelsäule hinunter bis in den Bauch, gegen den sie immer noch meinen Kopf drückt. Aylin lässt mich los. Sie fasst sich an die Lippe und an ihren Fingerspitzen ist Blut. Ihr Gesicht nimmt schlagartig den Ausdruck einer Porzellanpuppe an, der mit einem roten Stift über den Mund gemalt wurde. Ich bin immer noch zwischen ihnen. Ich habe meine Schwester noch nie so gesehen. Da ist kein Hass und keine Wut, sondern nur Leere.

Völlig regungslos schaut sie in die geröteten Augen unserer Mutter, die selbst erschrocken zu sein scheint. Noch nie hat sie einen von uns beiden geschlagen. Aber weil es jetzt einmal passiert ist, rechne ich damit, dass unsere Mutter noch mal ausholt, vielleicht als Strafe dafür, dass Aylin sich gar nicht wehrt, nicht zurückschreit, nicht mal von der Stelle weicht, sondern sie einfach nur anblickt. Oder sie stürzt nach vorne und nimmt Aylin fest in den Arm. Beides würde irgendwie Sinn ergeben. Aber meine Mutter lässt den Arm langsam sinken und der Moment, in dem es hätte weitergehen können, ist vorbei. Irgendwas ist gerade kaputtgegangen.

Aylin kniet sich zu mir herunter. Sie küsst mich auf die Stirn.

»Tut mir leid, Bruderherz«, flüstert sie in mein Ohr, bevor sie sich unserer Mutter zuwendet. In einem ruhigen Ton – fast, als würde sie sich auch bei ihr entschuldigen – sagt sie: »Ich schubs dich sonst irgendwann noch die Treppe herunter.«

Aylin geht und lässt die Wohnungstür hinter sich offen. Ihre Schritte höre ich im Hausflur. Erst als die Tür zur Straße unten zufällt, rennt meine Mutter in das Treppenhaus und schmeißt eine Regenjacke über das Geländer:

»Zieh dir wenigstens was an, du Miststück! Es regnet!«

Als ich am nächsten Tag von der Schule nach Hause kam und die Jacke, die meine Mutter runtergeschmissen hatte, an dem Einkaufswagen mit den Bierflaschen hing, wusste ich, dass Aylin nicht zurückkommen würde.

Ein paar Wochen später rief sie an – am Wochenende vormittags, weil unsere Mutter da noch schlief. Sie erzählte mir, dass sie jetzt bei einer anderen Familie lebte. Während des Telefonats sagte ich immer wieder »okay«, aber erst als ich den Hörer auflegte und die Stille in der Wohnung hörte, verstand ich, dass ich ab jetzt mit meiner Mutter allein sein würde.

Du, Metin, warst nicht da, ich hab dich nicht vermisst oder so, aber du warst halt nicht da, meine Mutter war auf ihre Art abwesend und Aylin war gegangen und das hieß, auch ich würde mir woanders eine neue Familie suchen müssen.

10

Ich wünschte, Metin, man könnte Erinnerungen einfangen. Wie Insekten, die ein Eigenleben haben, einen eingebauten Instinkt, der sie leitet. Ich würde sie in runden Einweggläsern aufbewahren, die Deckel fest zugeschraubt. So stehen sie dann nebeneinander aufgereiht in einem Wandschrank im Keller, lauter drahtige Lebewesen, manche mit Flügeln, manche mit Panzern und alle mit Fühlern. Jedes eine eigene Erfahrung, die die Anleitung enthält, eine ganze Welt zu bauen. Und wann immer ich wollte, würde ich eines der Gläser herausnehmen, den Deckel, in dem ein kleines Loch ist, damit sie atmen können, aufdrehen und meine Finger hineinhalten. Ich lasse dann das haarige Tierchen mit seinen langen Beinen über meinen Handrücken auf den Unterarm krabbeln, die Schulter hoch, über den Hals in meinen Mund, schließe die Augen und schlucke es runter. Und wenn ich die Augen wieder öffne, bin ich an einem anderen Ort.

Ich bin siebzehn und zurück in dem Park, in dem ich und meine Brüder unser Gras in kleinen Tüten in die Büsche schmeißen, bevor die Uniformen auf uns zulaufen und wir sie verschmitzt anlächeln. Ich bin auf einer Bank und einen Sommer lang sitzen Danny und ich nebeneinander, die Zungen blau vom zuckrigen Kratzeis. Ich bin im Mevlana-Grill und Savaş bringt mir bei, wie man richtig Döner isst, dass man den Döner nicht zum Mund, sondern den Mund zum Döner führt. Ich bin mit Bojan auf den stillen Fluren irgendwelcher Ämter, wo wir die Stimme und den Kopf senken und trotzdem zu laut sind.

An all diesen Orten leben immer noch alte Versionen von uns, gleichzeitig und nebeneinander. Sie blättern in Schulheften voller Fettflecken, weil sie ihre Hausaufgaben mit Dönerfettfingern gemacht haben, sie klatschen sich gegenseitig in den Nacken, sie gucken Mädchen hinterher und ihre letzten Sommer auf der Parkbank werden nie enden. Wenn sie bemerken, dass ich gekommen bin, schauen sie mich an und sagen nur »Bro, wo warst du so lange?«, und sie halten mir mit ausgestrecktem Arm eine Tüte oder ein Wassereis entgegen und lächeln, als würden sie sagen: »Komm, setz dich.«

Ich besuche sie wie entfernte Verwandte, Geschwister, die inzwischen irgendwo ihr eigenes Leben haben. Aber trotzdem finde ich sie immer am Bahnhof.

Vor mir liegt ein weiter, aschfahler Platz. Der Boden ist gepflastert mit grauen Steinen, ein Meer aus Beton. Eine milchige Glaskonstruktion, getragen von Stahlseilen, hängt über den angegliederten Bussteigen wie eine Regenwolke über dem Ruhrgebiet. Die Mitte des Platzes gehört den Tauben. Ich sitze auf einer Banklehne an einem der Bussteige und neben mir sind die anderen: Savaş, Danny, Bojan.

Ich starre auf die silbernen Telefonnummern zwischen meinen Sneakers. Danny hatte sie mit seinem Butterfly in den blauen Lack der Bank geritzt, falls wir mal jemanden anrufen müssen. Ich wüsste nicht, warum das jemals passieren sollte. Savaş, Danny und Bojan treffe ich hier, ohne dass wir uns dafür am Telefon nerven müssen. Und wenn sie nicht hier sind, brauche ich sie auch nicht anzurufen. Dann haben sie keine Zeit, sonst wären sie ja hier.

Das Ziffernblatt über der Anzeigetafel in der Mitte des Platzes ist kaputt. Angeblich hat jemand nachts mit einem Baseballschläger erst die Uhr eingehauen und anschließend den Kopf des Busfahrers, der ihn aufhalten wollte. Wie kann man nur so bescheuert sein. Wenn irgendein Idiot mit einem Baseballschläger kommt, weil er mit einer Bahnhofsuhr etwas zu klären hat, dann ist doch logisch, dass das eine Sache zwischen ihm und der Uhr ist und man sich auf keinen Fall einmischen sollte. Vor allem nicht, wenn der Psycho einen Basi in der Hand hat. Danny hat gehört, dass es einer von den Russen gewesen sein soll, aber das glaube ich nicht. Fest steht: Ziemlich bald werden die Bullen hier aufkreuzen, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Deshalb ist Bojan heute auch in Alarmstellung. Wobei, das stimmt nicht. Bojan ist eigentlich immer in Alarmstellung. Er sitzt neben mir und seine Augen scannen den Platz von oben nach unten. Wenn irgendwo zwei Uniformen auftauchen, ist Bojan der Erste, der es checkt und abhaut – sogar noch vor mir. Heute aber können mir die

Bullen nichts. Weil klar ist, dass die Wichser kommen werden, hab ich kein Ott in den Socken und werde zur Sicherheit auch die nächsten paar Tage nichts mitbringen. Ich muss mit der Scheiße sowieso langsam aufhören.

Ein bisschen Ticken ist noch okay. Hier und da bring ich den deutschen Jungs auf meiner Schule mal was mit, damit sie auf dem Lidl-Parkplatz ihrer Neubausiedlung chillen und sich wie kleine Gangster fühlen können. Aber früher oder später wird man gepackt. Bei Rindfleisch kann es nicht mehr lange dauern, die halbe Stadt hat seine Nummer. Und wenn ich bei dem in der Wohnung bin, um ein neues Päckchen zu holen, und zwischen den ganzen herumliegenden Pizzakartons stehe und sehe, wie der schuppige Rindfleisch in seinem Ramones-Shirt vor seinem Bildschirm hockt, World Of Warcraft zockt und dabei das Ott in der Lüftung des PCs trocknen lässt, während alles nach Bong stinkt, und er mir auch noch anbietet, auf seiner wichsigen Couch Platz zu nehmen, auf der mit Sicherheit noch nie ein Mädchen gesessen hat, dann wird mir jedes Mal aufs Neue klar, dass ich auf keinen Fall so enden will. Keine Ahnung, was ich will, aber das nicht. Nur bis zum Abi muss ich mich noch über Wasser halten.

Wenn die Bullen uns fragen, wo wir waren und was wir wissen, werden Savaş, Danny und ich (Bojan nicht, der hält immer die Klappe) ihnen verklickern, dass wir gehört haben, dass es die Gabbas waren, die drei Bänke weiter oben sitzen. Die Gabbas sind nämlich richtige Hundesöhne, die ein bisschen Stress mit den Bullen verdient haben. Die schmeißen vormittags eine bunte Pille ein und tanzen dann den Rest des Tages zu Technomusik aus ihrem Ghettablaster ihren bescheuerten Hacketanz, bei dem sie auf der Stelle marschieren und ihre Glatzen schütteln, als hätten sie einen epileptischen Anfall, noch krasser als die von Bojan. Dabei springen ihre Pittbulls um sie herum und keiner weiß, ob die Köter Angst haben, weil ihre Herrchen durchdrehen, oder ob die einfach mittanzen. Danny behauptet, die Gabbas seien gar keine Nazis. Der hat gut reden. Vielleicht keine richtigen, mit Hakenkreuzen und Stiefeln und so, aber wenn die könnten, würden die uns durchlassen.

Es muss schon später Nachmittag sein. Denn der Bahnhof ist inzwischen fast leer und alle, die mit mir von der Schule gekommen sind, sind schon in den Bus gestiegen und nach Hause gefahren, wo sie vermutlich gerade die gute deutsche Hausmannskost ihrer Mama fressen. Das heißt, es wird nicht mehr lange dauern, bis bei den Gabbas die Pille nachlässt und ihnen genauso langweilig wird wie uns. Spätestens dann werden sie den Bahnhofsplatz herunteratzen und sich in ihren Lonsdale-Jacken und Airmax vor unserer Bank aufbauen und einer von ihnen wird den Anfang machen und jemandem von uns eine Bierdose an den Kopf werfen und Savaş wird sofort aufspringen. Er rennt bei Prügeleien immer direkt in den anderen rein, weil er meint, der erste Schlag ist entscheidend, wer den ersten Schlag setzt, gewinnt.

Ich hoffe, dass wir bis dahin weg sind. Aber vielleicht passiert auch nichts. Vielleicht werden die Gabbas auch einfach den ganzen Tag weiter auf der Stelle marschieren und ich werde hier sitzen zwischen Danny, Bojan und Savaş und warten, bis das scheiß Leben endlich anfängt.

»Du bist jung und alles ist in Hektik um dich herum und dein Kopf ist gefickt, doch du bist im Grunde frei und gesund und kannst entscheiden, wohin es geht, was du gerne mal wärst. Auch wenn das Ziel dir noch fern erscheint, der Versuch ist es wert.«

Die Zeilen, die Savaş rappt, während Danny ihm eine Beatbox gibt, kenne ich in- und auswendig. Ich weiß noch, wie wir »Der beste Tag meines Lebens« zum ersten Mal auf Viva gehört haben. Das war genau an dem Nachmittag, als Savaş von seiner Klassenlehrerin erfahren hat, dass er sitzenbleiben wird. Also das erste Mal. Da müssen wir dreizehn oder so gewesen sein. Auch wenn Savaş damals meinte, dass ihn das nicht jucken würde, weil er sowieso Karriere als Rapper machen wird, hat er plötzlich krass angefangen zu weinen, als das Lied kam. Und das war ziemlich heftig, weil Savaş eigentlich nie wegen irgendetwas weint, nicht mal danach, als Serkan Amca ihm wegen des Sitzenbleibens richtig Dresche gegeben hat. Wir haben zusammengeschmissen, uns das Album gekauft und jeden beschissenen Track auswendig gelernt. Er übernahm die Parts von Kool Savaş, allein schon wegen des Namens, und ich die von Eko und den anderen. Wir haben früher davon geträumt, nach Berlin zu gehen und zusammen zu rappen. Später wurde dann daraus, dass nur Savaş rappt und ich ihm die Lyrics schreibe. Ich hatte nämlich nie genug Druck in der Stimme, aber dafür die besseren Lines. Ein paar Mal ist Savaş sogar mit Texten von mir zu irgendeinem Typen ins Studio gefahren, einem Freund seines Cousins Barış, um ein paar Zeilen aufzunehmen. Aber seine Beats waren Dreck, meinte Savaş. Seitdem rappt er nur noch auf die Beatbox von Danny, die gar nicht so schlecht ist.

»Es ist Zeit, mach ein Kreuz in deinem Kalender, denn ich bin bereit, die Welt zu verändern wie der elfte September.«

Während ich mit dem Kopf zu Savaşs Stimme nicke, sitzt Bojan neben mir, regungslos wie eine Eidechse in der türkischen Sonne. Er bewegt sich keinen Millimeter, als wäre er in einer Starre. Nur seine Knopfaugen checken alles auf dem Platz vor uns ab. Genauso saß er hier auch, als wir ihn damals kennengelernt haben. Er hockte eines Tages einfach am äußeren Ende unserer Bank und fiel uns nur auf, weil er am nächsten Morgen wieder oder immer noch dort saß. Auch er wartete offensichtlich auf keinen Bus, war nicht auf dem Weg irgendwohin. Er hatte die Sohlen auf der Sitzfläche und den Kopf in den Händen. Es war Savaş, der ihn damals ansprach und »Jo, was geht?« sagte. Aber Bojan reagierte nicht. Also schob ich nach:

»Alter, wo kommst du her?«

Nichts.

»Willst du auf die Fresse?«, drohte Savaş.

»Was ist? Warum antwortest du nicht? Bist du ein Hurensohn? Ist deine Mutter eine Hure, die sich für Geld verkauft?«

Da blickte Bojan uns zum ersten Mal mit zusammengekniffenen Augen an.

»Geht manchmal nicht anders, oder?«, antwortete er und seitdem gehört er zu uns. Später hab ich verstanden, dass Bojan einfach nicht so gerne labert. Wenn er irgendetwas gefragt wird, sagt er meistens nur: »Halt den Kopf unten.« Völlig egal, was genau man ihn fragt. Das Geheimrezept seiner Mutter, das sie ihm an jedem

Grenzposten auf der Flucht aus Jugoslawien ins Ohr geflüstert hat. Und wenn er doch mal spricht, dann Bojan-Style mit so komischen Satzanfängen, die irgendwie schlau, aber auch fehl am Platz wirken. Ich hab mich inzwischen daran gewöhnt, dass Bojan permanent Dinge sagt wie »Parallel dazu können wir zum Wasserspender im dm?« oder »Vor diesem Hintergrund sollten wir jetzt abhauen«. Angeblich spricht er sieben oder acht Sprachen – Serbisch, Kroatisch, Bosnisch und so weiter. Für mich klingt es ehrlich gesagt immer gleich. Und so viele Sprachen, wie er angeblich beherrscht, so viele Pässe hat er. Sieben Stück, von denen keiner etwas wert ist, weil der deutsche nicht darunter ist. Das verbindet Bojan und mich. Denn wenn die Bullen kommen, sind es immer wir, die sich stundenlang erklären. Ich, warum ich keinen Pass habe, Bojan, warum er sieben in der Hand hält. Und natürlich die Tatsache, dass Bojan auch keinen Vater hat. Also keinen richtigen. Seine Mutter hat nämlich den Freund eines Anwalts eines Bruders eines Cousins eines Bekannten aus Jugoslawien geheiratet. Irgendwie so. Die Hochzeit hat seine Mutter mit viel Geld bezahlt und wer weiß womit noch. Auch Bojan hat für die Hochzeit gezahlt, und zwar mit seinem Lachen, das er in ihrem zerbombten Garten in Sarajevo verbuddelt hatte. Und wenn er das erzählt, lächelt er, ohne dass es seine Augen erreicht, wie zum Beweis. Aber sein neuer Papa besitzt einen deutschen Pass und einen Wohnsitz und deshalb hat er Bojans Mutter geheiratet und angemeldet – und zwar mit Zahnbürste und dreckiger Wäsche und allem Drum und Dran. Wenn man Bojan nach seinem echten Vater fragt, lautet die Antwort »Der hat den Kopf unten« und dann fasst Bojan sich an seine silberne Kette mit dem kleinen Säbel-Anhänger, die er als Kind von seinem echten Vater bekommen hat und jeden Tag trägt. Er behauptet, sie noch nie im Leben abgelegt zu haben, dabei würde ihm das mal guttun. Die Kette ist inzwischen so kurz, dass sie ihm den Hals abschnürt und der Säbel peinlich absteht. Bojan schaut mich an.

»Was machst du eigentlich, wenn du fertig bist?«

Auch wenn Bojan nicht sagt, womit fertig, weiß ich, dass er die Schule meint. Die Frage wird mir in letzter Zeit an jeder Ecke gestellt und jeder Lehrer glaubt, seinen Senf dazugeben zu müssen, dabei kennen die mich überhaupt nicht.

»Ich hab auf jeden Fall keine Lust, jeden Tag in ein Büro zu laufen und mir für irgendein Käsegesicht den Arsch abzuarbeiten«, sage ich.

»Käsegesicht«, wiederholt Bojan und schmatzt dabei, als würde er das Wort abschmecken.

»Du hältst dich auch echt für was Besseres, oder?«, schaltet Savaş sich von der Seite ein.

»Steh mal zehn Stunden am Dönerspieß, dann weißt du, dass es Schlimmeres als 'nen Bürojob gibt.«

Als könnte ich was dafür, dass er in der Schule verkackt und ständig seinem Vater helfen muss.

»Ich will was mit Literatur machen«, sage ich. Als ich es ausgesprochen habe, setzt ein Moment Stille ein und dann prusten Danny und Savaş gleichzeitig los.

»Keine Ahnung, irgendwie müssen wir mit diesen ganzen Storys doch Cash machen, oder?«, versuche ich mich zu retten, aber keine Chance. Savaş schlägt die Beine übertrieben eng übereinander und fährt sich mit dem Zeigefinger über die

Nase, als würde er eine Brille hochschieben.

»Öhm ja, also mein Name ist Professor Arda und ich bin sehr inte-llelli-gent.«

Der Einzige von uns, der nicht lacht, ist Bojan.

»Aber dann musst du auch von mir erzählen«, sagt er nachdenklich.

»Was meinst du?«

»In den Geschichten.«

»Ach so, klar.«

»Versprochen?«, fragt Bojan mit einem Blick, der es ernst meint. Noch bevor ich antworten kann, hat sich Danny schon zu mir gesetzt und den Arm um meine Schultern gelegt. Er hält mir seine Zigarette hin, als wäre sie ein Joint.

»Hier, Bro, komm erst mal runter.«

Er weiß, dass ich nicht rauche. Er will mich testen. Irgendwie kommt er nicht klar darauf, dass jemand zwar an Tüten, aber nicht an Zigaretten zieht.

»Ist jetzt auch nicht ungesünder als Gras, oder?«, fragt Danny und hält sie mir noch ein Stück tiefer unter die Nase, sodass der Rauch in meinen Augen brennt. Ich schnalze mit der Zunge.

»Geht nicht um gesund.«

»Um was denn? Erklär mal, Herr Doktor.«

»Die Scheiße ist zu teuer«, sage ich und sehe, wie Savaş in sich hinein grinst. Zwischen Savaş und mich passt kein Blatt Papier, nicht mal so ein Hemd wie Danny.

»Wallah, stimmt eigentlich«, sagt er und schmeißt die Kippe vor uns auf den Boden, wo sie weiterqualmt. Bei anderen Deutschen würde es mich stören, wenn sie so reden, als wären sie Kanaken, aber bei Danny ist es okay. Er und Savaş waren in derselben Klasse der Gesamt-Süd. Als Savaş ihn vor vier Sommern zum ersten Mal mit zum Bahnhof gebracht hat und Danny mich mit Küsschen begrüßte, hielt ich ihn für einen Italiener, weil er sich mit »Danielo« vorstellte. Doch als ich ihn fragte, ob seine Familie aus Sizilien komme (ich hatte kurz zuvor zum ersten Mal *Der Pate* gesehen), erzählte er mir, dass seine Mutter ihn so genannt hätte, weil sie völlig Italien-krank sei. Sie trinkt ständig Grappa und lallt dann laut Eros-Ramazzotti-Schnulzen, meistens mit irgendwelchen Arschlöchern, die sie im Entzug kennengelernt hat und die sie Roberto oder Franco nennt, obwohl sie einfach Robert oder Frank heißen. Mit anderen Worten: Danny ist eine stinknormale Kartoffel, nur halt mit einer kaputten Mutter, und das macht ihn ein bisschen zum Kanaken.

»Lasst uns mal wohin laufen«, sage ich zu den anderen. Nicht nur weil ich mich langweile, sondern auch weil die Gabbas schon ihre Glatzköpfe zusammenstecken und immer wieder zu unserer Bank rübergucken. Lange kann es nicht mehr dauern. Ich weiß, wenn ich Savaş, Danny und Bojan einfach sagen würde, dass ich keine Lust auf Stress habe, hielten die mich für einen Feigling. Zumindest Danny und Savaş. Bojan vielleicht nicht. Auch der wirkt gerade ziemlich nervös, allerdings guckt er nicht zu den Gabbas, sondern nach oben. Manchmal sucht Bojan minutenlang den Himmel ab, wenn ein Flugzeug zu hören ist, weil das zu den Dingen gehört, die ihn beunruhigen. Ich lege ihm meine Hand auf das Schulterblatt und schaue hoch. Aber über uns ist nichts.

»Schon okay«, sagt Bojan, doch ich spüre, wie er anfängt, schneller zu atmen. Immer heftiger bewegt sich sein Rücken unter meiner Hand auf und ab, bis er

plötzlich die Schultern hoch- und die Beine und den Kopf einzieht und alles sich verkrampft. Beim ersten Mal, als Bojan einen seiner Anfälle hatte, dachte ich, er hätte Teile von den Gabbas gespackt. Danach hat er uns erklärt, dass wir ihm in solchen Momenten den Mund aufreißen und seine Zunge rausholen müssen, aber weil das Danny und Savaş zu eklig ist, bleibt das immer an mir hängen. Es ist zwar nicht so, dass ich Lust habe, Bojan in den sabbernden Mund zu packen, aber wenn er sich die scheiß Zunge abbeißt oder sie verschluckt, kann er keine einzige von seinen sieben Sprachen mehr sprechen. Also ziehe ich Bojans zitternden Kopf auf meinen Schoß, schiebe meine Hände in seinen Mund, bis ich einen guten Griff habe, und reiße ihm den Kiefer auf, während er weiterzuckt und ihm die Spucke aus dem Mundwinkel auf meine Jeans läuft. Danny ist aufgesprungen, guckt aber nur blöd zu, als würde ein Tier im Zoo gerade ein Kind bekommen.

»Hilf doch mal!«, rufe ich.

»Ist doch gleich wieder vorbei.«

Er hat recht. Bojans Körper beruhigt sich schon wieder und seine Augen schauen mich jetzt von unten an, als würde er mich fragen, was zum Teufel meine Finger in seinem Mund zu suchen haben.

»Na, wieder da?«, grinst Danny und klofft ihm auf die Schulter, während ich meine glitschigen Hände an Bojans Hose abwische. Irgendwie passiert Bojan das in letzter Zeit öfter als sonst.

»Hast du echt nichts dabei?«, fragt mich Savaş.

Ich schüttele die Locken.

»Du bist so ein Schisser, Arda.«

»Wir könnten die Mädels fragen«, sagt Danny und seine braunen Augen leuchten zu der Bank auf der anderen Seite des Bahnhofsplatzes, direkt gegenüber von uns. Dort hocken Xenia und Tanja und lachen wie zwei Raubvögel vor sich hin. Unterbrochen wird ihr Geiern nur, wenn irgendein Anzugträger sie anquatscht, um sie angeblich nach irgendeinem Bus oder so zu fragen, und sie ihm dann ihre bunt lackierten Mittelfingernägel entgegenstrecken.

»Aber deine Angebotete ist doch noch gar nicht da?«, grinst Savaş fies.

»Ach was«, murmelt Danny leise und schaut auf den Boden. An den Schläfen wird er sogar ein bisschen rot. Susanna ist echt seine Schwachstelle. Obwohl er mit seiner goldbraunen Haut und dem tiefen Blick schon genug Mädchen abschleppt. Der Typ weiß gar nicht, wie gut er es hat. Sobald eine wirklich was von ihm will, macht er Schluss. Und danach erzählt er uns lang und breit, wie er sie noch ein letztes Mal geküsst hat, und dabei schließt er die Augen und macht *hmm*, als würde er sich daran erinnern, wie sie geschmeckt hat. Manchmal glaube ich, ihm geht es mehr darum, vor uns anzugeben, als wirklich was mit den Mädchen zu haben.

»Die geben uns eh nichts«, sage ich. »Lasst uns zu Rindfleisch gehen und einen Zehner holen. Wir schmeißen zusammen.«

Bojan und Danny warten wie immer erst ab, was Savaş sagt. Als sein »Ja, los« kommt, springen beide sofort auf. Diese Hunde.

Sie hatten es geschafft. So gerade noch, dachte Ümran. Neben ihr schauten Emre und Sümran aus dem Fenster des Flugzeugs und bestaunten die Wolkendecke, die wie ein endloses Meer aus weißen Baumwollblüten unter ihnen lag. Es sah tatsächlich wunderschön aus, fand Ümran, aber sie hatte nicht die Ruhe, um ins Schwärmen zu geraten. In ihrem Kopf waren zu viele Fragen.

Sosehr sie sich darüber freute, dass die Zeit bei Esma Hala endlich vorbei war, so sehr verstand sie nicht, warum sie und ihre Geschwister jetzt auf dem Weg nach Deutschland waren. Wenn ihre Eltern ohnehin nicht vorgehabt hatten, zurückzukehren, warum hatten sie sie dann nicht von Anfang an mitgenommen?

Die Jahre bei Esma Hala waren schlimmer gewesen als erwartet. Sofort nach dem Abschied ihrer Eltern hatte sie Ümran gesagt, sie solle sich die Tränen abwischen, ab jetzt würde sie wie eine Erwachsene behandelt. Es stellte sich heraus, dass sie damit vor allem meinte, dass Ümran alle Arbeiten verrichten musste, die zu Hause ihre Mutter übernommen hatte. Sie kochte für ihre Geschwister. Sie wusch die Wäsche für die ganze Familie, und wenn ihre Tante über dem Toilettenloch gehockt hatte, musste Ümran es hinterher sauber machen. Ein einziges Mal hatte sie sich geweigert, woraufhin Esma Hala wortlos ins Wohnzimmer ging und mit dem Rückenkratzer zurückkam. Die Streifen auf den Oberschenkeln hatte sie immer noch. Das Schlimmste aber war nicht mal die Hausarbeit. Das Schlimmste waren die ständigen Erniedrigungen vor Anderen. Wenn sie Besuch hatten, musste Ümran Tee für alle servieren, und jedes Mal verzog Esma Hala das Gesicht vor Ekel, sobald sie an dem Glas nippte, nur um Ümran dann neuen Tee machen zu lassen. Auch zog sie Ümran immer wieder zu sich, band ihr das Kopftuch noch fester und entschuldigte sich anschließend bei den Gästen, als würde sie ihnen und nicht Ümran die Luft abschnüren. »Mein Bruder hat eine gottlose Frau geheiratet, das Mädchen weiß es nicht besser«, lachte sie dann giftig. Ein anderes Mal war Ümran nach Hause gekommen und fand auf der Anrichte eine blutige Unterhose von sich. (Sie war am Morgen darin aufgewacht, und weil sie es vor der Schule nicht mehr geschafft hatte, sie auszuwaschen, hatte Ümran sie im Wäschekorb verschwinden lassen, damit Emre und Sümran sie nicht fanden.) Ihre Tante hatte sie wieder rausgeholt und Ümran gezwungen, sich bei ihren Geschwistern, die überhaupt nicht wussten, worum es ging, für die Unterhose zu entschuldigen.

Die einzige Möglichkeit, Esma Halas Schikanen zu entgehen, war, selten zu Hause zu sein. In der Schule hatte sie zwar Ruhe vor ihrer Tante, konnte aber dem Unterricht nicht mehr folgen, weil sie immerzu an ihre Eltern denken musste, die weit weg arbeiteten und Esma Hala auch noch Geld dafür schickten, dass sie Ümran so behandelte. Wenn sie keine Schule hatte, arbeitete Ümran freiwillig auf dem Feld und pflückte Baumwolle, obwohl es viel anstrengender war als die Weintraubenernte – Weintrauben wuchsen die Reben hoch, während man sich für die Baumwolle immer wieder bücken musste. Fast alle Herbst- und Winterwochenenden verbrachte Ümran damit, und wenn sie Sonntagabend ins Bett fiel, war sie in zwei Tagen um Jahre gealtert. Vielleicht fühlte es sich deshalb so an, als wären mehr als drei Sommer vergangen, seitdem ihre Eltern sie dort abgesetzt hatten.

Drei lange Jahre, ging es Ümran immer wieder durch den Kopf. Sie waren ihr gestohlen worden und niemand würde ihr diese Zeit jemals zurückgeben.

Warum hatten ihre Eltern sie nicht wenigstens früher geholt? Sie hatte ihnen schließlich von alldem erzählt. Im ersten Sommer, als ihre Mutter sie das einzige Mal besuchen gekommen war, hatte Ümran sie zur Seite genommen und sie angebettelt, nicht ohne sie zu gehen. Doch ihre Mutter hatte nur versprochen, mit ihrer Tante zu reden. Es war keine gute Idee. Denn danach wurde es noch schlimmer, weshalb sie im Sommer darauf, als ihr Vater statt ihrer Mutter zu Besuch war, nichts sagte und beschloss, das letzte Jahr einfach durchzuhalten. Hätte es die Obergrenze von drei Sommern nicht gegeben – nie hatte Ümran die Worte, die ihre Eltern ihr nach dem Erdbeben auf der Mauer gesagt hatten, vergessen –, wäre sie mit Sicherheit längst weggerannt. Selbst wenn sie dafür ihre Geschwister hätte zurücklassen müssen.

Vielleicht wäre es die bessere Entscheidung gewesen, dachte Ümran. Sie hätte ganz am Anfang nach Istanbul gehen sollen, um irgendwo in der Stadt nach Çetin zu suchen. So oft hatte sie sich vorgestellt, wie er an einer Straßenecke sitzen und Katzen streicheln würde. Eine Familie zu haben war nicht zwangsläufig besser, als frei zu sein. Wenn sie damals am Strand gewusst hätte, was sie bei Esma Hala erwartete und dass diese Begegnung mit Çetin ihre letzte sein würde, wäre sie weniger vorsichtig gewesen. Aber auch dafür war es jetzt zu spät.

Ümran schaute aus dem Fenster. Der Himmel über der Wolkendecke wurde langsam dunkel. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie endlich da waren.

Wenn sie gleich am Flughafen ankamen, durften sie sich nicht noch mal so verlaufen wie in Istanbul. Diesmal würde sie niemanden nach dem Weg fragen können, weil niemand sie verstehen würde. Hätten ihre Eltern sie wenigstens abgeholt, dachte Ümran. Wie konnten sie nur von ihr erwarten, dass sie eine solche Reise – im Grunde ihre erste richtige – mit ihren beiden Geschwistern ganz alleine bewältigte.

Statt ihres Vaters hatte irgendein fremder Mann – eine ältere Version von Volkan mit offenem Hemd, aus dem lauter Brusthaare quollen – frühmorgens vor Esma Halas Tür auf sie gewartet. Er rauchte ununterbrochen bei geschlossenem Fenster und fuhr, ohne zu schlafen, fast zwei Tage durch, bis er sie schließlich an der Passkontrolle mit lilahängenden Tränensäcken und den Worten »Ab hier müsst ihr euch alleine durchschlagen« verabschiedete. Und tatsächlich war das der richtige Ausdruck gewesen.

Durch alle Hallen und Gänge und Shops des Istanbuler Flughafens war Ümran mit ihren Geschwistern geirrt. Sogar Emre und Sümran hatten bemerkt, wie nervös sie war. Bei jedem Richtungswechsel fragte Sümran: »Müssen wir wirklich da lang?«, und immer wieder mahnte Emre seine kleine Schwester, dass sie leise sein sollte, weil Abla sich konzentrieren müsse. Aber es half nichts. Als sie kurz davor waren, ihren Flug zu verpassen, hielt Ümran einfach jedem, der ihnen über den Weg lief, ihr Ticket unter die Nase und fragte, wo sie hinmussten. Die meisten rannten einfach hektisch weiter oder gestanden, dass sie sich selbst verlaufen hatten, bis irgendwann eine Frau ihre Sonnenbrille abnahm und fragte: »Gottchen, seid ihr drei Landeier etwa allein unterwegs?« Sie zupelte kurz an Ümrans Pelzweste herum, die Esma Hala sie anzuziehen gezwungen hatte, weil in Deutschland immer Winter

sei und ihre Mutter sonst denken könne, sie hätte sich nicht ordentlich gekümmert, befahl ihnen dann, ihr zu folgen, und stellte sie schließlich in der Schlange zu ihrem Flieger ab.

Die Lichter über ihnen waren auf einmal erloschen. Ümran schaute sich um, doch keinen der anderen Passagiere schien es zu beunruhigen. Dann ruckelte es kurz und Ümran überkam ein unangenehmes Gefühl. Es war, als würden sie ins Ungewisse fallen.

Die Ankunft war viel einfacher als der Abflug. Immerhin ging es diesmal nur in eine Richtung. Mit Sümran auf der Hüfte und Emre an der Hand folgte sie den anderen durch die Gänge und Tunnel und versuchte dabei, immer wieder einen Blick nach draußen zu erhaschen. Aber bis jetzt war da nur ein grauer Himmel über einer grauen Landebahn. Als sie wieder in einer großen Halle standen, fiel ihr auf, dass fast alle Männer, die an der Gepäckausgabe arbeiteten, größer als ihr Vater waren. Auch die Frauen kamen ihr ungewöhnlich kräftig vor. Dass die Sache mit den Krüppeln, von der Çetin ihr damals erzählt hatte, nicht stimmen konnte, wusste sie natürlich, aber ein wenig wunderte sie sich schon. Wirklich niemand sah so aus, als könnte er nicht selbst arbeiten, und Ümran verstand noch weniger, warum ihre Eltern hier waren.

Als sie ihr Gepäck geholt hatte und die Wartenden hinter der Absperrung sah, wusste sie, dass sie es endlich geschafft hatten. Ümran suchte ihren Vater. Ganz vorne standen einige Frauen, dicht aneinandergedrängt, die Oberkörper über die Absperrung gelehnt. Sie lachten und winkten. Dahinter hielten ein paar Leute Schilder in der Hand, auf manchen standen sogar türkische Namen. Sie lief mit Emre und Sümran an den Händen weiter und hoffte, dass sie ihren Vater sehen oder rufen hören würde, noch ehe sie das Ende der Absperrung erreichten. Doch niemand kam, und als rechts und links Menschen mit Koffern an ihnen vorbeiliefen und in der Ferne verschwanden, spürte Ümran die Wut zurückkehren.

»Kommt!«, sagte sie und zog ihre Geschwister in eine unbestimmte Richtung. Sie lief jetzt nur noch, um nicht stehen zu bleiben. Plötzlich hielt sie jemand am Arm fest.

»Ihr braucht mich wohl gar nicht mehr, was?«

Eine Frau lächelte sie an. Sie gehörte zu jenen die hinter der Absperrung gestanden und gewunken hatte.

»Mama!«, rief Emre und kurz dachte Ümran, ihr Bruder würde einer fremden Frau um den Hals fallen. Doch es war tatsächlich ihre Mutter. Auch wenn sie ganz anders aussah: Ihr schöner, langer Hals hatte tiefe Falten bekommen, ihre Augen hingen schwer herunter und ihre Haare waren ausgedünnt. Auch Sümran schien sie nicht zu erkennen. Als ihre Mutter sie auf den Arm nehmen wollte, klammerte sie sich so sehr an Ümrans Bein, dass ihre Mutter es schließlich bei ein paar verzweifelten Küssen auf die Wangen ihrer Schwester beließ.

»Ich hatte solche Angst um euch!«, sagte ihre Mutter und umarmte Ümran so fest, wie in der Nacht des Erdbebens. Doch sie verspürte keine Erleichterung. Sie war tatsächlich einfach an ihrer eigenen Mutter vorbeigelaufen.

Als sie zu Hause ankamen, wurden die Fragen, die meiner Mutter all die Jahre bei

Esma Hala durch den Kopf gegangen waren, mit einem einzigen Blick beantwortet. Sie war die Erste, die zu ihrem Vater ins Schlafzimmer geschickt wurde. Er lag im Bett und lächelte meine Mutter schwach an. Sein Gesicht war eingefallen, voller Flecken und kein einziges Haar war ihm geblieben. Ein halbes Jahr. So viel Zeit hatten ihm die deutschen Ärzte noch gegeben, und weil er denen nicht vertraute, flog er für die Behandlung immer wieder nach Istanbul.

»Fast jede Woche«, sagt meine Mutter und atmet schwer aus, »bis er eines Tages einfach nicht mehr zurückkam.«

Sie legt ihre Hand an meine Wange und betont immer wieder, wie froh sie darüber sei, dass ich in einem deutschen Krankenhaus liege. Die deutschen Ärzte seien die besten.

Meine Mutter hat Angst. Und sie hat Angst, dass ich Angst habe. Dass sie mich anstecken könnte mit ihrer Angst. Sie steht auf und verlässt mein Zimmer, angeblich um eine zu rauchen. Als sie nach ein paar Minuten wiederkommt, ist sie frisch geschminkt. Sie denkt, so merke ich nicht, dass sie draußen geweint hat. Zum Abschied zeigt sie noch mal auf den Topf, der gefüllt ist mit Sarmas. Sie hat im Internet gelesen, dass grünes Gemüse gut für die Leber ist.

»Und vielleicht will deine Schwester ja auch davon«, sagt sie. Ich verspreche ihr, dass ich Aylin etwas übrig lasse, bevor meine Mutter die Tür hinter sich schließt.

Metin, manchmal muss man Dinge erst voneinander trennen, damit sie sich erneuern und hinterher wieder miteinander funktionieren. So formulierte es zumindest der Arzt, als er mir gestern die neue Therapie erklärte, die sie jetzt ausprobieren wollen.

Ich wurde in meinem Bett durch ein Labyrinth aus dunklen Tunneln ans andere Ende des Krankenhausgebäudes geschoben. Die Neonröhren an der Decke zogen über meinem und dem Kopf des Pflegers hinweg, bis wir irgendwann in einem Raum mit Maschinen ankamen. An eine von ihnen, die er Zentrifuge nannte, wurde ich angeschlossen. Mein Blut sickerte durch dünne Schläuche hinein, wurde gefiltert, und anschließend bekam ich es zurück, aber halt ohne das überreagierende Immunsystem. Das erneuert sich im besten Fall von selbst, ohne dass es mich für einen Fremden hält und meine Leber wieder angreift, sagte der Arzt. Der ganze Vorgang dauerte mehrere Stunden und soll in den nächsten Tagen wiederholt werden. Ob die Blut-Plasmapherese was bringt, wird sich erst nach mehreren Sitzungen zeigen.

Während ich so dalag und die Maschine surrte, dachte ich an Aylin. Obwohl sie wusste, dass meine Mutter auch da sein würde, war sie zur Besprechung der neuen Therapie gekommen. Ich beneide den Arzt. Für ihn muss es die ganze Zeit so ausgesehen haben, als wären wir eine stinknormale Familie. Die Weinblätter hat sie trotzdem abgelehnt und mir gelassen. Für die Leber.

12

Wir laufen über den Bahnhofsplatz und im Vorbeigehen nicke ich den Russen zu. Ich

weiß, dass denen das irgendwie wichtig ist, und solange die Gabbas gucken, wie sie gucken, ist es besser, mit den Russen gut zu sein. Die meisten sind eigentlich keine Russen, sondern Kasachen, Usbeken, Polen oder einfach nur Deutsche. Aber weil sie halt immer in der Russenhocke herumhängen und Jelzin oder Puschkin oder Gorbatschow von Hand zu Hand wandern lassen, nennen sie halt alle so. Keine Ahnung, warum die nicht lieber im Sitzen trinken, und auch nicht, warum sie immer alle an derselben Flasche nuckeln, obwohl in der Sporttasche in ihrer Mitte wahrscheinlich mehr Wodkaflaschen gebunkert sind, als es Atomraketen in der Sowjetunion gab, jedenfalls locker genug, dass jeder von ihnen seine eigene Flasche haben könnte. Aber wahrscheinlich ist das was Kulturelles, kommunistische Erziehung oder so. Wobei, vielleicht auch nicht. Schließlich ziehen wir ja auch alle an einem Joint.

Wir schlendern an der Aral-Tankstelle vorbei, die Bismarck hoch. Savaş und Danny ziehen über irgendwelche Opfer auf ihrer Schule her, Bojan und ich halten wie immer die Klappe, als Danny plötzlich »Fuck, Jungs« sagt. Mit quietschenden Reifen bleibt ein Polizeiauto vor uns stehen.

»Die denken auch, sie wären Cobra 11«, sagt Savaş, aber mir ist gerade nicht nach Witzen.

»Bleiben Sie stehen und heben Sie langsam die Hände über den Kopf«, ruft die Roboterstimme aus dem Polizeiauto. Kurz schauen wir einander ratlos an, bevor wir die Hände heben. Ein Bulle steigt aus und richtet seine Waffe auf uns. Noch nie hab ich in den Lauf einer echten Pistole geguckt. In meinem Hals spüre ich meinen Puls pumpen. Wenn sie uns jetzt einfach abknallen, schießt es mir durch den Kopf, wird niemand etwas gesehen haben. Ein weiterer Bulle, er hat so eine richtige Milchbubi-Visage, kommt und tastet uns ab, erst die Knöchel, dann die Beine, die Rippen, die Arme, und zum Schluss greift er mir in die Hosentaschen. Gott sei Dank hab ich kein verdammtes Ott dabei.

»Hab was!«, ruft er irgendwann. Auf dem Rückweg zum Wagen sehe ich Dannys silbernes Butterfly in seiner Hand blitzen. Noch immer lässt der eine den Lauf seiner Waffe langsam zwischen mir und den anderen hin- und herwandern. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, dass wir dort mit erhobenen Händen stehen. Meine Schultern beginnen zu schmerzen und ich spüre, dass es unter meinen Achseln inzwischen nasskalt ist. Der Bulle mit der Waffe muss Türke sein. Oder Arab. Auf jeden Fall hat er eine Kanaken-Fresse. Vielleicht rettet das gerade unser Leben, denke ich.

»Ihr könnt die Hände jetzt runternehmen«, sagt er und ich spüre, wie die Luft aus meinem Brustkorb entweicht. Ein dritter Bulle ist inzwischen aus dem Wagen ausgestiegen. Er muss der Chef hier sein. Von dem Milchbubi lässt er sich kurz das Butterfly zeigen, bevor er breitbeinig auf uns zustieft.

»Also gut, Jungs. Wo ist das Geld?«

Das ist nicht wahr, denke ich. Das kann nur ein schlechter Film sein, ein scheiß Tatort, den sich gerade irgendwelche Kartoffeln reinziehen. Keiner von uns antwortet. Aber ich höre, wie Bojan neben mir anfängt, schneller zu atmen.

»Was für Geld?«, frage ich zurück. Der Bulle rollt mit den Augen, als hätte er mit genau dieser Antwort gerechnet. Mit dem kleinen Finger pult er gelangweilt in seinem riesigen Ohr herum. Savaş hat mir mal erzählt, dass Nase und Ohren die einzigen

Körperteile sind, die auch im Alter weiterwachsen. Gemessen daran ist der Typ auf jeden Fall noch unter Hitler geboren.

»Also, wir können das hier jetzt unnötig in die Länge ziehen, oder ihr sagt uns einfach, wo das Geld versteckt ist.«

»Wir wären Ihnen wirklich gerne behilflich«, sage ich mit meiner Abitur-Stimme, »aber wir wissen leider nicht, worum es geht.«

Der Bulle atmet schwer aus.

»Okay, dann halt die lange Nummer. Ausweise raus!«

Bojan wirft mir einen finsternen Blick zu, als wäre das meine Schuld. Ich sehe, wie sich auf seiner champignonfarbenen Stirn kleine Schweißtropfen bilden, während er aus seiner Hosentasche ein Bündel bunter Papiere herausholt. Es sieht aus, als würde er dem Bullen eine Rolle ausländisches Geld überreichen. Als ich ihm meinen Schülerschein hinhalte, lacht er nur.

»Ich bin nur im Pass meiner Mutter eingetragen. Aber den hab ich nicht dabei«, sage ich.

Der Bulle mustert mich von oben bis unten, als würde die Erklärung dafür in meinen Klamotten und nicht in seinen scheiß Gesetzen stecken. Aus irgendeinem Grund fragt er aber nicht weiter, sondern nickt und verschwindet mit unseren Papieren in Richtung Wagen.

»Könnte uns mal jemand erklären, was hier los ist?«, frage ich und schaue in Richtung des Türken-Bullen. Der meidet meinen Blick aber und schaut stattdessen zu seinem Kollegen. Auch nur ein Ehrenloser.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir ein Recht darauf haben, zu erfahren, warum wir durchsucht werden«, rufe ich.

»In der Stadt wurde ein Lokal ausgeraubt«, sagt der Milchbubi.

»Und das sollen wir gewesen sein?«

Er nickt.

»Hä? Wie sollen wir das denn gemacht haben?«, fragt Danny.

»Na, mit dem Messer zum Beispiel.«

»Die lachen uns doch aus, wenn wir da mit so einem Mini-Ding reinlatschen«, ruft Danny.

»Wofür hast du es dann?«

»Ich weiß genau, dass unter zwölf Zentimetern erlaubt ist.« Aber der Milchbubi reagiert nicht mehr. Der Chef ist inzwischen zurück.

»Also, wir haben jetzt zwei Möglichkeiten. Erstens: Ihr bekommt per Brief einen Termin für eine –«

»Auf jeden Fall zweitens«, unterbricht ihn Savaş. »Bei mir zu Hause ist die Hölle los, wenn ein Brief mit Polizeistern reinkommt.«

»Möglichkeit zwei ist: Wir machen die Gegenüberstellung mit der Lokalmitarbeiterin jetzt sofort. Die kann uns dann ja sagen, ob ihr das wart.«

»Okay«, sage ich, um die Sache schnell zu beenden, weil Bojan neben mir schon ganz bleich geworden ist. Kurz darauf sitze ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Polizeiauto. Während wir den Wall entlangfahren, frage ich mich, ob Möglichkeit eins nicht doch die bessere gewesen wäre. Dann hätten wir wenigstens noch mit einem Anwalt oder so sprechen können. Keine Ahnung, was wir machen,

wenn die von der Bar gleich sagt, dass wir das waren, einfach damit sie irgendeinen Schuldigen hat. Aber jetzt ist es zu spät. Um mich von dem Gedanken abzulenken, stelle ich mir vor, dass ich der Türken-Bulle bin, der gerade am Steuer sitzt. Wie es sein muss, jeden Tag in diesem Ding durch die Stadt zu fahren und unantastbar zu sein. Für einen kurzen Augenblick kann ich ihn verstehen. Dann sehe ich im Augenwinkel ein Zucken. Bojan.

»Anhalten«, schreie ich und versuche, Bojans Gurt zu lösen. Sein ganzer Körper zittert.

»Was ist los?«

Im Rückspiegel trifft sich mein Blick mit dem des Türken-Bullen.

»Anhalten«, schreie ich wieder, aber da stehen wir schon. Ich will die Tür öffnen, doch es geht nicht.

»Lasst ihn raus!«, rufe ich.

Ich habe Bojan noch nie so gesehen, seine Augen sind komplett weiß. Die Tür fliegt auf. Der Milchbubi zieht Bojan aus dem Auto und legt ihn auf den Bordstein, nicht auf den Rücken, sondern auf die Seite. Es sieht aus, als wüsste er, was er tut.

»Ihr müsst ihm den Mund öffnen!«

»Das macht man so nicht mehr«, sagt er.

Ich will mich über Bojan beugen, aber der Türken-Bulle schlingt beide Arme um mich und drückt mich so fest an sich, dass mir die Luft wegbleibt. Bojan stöhnt auf.

»Holt ihm die Zunge raus«, ich höre die Panik in meiner eigenen Stimme, »Bitte! Er hat mir das so erklärt.« Ich kann sehen, wie sich die beiden einen fragenden Blick zuwerfen. »Wirklich. Er stirbt sonst.«

Dann greift der Milchbubi ihm doch in den Mund und schreit los. Als er seine blutige Hand hochhält, fehlt an seinem Zeigefinger ein Stück Fleisch, als hätte eine Ratte ihn angeknabbert.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«, ruft er und rennt um das Auto herum. Während mich der andere immer noch festhält, sehe ich, dass Bojans Pupillen wieder da sind.

Wir treten in ein Lokal, über dessen Eingang in altdeutscher Schrift »Warsteiner« steht. Weil der Milchbubi vom Notarzt abgeholt werden musste, sind es nur noch der Türke, der Chefbulle und wir. Ich kenne den Laden. Alle nennen ihn das »Wasi«. Er ist bekannt dafür, dass die alten deutschen Knacker nur herkommen, weil die thailändische Kellnerin angeblich jede volle Stunde auf die Tische steigt. Alles in dem Laden ist aus massivem, hellem Holz. Es sieht viel edler aus, als sein Ruf ist.

Wieder müssen wir uns zu viert in einer Reihe aufstellen. Durch eine Schwingtür kommt eine Frau, die eine Frisur hat wie Alf, bloß in Lila. Sie bleibt vor uns stehen, und nachdem der Chefbulle ihr mit einem Nicken das Startsignal gegeben hat, beginnt sie, uns nacheinander abzuchecken. Ich bin der Letzte. Ohne mir in die Augen zu schauen, sucht sie mein Gesicht ab, als hätte sie darin etwas verloren. Ich versuche, unauffällig zu lächeln, weil die Typen, die den Laden ausgeraubt haben, hier ja wohl nicht mit fröhlichen Gesichtern reinspaziert sind. Alle warten darauf, dass sie etwas sagt. Ein paar Mal öffnet sie den Mund, fährt sich dann aber nur mit der Zunge über die Zähne.

»Also, einer von denen hatte auf jeden Fall was Rotes an.«

Die Köpfe der beiden Bullen schwenken zu Dannys Shirt.
»Aber der sah ganz anders aus.«
Danny stöhnt vor Erleichterung.
»Und die anderen?«, fragt der Chefbulle.
»Nee«, sagt sie und schüttelt den Kopf, sodass ihre lila Haartolle wackelt.
»Die hatten alle so andere Gesichter. Bis auf den da vielleicht.«
Sie nickt in meine Richtung.
»Das kann nicht Ihr Ernst sein?«, platzt es aus mir heraus. Einen Moment lang schaut sie mich an.
»Ah«, sagt sie. »Der hatte 'ne ganz andere Stimme. Viel höher.«
»Sicher?«, fragt der Alte. »Nehmen Sie sich ruhig Zeit.«
Dieser Hundesohn will es unbedingt.
»Der soll mal sagen: *Rück die Kohle raus!*«
Der Bulle nickt mir zu, als wüsste ich, was ich zu tun habe. Ich räuspere mich. Dann sage ich ruhig und aus dem Bauch, damit meine Stimme möglichst tief klingt:
»Rück die Kohle raus.«
Vor den Augen der Frau ist jetzt eine Art Schleier. »Hmm«, sagt sie und presst die Lippen aufeinander.
»Der soll das noch mal ernster sagen.«
Ich hole tief Luft.
»Rück die verdammte Kohle raus!«, schreie ich mit der tiefsten Stimme, die ich habe, und dabei sehe ich, wie meine Spucke auf ihrem Gesicht landet. Alle schauen sie an.
»Nee, so klang der wirklich nicht.«
Glück gehabt, sagt der Blick des Bullen, bevor er uns gehen lässt.

Es hat damals lange gedauert, bis die Angst wieder von uns abgefallen war. Erst zurück am Bahnhof, konnten wir uns nicht mehr halten vor Lachen. Immer wieder musste ich Danny und Savaş, die in dem anderen Polizeiauto gesessen hatten, vorspielen, wie Bojan dem Bullen tatsächlich den Finger abgebissen hatte und wie der Bulle schreiend herumgelaufen war. Wir rissen Witze über Bojan den Kannibalen, stellten uns vor, wie er Anfälle vortäuscht, um unsere Lehrer anzuknabbern, und wie ausgerechnet ich, der Abi-Türke, am Ende im Knast lande und meinen Zellennachbarn Bücher vorlese. Immer wieder schrien wir »Rück die Kohle raus«. Wir schrien es wahllos Leuten ins Gesicht, die erschrocken ihren Gang beschleunigten, wir schrien es mit Dannys Messer in der Hand und lachten Tränen.

Gestern Abend konnte ich nicht einschlafen. Das Kortison scheint mein Immunsystem nicht in den Griff zu kriegen, zumindest verbessern sich meine Blutwerte nicht, aber dafür lässt es meine Haut jucken wie verrückt. Ich habe mich die ganze Nacht durch das Facebookprofil von Danny geklickt. Irgendwann hab ich den einzigen Post gefunden, der kein geteilter Link war, sondern etwas, das er selbst geschrieben hatte.

»Mein Karlo ist gestern zehn geworden. Ich wünsch dir, dass du so geile Kollegen findest wie ich früher. Bojan, Arda und Savaş, was für eine hammer Zeit wir hatten.«

Danny und ich sind inzwischen nicht mal mehr auf Facebook befreundet. Kurz

habe ich überlegt, ob ich ihm »Rück die Kohle raus« auf seine Pinnwand schreibe. Einfach so. Nach Jahren ein Lebenszeichen. Ich bin noch da.

13

Auf der Suche nach einem Shirt für Tansu tigerte Aylin durch die Gänge. Sie hielt sich eine rote Bluse vor die Brust, stellte sich Tansu darin vor und legte sie wieder zurück. Als Nächstes fiel ihr ein weiß gepunktetes Teil mit Cut-outs ins Auge. Sie nahm es von der Stange und trat wieder vor den Spiegel. Ihr war es zu groß, aber Tansu würde es passen. Es war ein bisschen trashy und trotzdem sexy. Genau so etwas liebte sie.

Beim Shoppen war Aylin der pragmatische Typ. Meistens probierte sie die Sachen nicht mal an, sondern nahm vom Bügel, was ihr auf den ersten Blick gefiel, und ging geradewegs zur Kasse. Wenn sie zu lange darüber nachdachte, kaufte sie es nicht. Aber beim Klauen, dachte Aylin, würde es auffällig sein, wenn sie sich zu sehr beeilte. Also checkte sie in aller Ruhe die Preise der Kleider und zog die Augenbrauen hoch, wenn sie teuer waren, als hätte sie wirklich vor, zu bezahlen. Sie fuhr mit ihren Fingerspitzen über den Stoff, als würde sie die Qualität des Materials prüfen – dabei erfüllte sie eigentlich, wo die Sicherung angebracht war –, und sie verglich ewig lang zwei völlig identische Oberteile miteinander, wobei sie sich immer wieder umschaute, ob jemand sie beobachtete. Es war wie Lügen, nur mit dem Körper. Ein bisschen so stellte sie sich Theaterspielen vor. Die ganze Zeit war ein imaginärer Beobachter da – eine Mitarbeiterin, der sie aufgefallen war, ein Kaufhausdetektiv, der ihr vielleicht schon im Nacken saß – und irgendwann wusste sie selbst nicht mehr, ob sie sich gerade für die Blicke der anderen die Ohrhinge ans Ohrläppchen hielt oder für sich selbst. Und wie beim Lügen funktionierte es nur, wenn man voll und ganz überzeugt davon war, was man tat, und dafür wiederum durfte niemand eingeweiht sein.

Deswegen hatte Aylin auch die Bedingung gestellt, dass Tansu ein Stockwerk höher klaute. Wenn Tansu sie auch noch die ganze Zeit dabei beobachten würde, wäre sie sich noch bescheuerter vorgekommen als ohnehin schon.

Eigentlich hätte Aylin gar nicht klauen müssen. Sie hätte Heike und Klaus problemlos um einen Taschengeldvorschuss bitten können, den sie ihr nach einer Standpauke über die Schadstoffwerte der Textilindustrie, Kinderarbeit in China und der selbsterniedrigenden Funktion von Markenklamotten am Ende gewährt hätten. Aber Tansu hatte keinen Klaus und keine Heike. Sie durfte nur in der Schneiderei von Nalan Teyze und Ridvan Amca arbeiten, wofür sie kein Geld bekam.

»Zocken wir uns gegenseitig was!«, hatte Tansu vorgeschlagen, und Aylin war sofort klar gewesen, dass das einer von ihren Freundschaftsbeweisen werden sollte.

»Das wird voll aufregend, und wenn wir gepackt werden, sitzen wir halt zusammen im Bau.«

Aus Tansus Mund hatte es tatsächlich fast romantisch geklungen. Jetzt aber fragte sich Aylin, was passieren würde, wenn man sie erwischte. Sie waren strafmündig, das wusste sie. Natürlich würden sie wegen zwei T-Shirts nicht im Bau landen –

wahrscheinlich bekämen sie lediglich ein paar Sozialstunden –, aber würde ihre Mutter davon erfahren? Sie war ja theoretisch noch ihre Erziehungsberechtigte. Heike und Klaus hatten sie nicht offiziell adoptiert, auch wenn sie es immer mal wieder diskutierten. *Pflegeeltern*, das war der Ausdruck, mit dem sie sich beim Elternsprechtag ihrer Klassenlehrerin vorgestellt hatten. Das war kurz nach Schulbeginn, vor ziemlich genau einem Jahr. Ein ganzes Jahr, dachte Aylin. So lange war es inzwischen her, dass sie frühmorgens vor dem Reihenhäuschen von Heike und Klaus abgesetzt worden war.

»Eine so nette Familie!«, hatte die Frau im Auto zu ihr gesagt. »Wirklich ganz, ganz ordentlich.« Dabei hatte sie mehrmals mit der Hand aufs Lenkrad getippt und einen so leidenden Gesichtsausdruck aufgesetzt, dass Aylin sich kurz fragte, wer eigentlich in der beschisseneren Position war, sie oder die Tante vom Jugendamt. Aber als sie kurz darauf an einem riesigen Frühstückstisch saß, wurde ihr klar, was die Frau gemeint hatte: Sie waren wirklich *ganz, ganz* ordentlich. In der Mitte standen zwei Teller, einer für Aufschnitt, daneben einer für Käse und daran lehnten jeweils säuberlich zwei kleine Gabeln, damit niemand mit seinen Fingern nach dem Belag griff. Die Butter war in einer extra dafür vorgesehenen Dose, das Brot lag in einem Korb am Kopf des Tisches, die Marmeladen waren nebeneinander aufgereiht mit je einem eigenen Löffel darin und auf den gelben Eierbechern, die jeder perfekt angeordnet neben seinem Teller stehen hatte, standen in grüner Schrift ihre Namen.

Neben ihr saß ein kleines Mädchen, das offensichtlich Magda hieß und ziemlich skeptisch gucken konnte. Mit gerunzelter Stirn und zusammengekniffenen Augen betrachtete sie Aylin von der Seite. Sie nahm es der Kleinen nicht übel, im Gegenteil. Wenigstens war Aylin nicht die Einzige am Tisch, die diese Situation merkwürdig fand. Gegenüber von Magda saß dem Eierbecher nach Jonas, der sich nicht für sie interessierte. Er panschte mit dem Löffel in seiner Müslischale herum, und vermutlich flog Jonas in Gedanken gerade durch die Lüfte und kämpfte mit Monstern oder so. In zehn Jahren, dachte Aylin, würde er Baggys tragen, Skateboard fahren und ständig Yo sagen. Wie diese ganzen Jonasse in ihrer Klasse halt. Heike, die Aylin gegenüber saß, forderte ihren Sohn immer wieder auf, doch »wenigstens mal zu probieren«. Ihre Mutter hätte Arda den Löffel längst weggenommen und »Dann bleibst du halt hungrig« gesagt. Aber Heike lächelte nur entschuldigend über den Tisch, als wäre das Benehmen ihres Sohnes ihr vor Aylin peinlich. Rechts neben ihr saß Klaus. Anders als bei seiner Frau, die großgewachsen – fast riesig –, muskulös und knochig war, war an ihm alles rund und klein. Er hatte kleine runde Augen über einer kleinen runden Nase über einem kleinen runden Mund. Auch er lächelte, aber eher so, als würde er sich amüsieren. Wahrscheinlich war Aylin ihm eine willkommene Abwechslung.

»Das ist bestimmt gerade ziemlich komisch für dich«, sagte Klaus und griff nach der Teewurst vor Aylin. »Falls es dich beruhigt, für uns auch.«

Aylin zwang sich, die Mundwinkel hochzuziehen, und hoffte, das würde als Reaktion genügen. Er aber tupfte sich, ohne den Blick von ihr zu nehmen, mit einem Zewa den Mund ab und wartete auf eine Antwort. Nein. Es beruhigte sie nicht. Ganz und gar nicht. Das eine war, dass sie nie wieder nach Hause konnte, das andere,

dass diese Zwieback-Familie sie anschaute, als hätte sie einen Straßenköter bei sich aufgenommen, ihm einen Fressnapf hingestellt, um dann zu beobachten, ob er auch fraß.

»Ja, ein bisschen«, sagte Aylin. Sie ließ den Blick über den Tisch wandern und überlegte, was sie sich aufs Brot schmieren könnte, ohne die strahlweiße Tischdecke dreckig zu machen. Sie strich so dünn wie möglich Butter auf ihr Brot und wollte gerade nach dem Salzstreuer greifen, als ihr einfiel, dass es angesichts der Auswahl undankbar und irgendwie auch armselig rüberkommen musste, sich für Butter und Salz zu entscheiden. Also nahm sie die Gabel vom Käseteller und pickte in eine Scheibe.

»Hmm, Emmentaler«, sagte Heike so schnell, dass Aylin fast erschrak. »Und das ist Tilsiter und das Edamer. Greif zu!« Ihre Stimme enthielt neben einer Spur Scham auch die Zuversicht derer, für die ein genussvolles Leben nur eine Frage der Entscheidung war.

»Ah, danke«, sagte Aylin, nahm irgendeine Scheibe und biss vorsichtig von ihrem Brot ab. Sie senkte den Blick und drehte den Eierbecher neben ihrem Teller zu sich. Darauf stand der Name Dilek.

»Oh, nicht wundern, das ist deine Vorgängerin.«

»Ach, Klaus!«

Wieder kam es aus Heike herausgeschossen. Sie musste mit so etwas gerechnet haben.

»Dilek hat bis vor einem Jahr noch hier gelebt.«

Heike war bemüht, möglichst selbstverständlich zu klingen.

»Da ist sie!«

Sie drehte sich um und ihr kerzengerader Finger wies auf ein Bild, das neben einem Familienkalender an der Külschranktür hing und auf dem ein schwarzhaariges Mädchen hinter einer Sonnenbrille breit lachte.

»Sie studiert jetzt in Münster.«

Der Stolz in ihrer Stimme war unverkennbar. Einen Moment lang schauten beide selig auf das Bild. Am liebsten wäre Aylin aufgestanden und weggerannt. Wie hatte sie nur denken können, dass ihr Schicksal einzigartig war? Wahrscheinlich waren da draußen unzählige Mädchen, denen es ging wie ihr oder sogar noch beschissener. Und wie wenige Klausen und Heikes gab es, die ihnen eine Chance gaben. Aylin dagegen hatte sie schon für den Eierbecher verurteilt. Wahrscheinlich hatte Dilek auch mal hier gegessen und – ja, was getan? Sich bedankt? Von sich erzählt? Mit Sicherheit hatte sie mehr Sätze herausgekriegt als Aylin jetzt gerade. Wahrscheinlich, dachte Aylin, war sie einfach schon so asozial wie ihre Mutter geworden und wusste nicht mal, wie man eine Unterhaltung am Frühstückstisch führte.

»Du kriegst natürlich deinen eigenen«, sagte Heike und drehte Dileks Namen wieder weg.

»Was studiert sie?«, fragte Aylin.

»Sozialarbeit, was sonst?«, brummte Klaus. »Wir hätten uns natürlich was anderes gewünscht, aber ...«

Statt den Satz zu beenden, drückte er seine Zähne in die braune Teewurst.

»Weißt du, ich arbeite lieber in einer Bank und tu dann im Kleinen was, statt den ganzen Tag in einem Gemeinschaftsraum voller Social Worker rumzusitzen, die selbst alle Alkoholiker sind.«

Ihr Magen zog sich zusammen. Das hatte ihnen das Jugendamt also gesagt. Alkoholiker-Mutter-Familie. Türkischer-Vater-abgehauen-Familie. Muslimisches-Mädchen-weggerannt-Familie. Irgendwie so, dachte Aylin, und irgendwie so war es ja auch. Nur deshalb saß sie ja jetzt hier.

»Also«, sagte Klaus schließlich und zum ersten Mal schmunzelte er nicht. Seine wasserblauen Augen schauten sie durch seine runde Brille ernst an.

»Wir würden uns freuen, wenn wir ab jetzt deine Familie sein können und wenn das da«, er wies auf ihren Teller, »ab heute dein Platz ist.« Heikes Hand griff nach seiner.

»Aber natürlich nur, wenn du das auch willst.«

Seitdem saß Aylin jeden Sonntagmorgen, egal wie spät sie am Abend zuvor nach Hause gekommen war, um Punkt neun Uhr gähmend am Frühstückstisch, und als sie ihr eines Morgens einen handbemalten Eierbecher mit ihrem eigenen Namen überreicht hatten – halb im Scherz, aber auch halb ernst gemeint –, wären ihr fast Tränen in die Augen gestiegen. Tansu hatte sie dafür wochenlang ausgelacht.

Aylin schreckte auf. Tansu war bestimmt schon fertig, dachte sie. Schnell warf sie sich noch ein paar Sachen über den Arm und ging Richtung Umkleidekabine. Bis auf das gepunktete Oberteil, das sie für Tansu ausgesucht hatte, warf sie alles auf den Stuhl in der Ecke. Sie zog die Schere, die schon die ganze Zeit gegen ihren Oberschenkel drückte, aus ihrer Hosentasche, doch dann hielt sie inne. Noch, dachte Aylin, könnte sie das Geschäft einfach wieder verlassen. Aber Tansu wäre mit Sicherheit enttäuscht, wenn sie mit leeren Händen auftauchte. Auch wenn sie versuchen würde, es sich nicht anmerken zu lassen, waren ihr solche Dinge wichtig. Das wusste Aylin. Also schnitt sie mit zitternden Fingern die Sicherung heraus, versteckte sie unter den anderen Kleidern und zog ihren eigenen Pullover über. Als nirgendwo mehr weiße Punkte zu sehen waren, atmete sie noch einmal durch. Dann stieß sie entschieden die Tür der Kabine auf und lief Richtung Ausgang. Sollte es gleich doch piepen, würde sie sofort losrennen, dachte Aylin.

»Wohin so eilig, junge Dame?«

Eine Hand packte sie am Unterarm.

»Fassen Sie mich nicht an!«

Er sah überhaupt nicht aus wie ein Ladendetektiv, kariertes Hemd, Jeanshose und weißer Dreitagebart. Sie hatte einen Kanaken mit Cap erwartet, keinen Familienpapa.

»Mitkommen!«, befahl er.

»Wieso?«

»Sie wissen, wieso«, grinste er.

Er brachte sie in einen Raum, in dem Tansu schon auf einem Klappstuhl saß. Gott

sei Dank, dachte Aylin, wenigstens war sie nicht alleine mit dem Papa. Aber dann fiel ihr auf, dass Tansus Lidstrich verschmiert war. Sie musste heftig geweint haben.

»Deinen Ausweis brauch ich auch«, sagte der Detektiv zu Aylin und streckte die Hand aus.

»Bitte!«, sagte Tansu, »geht das nicht irgendwie ohne Polizei?«

»Ausweis!«, bellte er.

»Ich hab doch gesagt, wir zahlen die Sachen. Und die Strafe.«

»Jeder Diebstahl wird zur Anzeige gebracht. Steht ganz fett am Eingang.«

Tansu blickte Aylin verzweifelt an. Eine weitere Träne kullerte ihr über die Wange.

»Ich besitze keinen Ausweis«, sagte Aylin.

»Verarsch mich nicht, Kleine! Sonst muss ich die Polizei rufen, und die bringt dich dann nach Hause. Ist dir das lieber?«

»Alter, sie sagt doch, sie hat keinen!«, schrie ihm Tansu ins Gesicht und warf sich mit verschränkten Armen gegen die Lehne ihres Klappstuhls.

»Du kannst jetzt erst mal gehen.« Er nickte mit dem Kopf in ihre Richtung.

»Ich bleibe.«

»Verschwinde!«, schrie er Tansu an.

»Ich komm schon klar«, sagte Aylin leise. Tansu stand auf und wollte gehen, als er sich noch mal räusperte.

»Aber vorher zieht ihr beide noch die Sachen aus, die ihr drunter habt.«

Was für ein Wichser, dachte Aylin.

»Sobald Sie den Raum verlassen haben. Sie wollen ja schließlich auch keine Anzeige, oder?«

Im Polizeiauto malte sich Aylin alle möglichen Szenarien aus, wie Heike und Klaus reagieren würden. Sie würden nicht schreien, das taten sie nie. Aber sie wären mit Sicherheit enttäuscht. Wir hätten dir doch Geld gegeben, würden sie sagen, und dann müsste Aylin ihnen irgendwie erklären, dass sie aus anderen Gründen geklaut hatte. Dilek war so etwas mit Sicherheit nie passiert. Wahrscheinlich war Aylin einfach wirklich eins von diesen undankbaren Problemkindern, die nie an einem Ort blieben, weil sie ständig neue Scheiße bauten. Sie würde einfach sofort ihre Koffer packen, dachte Aylin, als sie zwischen zwei uniformierten Schultern an der Tür klingelte.

Klaus öffnete und seinem Blick nach schien er nicht im Geringsten verwundert oder schockiert zu sein.

»Was gibt's?«, fragte er die Polizisten und klang amüsiert, wie immer.

»Ist das hier Ihre Tochter?«

»Ja.«

Er hatte es ohne zu zögern gesagt so selbstverständlich, dass Aylin nicht anders konnte, als ihm kurz zuzulächeln.

»Wieso?«

»Sie wurde beim Klauen im H&M erwischt.«

»Ach so, na dann.« Süffisant wackelte er mit dem Kopf,

»Sie wissen, dass Diebstahl eine Straftat ist, oder?«

»Natürlich, ich glaube nur, was meine Tochter klauen wollte, ist ein Witz,

verglichen mit dem, was diese Mode-Konzerne so verbrechen.«

Und mit diesen Worten nahm er Aylins Hand, zog sie zu sich und gab ihr vor den Polizisten einen Kuss auf den Kopf.

14

Ich halte den Atem an, spüre das Gras in meiner Lunge brennen und schicke den Rauch auf den Platz vor mir. Ich tauche die Gabbas oben, die Russen unten, die Mädchen gegenüber und alle, die auf ihren Bus warten, in einen dicken weißen Nebel. Ich mag die Vorstellung, dass ich sie jederzeit verschwinden lassen kann. Und ich muss den Rauch nur wegpusten, und schon sind alle wieder da. Ich nehme noch einen Zug. Meine Haut trennt sich von meinen Muskeln, meine Knie werden Joghurt und ich versinke in der Bank unter mir, als säße ich in einem Lamborghini, der von null auf hundert beschleunigt.

»Alter, hast du Pattex an den Fingern? Gib mal weiter!«

Danny nimmt mir den Joint aus der Hand.

»Was für ein Kartoffel-Spruch«, sagt Savaş und sogar Bojan muss lachen.

»Ey, Jungs, riecht mal!«

Sein Grinsen verrät mir, dass er nicht die Weedwolke um uns herum meint.

»Maracuja, Brüder!«

Ich folge seinen grünen Augen bis zum oberen Ende des Bahnhofsplatzes, wo ein strahlend weißer Adidas-Superstar mit einem Kettchen um den Knöchel den Asphalt betreten hat. Susanna.

Vielleicht liegt es daran, dass ich high bin, aber seitdem Danny es ausgesprochen hat und ich Susanna dabei zuschauen, wie sie langsam den Platz herunterstolziert, hab ich tatsächlich einen fruchtigen Geruch in der Nase, als würde alles – vom Kiosk über den McDonald's bis hin zur Pennerwiese – auf einmal nach Solero-Eis riechen. Ihre blonden Haare fallen wie ein tropischer Wasserfall auf ihre schmalen Schultern, in ihrem Ausschnitt funkelt Glitzerstaub in Rot und Weiß, den Farben der polnischen Flagge, um ihre Miss Sixty liegen mehr Silberketten als um den Hals von Snoop, die Pitbulls jaulen sie an, die Tauben gurren ihr zu, Blumen schießen aus den Rillen im Asphalt, und die Gabbas drehen Pirouetten zu ihrem Catwalk. Okay, ich bin echt high.

Aber nicht nur ich. Wir alle beobachten den Flug der beiden Planeten, die über Susannas Oberschenkeln sitzen, quer über den gesamten Bahnhof, bis sie bei der Bank gegenüber ankommt und Xenia und Tanja mit Küsschen links, Küsschen rechts begrüßt. Die Art und Weise, wie sie es nur andeuten, damit das Make-up nicht verschmiert und die Kreolen sich nicht verhaken, erinnert mich an Aylin.

»Bro, hör auf, sie so anzustarren«, sagt Savaş zu Danny.

»Wie gucke ich denn?«

»Psycho halt!«

Savaş hat recht. In Dannys Blick liegt wirklich noch etwas anderes. Er hockt neben mir und verfolgt jede ihrer Bewegungen wie ein Dokumentarfilmer, der eine Löwin beobachtet. Dabei kommentiert er alles:

»Jetzt lacht sie, jetzt tut sie so, als würde sie lachen, jetzt stützt sie ihren Kopf nachdenklich in beide Hände, weil Tanja ihr was Ernstes erzählt. Jetzt springt sie auf, dreht sich um, setzt den einen Fuß auf die Bank, beugt sich nach vorne und ... Scheiße, dieser Arsch. Die macht das doch extra!«

Den ganzen Sommer geht das schon so und wahrscheinlich ist es sogar besser für Danny, dass sie ihn ignoriert. Susanna ist eine Bombe, aber sie kann auch jederzeit hochgehen. Angeblich hat sie dafür gesorgt, dass ihr Pädagogiklehrer von der Schule geflogen ist, weil er ihr nicht die Note geben wollte, die sie für die Versetzung brauchte. Daraufhin sei sie direkt in das Büro des Direktors marschiert, um weinend vor seinem Schreibtisch zusammenzubrechen und ihm mit einem polnischen Akzent, den sie sonst nicht hat, zu erzählen, der Lehrer habe ihr etwas Perverses angeboten. Was angesichts der Tatsache, dass Susanna der Grund für die menschengemachte Erderwärmung ist, sogar stimmen könnte. Einer anderen Legende nach hat ein Typ ihr mittendrin mal »Susanne« ins Ohr gestöhnt, woraufhin sie ihr Hubba Bubba aus dem Mund genommen und es ihm in die Haare zwischen Sack und Hintern geklebt haben soll. Derselbe Typ hat ihr später noch das Herz gebrochen, weshalb sich am Ende ihre beiden Brüder um ihn gekümmert haben. Mit einem Zippo haben sie ihm die linke Arschbacke abgefackelt. Susannas Brüder gehören nämlich zu den Russen und sitzen entweder unten im Wodka-Kreis oder auf dem Parkplatz hinter den Lenkrädern ihrer 48 300-Citytaxi. Wahrscheinlich schauen die uns gerade dabei zu, wie wir ihrer kleinen Schwester dabei zuschauen, wie die sich die Schuhe bindet.

»Sie kommt, benehmt euch, ihr Idioten!«, sagt Danny und knackt mit dem Nacken, weil Susanna aufgesprungen ist und auf uns zuläuft. Dabei weiß er genau, dass sie nur zum Kiosk will, der sich auf unserer Seite des Platzes befindet. Halb Kaugummi kauend, halb lächelnd, nähert sich uns Susanna und dabei setzt sie noch nicht mal diese arrogante Fick-dich-Fresse auf, sondern macht einen auf gute Laune und unschuldig, als würde sie wirklich nie mitkriegen, dass sie auf jeder Straße, die sie entlangläuft, einen Stau verursacht. Als sie an uns vorbeigeht, wirft sie ihre Haare zurück, lässt ihre Kreolen schwingen, und bevor sie im Kiosk verschwindet, schickt sie in einer einzigen Millisekunde den längsten Wimpernschlag in der Geschichte des Bahnhofs zu unserer Bank rüber. Neben mir fasst sich Danny an den Bauch, als hätte er gerade einen in die Magengrube bekommen.

»Habt ihr das auch gesehen?«, fragt Danny.

»Ja«, antwortet Savaş genervt.

»Was sie mit den Augen gemacht hat?«

»Ja«, wiederholen wir alle.

»Scheiße, was soll ich denn jetzt tun?«

»Na, nichts«, sagt Bojan, als wäre die Sache damit gegessen. Aber Dannys Augen sind schon geschlossen und seinem Grinsen nach stellt er sich gerade vor, mit Susanna und ihren Brüdern Weihnachten in der Kirche zu feiern.

»Okay, wenn sie zurück ist, geh ich rüber!«, sagt er.

»Bist du bescheuert? Du kannst doch nicht direkt da angedackelt kommen!«, ruft Savaş.

»Ganz ehrlich, wenn sie will, bin ich ihr Dackel! Was soll ich ihr sagen, Arda?«

Danny schaut mich erwartungsvoll an.

»Woher soll ich das wissen?«, antworte ich.

»Man, komm schon! Du bist doch gut im Labern! Ich brauch was Besonderes, was sie so richtig beeindruckt!«

Ich versuche mich daran zu erinnern, ob Aylin mir jemals einen coolen Anmachspruch vorgesagt hätte. Sie hat mir früher viel darüber erzählt, was Mädchen mögen und was nicht. Schon lange bevor ich mir vorstellen konnte, warum das wichtig werden würde, erklärte sie mir, dass Jungs die Fingernägel immer so kurz wie möglich geschnitten haben müssen. Aber Door-Opener waren nicht dabei. Sie meinte immer nur, wie man es sagt, sei wichtiger, als was man sagt.

Mit einer Schachtel Zigaretten in der Hand ist Susanna inzwischen auf dem Rückweg, woraufhin bei uns wieder Stille einkehrt. Sie läuft, ohne noch mal zu Danny zu schauen, einfach zu ihren Freundinnen und steigt in das übertrieben laute Geiern von Xenia und Tanja ein, die ihre Münder aufreißen, den Kopf in den Nacken werfen und sich auf die Schenkel klatschen. Niemand lacht so, denke ich, als ich sehe, wie Susanna ganz kurz einen besorgten Blick runter zu den Russen wirft.

»Pass auf, Danny!«

Ich drehe mich zu ihm und der Affe nickt jetzt schon, dabei habe ich noch gar nichts gesagt.

»Du gehst jetzt zu ihr –«

Ich halte noch mal inne, um mir vorzustellen, wie Aylin es hören wollen würde.

»Alter, sag schon!«, platzt es aus Danny heraus.

»Also, du gehst zu ihr und sagst: Ey, Susanna, ich weiß, du kennst mich nicht und ich kenn dich auch nicht. Aber vielleicht ist genau das unser Glück! Und dann sagst du: Ich sehe, dass du immer wieder zu deinen Brüdern schaust, und ich hab keine Ahnung, was das für dich bedeutet, aber ich verspreche dir, ich werde dich nie danach ausfragen, nach deiner Familiengeschichte oder so, ich werde keinen Seelen-Striptease von dir verlangen. Aber wenn du willst, höre ich dir zu. Und wenn du mal scheiße drauf bist, einfach so, als gäbe es keinen Grund, abends beim Zähneputzen oder so, oder wenn du an deinem Geburtstag 'nen Melancholischen schiebst, dann werd ich mitspielen, verstehst du? Ich werd nie *lach doch mal* sagen, sondern ich mach dir 'ne Wärmflasche, als hättest du Bauchschmerzen, und irgendwann kannst du die ganze Scheiße vergessen und selbst glauben, dass es einfach nur Bauchschmerzen sind.«

Als ich fertig bin, gucken mich alle drei mit offenen Mündern an.

»Oha, zu krass«, sagt Bojan.

»Bro, er will sie doch nicht heiraten«, sagt Savaş, »oder?«

Und er haut Danny gegen die Schulter, damit er ihm recht gibt, aber Danny schweigt nur und guckt auf einmal wie ein Junge auf dem Zehn-Meter-Turm, der sich nicht traut zu springen.

»Danny, was ist denn los mit dir?«, frage ich, »geh einfach rüber und stell dir vor, das ist eine von den tausend anderen!«

Ich boxe ihm gegen die Brust.

»Scheiße, du hast recht, Mann!«

Er springt auf.

»Aber du kommst mit!«

»Was?«

»Wenn ich ganz allein vor den dreien stehe, sieht das voll lost aus. Und wenn es peinlich wird, quatschst du uns raus, okay?«

Es ist merkwürdig, dass Danny mich fragt. Vielleicht hat er gecheckt, dass ich der Einzige bin, der Verständnis für seine Susanna-Sucht hat. Vielleicht fürchtet er aber auch bloß, dass Savaş ihm die Show stiehlt.

»Okay.«

»Und vielleicht kannst du auch eine klarmachen?«, sagt Danny. »Also, von den anderen.«

Also doch Schiss vor Konkurrenz.

»Konzentrier dich mal auf dich«, sage ich.

Danny nimmt den Joint und zieht mit einem einzigen Zug fast die ganze Tüte weg, die er anschließend wegschnippt, obwohl noch was dran ist. Savaş rollt mit den Augen, was Danny schon nicht mehr mitkriegt, weil er jetzt über den Bahnhofplatz schaut wie über ein Meer, das es zu überqueren gilt. Ich werfe Savaş einen Blick zurück zu, der sagt, *lass ihm diesen Moment*, hole das Päckchen unter meiner Socke hervor und schmeiße es Savaş in den Schoß, damit er schon mal baut, bis wir wieder zurück sind. Wir sollten darauf vorbereitet sein, Danny aufheitern zu müssen.

Der Weg über den Platz kommt mir unendlich lang vor. Ich spüre die Blicke des ganzen Bahnhofs im Nacken. Savaş und Bojan hinter uns, die Gabbas oben und die Russen unten. Danny scheint das nichts auszumachen. Seine Augen sind fest auf die Bank gegenüber gerichtet, wo das Lachen von Susanna, Tanja und Xenia mit jedem Schritt, den wir näher kommen, leiser wird. Am besten ist, ich mache Danny einfach alles nach und den Mund nur auf, wenn ich gefragt werde. Dann kann er hinterher wenigstens nicht behaupten, ich hätte es verkackt.

Als wir vor der Bank ankommen, pustet Danny seitlich weißen Qualm aus, ohne Susanna dabei aus den Augen zu lassen, und ich checke, dass er seit seinem Monsterzug den Atem angehalten haben muss. Niemand sagt etwas. Aber auf Tanjas und Xenias glänzenden Lipgloss-Lippen liegt ein leises Lächeln, während Susanna immer noch übertrieben überrascht tut, obwohl glasklar ist, dass die seit dem Wimpernschlag die Sekunden gezählt hat, bis wir hier aufkreuzen. Es muss manchmal auch geil sein, ein schönes Mädchen zu sein. Du schnippst mit dem Finger und die Welt gehört dir.

»Buongiorno«, sagt Danny mit einem Kopfnicken. »Ich bin Daniello.«

Ich fass' es nicht. Nach der Vorlage, die ich ihm geliefert habe, entscheidet er sich für die Italo-Nummer. Aber Danny schmunzelt jetzt selbstsicher und seine Augen sehen plötzlich nicht mehr verkifft, sondern geheimnisvoll aus.

»Ich weiß doch, wie du heißt, Danny«, lacht Susanna und ihre Freundinnen steigen sofort ein. »So groß ist der Bahnhof jetzt auch nicht.«

Sie pustet den Rauch nach oben weg und hält ihm ihre Hand entgegen. Aber mit dem Handrücken nach oben. Die denkt auch wirklich, sie ist die Königin hier. Aber weil Danny, der Ehrenlose, mitspielt und sie nimmt, muss ich es auch. Gerade will ich sie begrüßen, als Danny sich nach vorne beugt und Susanna die Hand küsst. Einfach so.

»Alter, bist du bescheuert!«

Sie reißt ihren Arm zurück, Tanja und Xenia springen auf und alle Tauben auf dem Platz fliegen hoch. Ein Schutzwall aus bunten Fingernägeln, Zähnen mit Glitzersteinchen und Kreolen hat sich zwischen uns und Susanna aufgebaut.

»Was denn? Ich hab dich doch respektvoll begrüßt?«

Tanja und Xenia knurren wie zwei Dobermänner, während Susanna immer wieder besorgt zwischen ihrer Hand und den Russen hin- und herblickt. Ich bin unsicher, ob sie so guckt, damit ihre Brüder kommen und die Sache übernehmen, oder ob sie genau davor Angst hat.

»Verpissst euch«, sagt Tanja. Diesmal sagt sie es zu mir. War klar. Auf einmal bin ich Dannys bekloppter Bewährungshelfer, der darauf zu achten hat, dass der nicht noch mehr Scheiße baut.

»Ich will es von ihr hören«, sagt Danny und wendet sich jetzt an Susanna. »Sag ein Mal, ich soll dich in Ruhe lassen, und ich quatsch dich nie wieder an. Versprochen!«

»Du hältst dich auch für einen richtigen Gentleman, was?«, fragt Xenia.

»Susanna, soll ich dich für immer in Ruhe lassen? Ja oder nein?«

Kurz schaut Susanna zu ihren Freundinnen, bevor sie sagt:

»Du hast sie doch gehört, verschwinde endlich!«

Danny deutet eine Verbeugung an, dreht sich um und ich laufe ihm hinterher.

»Alter, was sollte das?«, flüstere ich, weil wir den Mädchen immer noch nah sind.

»Lief doch gut«, sagt er.

»Hast du zu viel Eros Ramazzotti geballert? Was daran lief gut?«

»Sie hätte doch auch einfach ›Ja‹ sagen können, oder?«

»Sie hat halt ›Verpiss dich‹ gesagt, das ist wie ›Ja‹. Nur noch krasser.«

Aber dann bricht auf der Bank hinter uns ein lautes Kichern aus und Danny grinst mich an.

Wenn ich heute darüber nachdenke, weiß ich nicht, ob es die merkwürdige Abweichung seines Namens war – irgendwie passte es ja, Daniello und Susanna – oder seine übertriebene Kavaliersart oder seine Hartnäckigkeit. Gegen Ende des Sommers war es fast schon ein tägliches Ritual zwischen den beiden, dass er vor ihre Bank trat und sie ihm eine Abfuhr erteilte. Aber was es auch war, fest steht, dass die Russen bis dahin nie eingriffen und dass Susanna eines Morgens zu unserer Bank kam.

»Jetzt pass mal auf Danny, das Ganze wird langsam peinlich für uns beide. Ich erkläre dir nun ein einziges Mal, warum das zwischen uns nichts wird, und danach lässt du mich in Ruhe, kapiert?«

Susanna hat zwar einen ziemlich genervten Gesichtsausdruck aufgesetzt, aber wir alle haben gehört, dass sie gerade »das zwischen uns« gesagt hat. Wobei, vielleicht bin ich doch der Einzige. Die anderen sind noch damit beschäftigt, nicht allzu offensichtlich in ihren glitzernden Ausschnitt zu starren.

»Dann leg mal los«, sagt Danny, lächelt schräg und zieht an seiner Zigarette. Der Reihe nach wirft Susanna einen abfälligen Blick auf Savaş, Bojan und mich.

»Nicht hier«, sagt sie, »keinen Bock, dass alle das mitkriegen.«
»Meinst du deine Brüder?«, fragt Savaş.
»Meine Brüder machen euch alle vier fertig, du Pisser!«
»Für wen hältst du dich, du –«
»Schon gut«, sagt Danny und legt seine Hand auf Savaşs Arm. »Wo willst du reden?«
»Die Mauer bei der Pennerwiese, da hinter dem Busch. Ich geh vor.«
Susanna wirft einen Todesblick auf Savaş. Der öffnet sie nach, bevor sie verschwindet.
»Das ist hundertpro 'ne Falle«, sagt Savaş. »Im schlimmsten Fall wartet da 'ne Armee von Russen auf dich.«
»Nee«, murmelt Danny. »Im schlimmsten Fall erklärt sie mir wirklich, warum sie mich nicht will.«

Als Danny auch eine Stunde später nicht zurück ist, beginnen wir, uns Sorgen zu machen. Bojan ist der Meinung, wir hätten mit ihm gehen sollen, woraufhin Savaş aufspringt und sagt, dass wir ihn da jetzt rausholen. In dem Moment taucht Danny wieder auf. Mit einer Grinsefresse voll rot-weißem Glitzer. Der Penner hat es wirklich geschafft. Er setzt sich auf unsere Bank und lässt seinen Blick über den Bahnhof schweifen. Er ist offensichtlich noch woanders.

»Jungs, wenn ich jetzt sterbe: Ich schwöre, es war ein glückliches Leben.«
»Du verdammter Hund«, ruft Savaş und klopf ihm anerkennend auf den Rücken.
»Erzähl!«
Einen Moment lang schließt Danny die Augen und macht *hmm*. Dann fängt er an.
»Also, ich komme da an und Susanna ist schon dort, okay? Oder nein! Erst mal bin ich zum Kiosk und kaufe Airwaves, weil ich denk, vielleicht stinkt meine Fresse nach Kippe.«
»Alter, kein Schwein jucken die Airwaves, habt ihr gebangt oder nicht?«, ruft Savaş.

»Warte! Ich geh also da hin und sie ist Gott sei Dank alleine. Sie wartet lässig gegen die Wand gelehnt, und obwohl sie da zwischen lauter Flaschen, Hundescheiße und so einer zerrissenen Mülltüte voller nasser Lappen steht, sieht sie Bombe aus. Jungs, sie hat die Jacke schon ausgezogen und guckt mich an und ihr Blick ist eindeutig. Yani, die will mich auffressen. In meiner Hose ist schon so ein Rohr, aber dann sagt sie auf einmal: ›Kennst du die Regeln?‹«

Danny schaut uns an.

»Was für Regeln?«, fragt Bojan.

»Eben!«, ruft Danny, »das sagt sie aber nicht. Sie fragt einfach nur: ›Kennst du die Regeln?‹ Punkt. Aber ich kann natürlich nicht ›nein‹ sagen, sonst stehen wir am Ende da und quatschen, statt rumzumachen. Leuchtet ein, oder? Also sag ich: ›Klar kenn ich die Regeln‹ und sie sagt: ›Gut, denn wenn du sie brichst, wirst du derjenige sein, dem meine Brüder einen Bunsenbrenner an den Arsch halten.‹«

»Dein Ernst?«, ruft Savaş.

»Ja, Mann!«

»Ich dachte, das war ein Zippo«, wirft Bojan ein.

»Ist doch scheißegal! Jedenfalls nicke ich nur, okay? Und dann kommt Susanna einen Schritt auf mich zu, legt den Kopf auf die Seite und nimmt ganz langsam erst den einen Ohrring, dann den anderen ab und dabei lächelt sie mich richtig befreit an und ich denke noch: ›Girl, was hast du vor, dass du dir die Ohrringe abnehmen musst?‹ Sie hat diese krassen Sehnen am Hals. Ich weiß nicht, ob euch das aufgefallen ist. Man will einfach nur reinbeißen. Doch dann sagt sie: ›Ich würde dich jetzt voll gerne küssen, aber ...‹ und ich frage: ›was aber?‹ Und sie: ›Aber ich rieche voll nach Rauch.‹ Und ich: ›Ist mir egal.‹ Und sie: ›Mir aber nicht.‹«

»Die Airwaves!«, schreit Savaş und schnippt mit dem Finger.

»Ganz genau! Und dann gebe ich ihr eins und kurz ist es voll komisch, weil wir nebeneinander in dieser ekligen Ecke stehen, kein Wort sagen und unsere Airwaves kauen, aber dann geht es los. Und als wir fertig sind –«

»Warte, warte, warte! Was geht los?«, fragt Savaş. »Habt ihr wirklich in dieser ranzigen Ecke gefickt?«

»Nee, so Backseat-Action.«

»Auch gut«, sagt Savaş und Bojan und ich nicken anerkennend.

»Jedenfalls, als wir fertig sind und mein Kopf wieder klar ist, muss ich plötzlich an diese Regeln denken und sage zu ihr: ›Okay, also deine Brüder dürfen nichts erfahren, richtig?‹ Und sie antwortet: ›Wieso nicht?‹, und ich: ›Na ja, ich dachte, das wären die Regeln?‹ Und völlig enttäuscht sagt sie auf einmal: ›Danny, es geht nicht darum, dass es irgendwer erfährt. Es geht darum, dass du dich nicht benimmst wie ein Arschloch.‹«

Einen Moment lang schaut Danny uns an.

»Und wann bist du ein Arschloch?«, fragt Bojan.

»Das hab ich dann auch gefragt. Und wisst ihr, was die Antwort ist?«

»Was?«

»Wenn ich es sage.«

»Wenn du es sagst?«

»Sie! Susanna. Sie meinte zu mir, ich bin dann ein Arschloch, wenn sie es sagt.«

»Na ja«, sagt Bojan nachdenklich. »Ist das nicht immer so?«

»Nein«, sagt Danny und wieder grinst der Penner in sich hinein.

»Diesmal ist es anders.«

Du kennst das Gefühl, das Danny damals gespürt haben muss, oder Metin? Auch du hattest dich in meine Mutter verliebt und gedacht: Das ist das Mädchen, das dein Leben verändern wird. Du ahnst wahrscheinlich, dass solche Geschichten selten gut ausgehen.

Danny und Susanna trafen sich den ganzen Sommer immer wieder auf der Pennerwiese. Susanna kam an unserer Bank vorbei und zwinkerte ihm zu und fünf Minuten später sagte er »Na dann« und stand auf, als würde er zu einem Pflichtpraktikum aufbrechen. Als die Tage langsam kälter wurden und selbst die Russen anfangen, sich die Hände zu reiben, verbrachten wir die Nachmittage häufiger im Karstadt. Meistens spielten wir dort einfach so lange Fifa, bis irgendein Ökovater mit der Hand auf der Schulter seines Sohnes sagte: »Jungs, dürfen andere auch mal?«

An einem dieser Tage trennte sich Danny schon an der Rolltreppe von uns und verschwand Richtung Schmuckabteilung. Er ließ unauffällig einen Ring in seine Cola-Dose fallen, es zischte kurz, und während der Kaufhaus-Detektiv ihn durchsuchte, nippte Danny genüsslich an seinem Getränk. Als er uns stolz davon erzählte, fügte er hinzu, dass der Ring jetzt nichts Besonderes sei, kein Heiratsantrag oder so, aber er müsse ja irgendwie beweisen, dass er kein Arschloch sei. Dabei wussten wir alle, dass es Danny längst nicht mehr um seine Arschbacke ging. Was aber keiner von uns wusste: Wozu die Heimlichtuerei noch nötig war, warum Susanna immer vorging Richtung Pennerwiese und er erst einen Moment später nachkommen durfte, wo es doch für ihre Brüder anscheinend okay war. Er hatte sich mehrmals vorgenommen, sie zu fragen, tat es aber nie. Danny war gut im Schlussmachen, im Beenden, nicht darin, Gespräche anzufangen, weshalb er dann doch jedes Mal die Gürtelschnalle statt den Mund öffnete. Ich glaube, der Ring war ein Versuch, ein wenig Klarheit in die Sache zu bringen. Aber das Leben kam ihm zuvor.

Es war gegen Ende des Sommers, als Susanna voller Wut in den verschmierten Augen zu unserer Bank gelaufen kam. Sie befahl ihm mitzukommen und ihr Ton ließ keinen Zweifel daran, dass etwas nicht stimmte. Wie immer war es Bojan, der aussprach, was wir alle dachten. »Bunsenbrenner«, sagte er und unsere Blicke schwenkten zur Bank der Russen, die leer war. Wir fingen an, darüber zu diskutieren, ob Danny Susanna folgen sollte oder nicht. Savaş fragte, ob er zur Not sein Butterfly dabei hatte. Danny holte es raus, und wie er da saß und gedankenverloren den Ring in der einen und sein Messer in der anderen Hand anschaute, tat er mir unendlich leid. Wir beschlossen, uns auf der anderen Seite des Gebäuschs zu verstecken. So konnten die beiden klären, was sie zu klären hatten, und wir zur Not, falls die Russen wirklich auftauchen sollten, rufen oder eingreifen. Aber natürlich kam niemand. Susanna wartete alleine auf ihn, und wenn ihr Blick auch angsteinflößend war, musste es Danny erleichtert haben, dass sie endlich mal sprechen würden. Als sie dann doch hastig ihre Hose aufknöpfte, huschte ein Ausdruck von Enttäuschung über Dannys Gesicht. Kurz wartete er, doch Susanna sagte nichts. Stattdessen zeigte ihr roter Fingernagel auf eine Stelle etwas unterhalb ihres Bauchnabels.

»Genau hier schlägst du mich jetzt.«

»Dein Ernst?«, fragte Danny.

»Weißt du, wie viel ein Dachdecker in Polen verdient?«

So wie er guckte, hatte Danny keine Ahnung. Weder vom Gehalt eines Dachdeckers noch warum sie ihn das fragte.

»Das werden sie nämlich aus dir machen! Sie werden dich mitnehmen und dir 'nen Job besorgen, und dann müssen wir beide den Scheiß hier ausbaden.«

Wieder tippte sie mit ihrem Finger auf ihren Bauch und noch immer schien Danny sich nicht ganz sicher, ob es nicht doch der Auftrag war, ihren Nabel auszuschlecken.

»Mach schon, schlag zu!«

Danny ballte die Hand zu einer Faust, Susanna schloss die Augen, atmete tief ein und streckte ihren Oberkörper nach oben. Er holte aus, aber kurz vor ihrem Bauchnabel bremste seine Faust ab.

»Fester, Danny! Viel fester!«

Wieder drückte er mehr in ihren Bauch, als dass er schlug.

»Was machst du denn da?«

»Warst du beim Arzt?«

»Ich muss nicht zum Arzt!«

»Willst du nicht erst mal mit irgendwem sprechen!«

»Danny, ich muss mit niemandem sprechen. Ich weiß, was sie sagen werden: Maria wusste auch nicht, wo Jesus herkam. Das werden sie sagen!«

»Ich mein nicht deine Brüder.«

»Danny, willst du etwa, dass ich nen fetten Bauch kriege?«

Wollte er? Sie hatte ihm ja noch gar keine Zeit gegeben, darüber nachzudenken. Was er definitiv wollte: Susannas Maracujageruch jeden Morgen einzuatmen. Und wenn es sein müsste, würde er dafür alle Dächer Warschaus decken, die Wände seines Zimmers rot-weiß streichen und zur Not jeden Sonntag mit ihren Brüdern in die Kirche gehen.

»Bist du eigentlich verknallt in mich, Susanna?«

»Was?«

»Ob du in mich verliebt bist?«

»Danny, hörst du überhaupt, was ich sage?«

»Nur so ein bisschen, mein ich.«

»Ich bring uns beide um, wenn du mir jetzt nicht hilfst!«

In ihrer Stimme lag der gleiche gedrängte Ton, mit dem sie ihn das erste Mal abserviert hatte, als er und ich vor ihr standen.

Danny schloss die Augen. Wahrscheinlich stellte er sich vor, wie er ins Wohnzimmer platzte und dort Roberto oder Franko oder Paolo – jedenfalls irgendeinen von den Typen, die seine Mutter immer auf der Couch rammelten – auf den Teppich schmiss, sich auf ihn setzte und mit beiden Fäusten, so fest er konnte, in das Rindergesicht zwischen seinen Knien hämmerte. So lange, bis Robertos oder Frankos oder Paolos Fresse nicht mehr vom Muster des Teppichs zu unterscheiden war. Und dann schlug er weiter in die fellige Blutpfütze, noch mal und noch mal und –

»Stopp, Danny, stopp!«

Susanna brach zusammen und kotzte auf den Asphalt.

»Tut mir leid, Baby!«

Er kniete sich neben sie und fasste ihr an die Wange, als würde er sich ihren Kopf in den Schoß legen wollen, aber Susanna drückte seine Hand weg. Sie atmete ein paar Mal tief ein und aus. Mit ihrem Ärmel wischte sie sich die Kotze vom Mundwinkel, drückte sich hoch und knöpfte ihre Hose wieder zu.

»Ja.«

»Was, ja?«, fragte Danny.

»Ja, ich bin auch verknallt.«

»Auch?«

»Du nicht, oder was?«

»Doch, klar!«

»Das wär ja auch noch schöner!«

»Und was heißt das jetzt?«

»Das heißt, wenn du mir noch mal weh tust, bring ich dich um, du Wichser. Hast

du verstanden? Nicht meine Brüder, ich! Ich mach dich fertig!«

Danny griff in seine Hosentasche, holte den Ring aus seinem Portemonnaie und legte ihn in seine zitternde Handinnenfläche. Das ist der Moment, in dem in meinem Kopf alles stehen bleibt. Die Szene friert ein und ich bin sicher, wenn ich das Krankenhaus jetzt verlasse, wenn ich mir einfach alle Kabel und Schläuche aus dem Körper reiße und zu der Ecke an der Mauer laufe, dann würde ich die beiden genauso noch dort finden. Danny vor ihr, den Arm ausgestreckt, den kleinen silbernen Ring in der Hand, zwischen ihnen die Kotze auf der Wiese. Susannas Blick bei Danny, die Lippen aufeinandergepresst, eine Hand auf dem Bauch. Und wenn ich näher komme oder den Mund öffne, um sie zu rufen, würde ein Windstoß über die Wiese jagen, beide mit sich reißen und sie wie Staub über dem Bahnhofplatz verteilen.

Susanna hat angeblich die Schule abgebrochen. Danny ist tatsächlich erst Dachdecker in Polen geworden. Ich hörte später, Dachdecker sei nichts für ihn gewesen, er habe eine Ausbildung zum Gärtner angefangen. Danach hat er als Tätowierer gearbeitet und schließlich wanderte er als jüngster Vater der Geschichte in den Knast, weil er Autos geknackt hat. Das Kind haben sie Karlo genannt.

Ich frage mich heute, was für ein Vater Danny wohl ist. Ob er wie du nach dem Knast ein ganz neuer Mensch wurde oder ob er die Gewalt, die er im Gefängnis und auf der Straße erlebt hat, an seinen Karlo weitergibt.

Du musst wissen, Metin, für mich hatten Väter immer etwas Angsteinflößendes. Wenn ich mir vorstelle, wie es gewesen wäre, bei dir aufzuwachsen, was du etwa davon gehalten hättest, dass ich entschied, Literatur zu studieren, dann steigt dieselbe Angst in mir hoch. Allerdings wird sie inzwischen schnell wieder eingeholt von der Erleichterung, dass ich nie von deinem Brot gegessen habe und ich dir nichts schulde, keine Rechenschaft und keine Erklärung.

Ich hab mich nicht nur glücklich geschätzt, sondern ich war sogar stolz darauf, ausschließlich von Frauen großgezogen worden zu sein. Frauen, die mir jene Liebe schenkten, die sie einander nicht zeigen konnten. Und mich mahnten, anders zu werden. Ich erinnere mich daran, wie mich meine Mutter nach jedem Essen mit den Worten »Hier gibt's keine Paschas« aufforderte, meiner Schwester beim Abspülen zu helfen; sie wollte um jeden Preis verhindern, dass ich werde wie du: ein Mann, der seine Ideale für die Gleichheit aller nicht über die eigene Türschwelle ließ, wie meine Mutter es auszudrücken pflegte.

Wäre ich bei dir aufgewachsen, hätte ich genau zwei Möglichkeiten gehabt. Nachahmung oder Abgrenzung. Du wärst der Maßstab gewesen, an dem ich und alle anderen mich gemessen hätten, und vermutlich wäre ich dann nie ich geworden, sondern würde jetzt irgendeine Ingenieursscheiße studieren, würde in Fußballtrikot und Sonnenbrille in tiefergelegten Autos flexen und selbstbewusst lächeln, so wie es mein Halbbruder auf seinen Facebook-Bildern tut.

Ich habe mich gestern durch das Profil deines älteren Sohnes geklickt. Irgendwann bin ich hängengeblieben an einem Bild, auf dem er auf einer Liege steht und in die Kamera lacht. Weißt du, welches ich meine? Auf dem Foto hat er kurze, schwarze Haare, ist oberkörperfrei und hat den Kopf leicht zur Seite geneigt. Er steht auf der Liege, weil der heiße Sand ihm sonst die Fußsohlen verbrennen würde. Hinter ihm

ist die schimmernde Silhouette des Taurusgebirges. Ich habe diese Bergkette früher mit dem Finger am Horizont nachgezeichnet, während ich mit den Knöcheln im Wasser stand. Mein Bruder kratzt sich auf dem Bild mit einer Hand am Hinterkopf und es ist offensichtlich, dass er nicht weiß, wohin mit seinen schlaksigen Armen. Er steckt noch im Körper eines Kindes. Seine Haare sind glänzend nass, er muss gerade erst aus dem Meer gekommen sein. Wahrscheinlich hatte er damals Schulferien und ihr verbrachtet den Sommer nicht in Konya, sondern in eurem Ferienhäuschen im Süden.

Auf dem Bild freut und schämt er sich zugleich, dass jemand die Kamera in die Hand genommen hat, um ihn oben ohne aus dem Meer kommend zu fotografieren. Mit Sicherheit ist das Foto von dir oder irgendeinem Onkel geschossen worden. So posiert kein Kind vor seiner Mutter, so posiert ein Junge, der noch kein Mann ist, vor einem anderen Mann, um auszuprobieren, wie er cool und locker rüberkommt, ohne zu weit zu gehen, ohne das Kind in sich schon loszulassen. Sein Lachen ist ungebremst glücklich. So glücklich, dass mir klar wurde, wie fadenscheinig meine jugendliche Erleichterung über deine Abwesenheit war. Denn sie beruht auf einer Vorstellung davon, was du bist. Oder eher, was du nicht bist, auf keinen Fall sein darfst: ein liebevoller Vater, der von seinen lachenden Söhnen Fotos am Strand macht.

Danny, Bojan, ich (und sogar Savaş, aber der auf seine eigene Weise) sind die Söhne von Müttern. Die Männer, mit denen wir in Berührung kamen (die Arschlöcher auf unserem Dachboden, Bullen, Lehrer, Serkan Amca, einfach alle), sorgten dafür, dass wir Angst bekamen, vor der Berührung mit Männern und anderen Jungs, vor der zu zärtlichen, zu denen selbst eine feste Umarmung gehörte, weil man sonst als *schwul* galt, genauso wie vor der zu harten, weil überall die nächste Prügelei wartete. Deshalb nahmen wir jeden Typen, der uns auf dem Bürgersteig entgegenkam, erst mal als Bedrohung wahr. Wir selbst wurden einander die Väter, die wir nicht hatten. Wir nannten uns gegenseitig *oğlum*, schlugen uns aus Spaß in die Nacken, verteilten Prügel an andere und strahlten auf den Bänken durch unsere bloße Anwesenheit Gefahr aus. Wir übten, ihr zu sein, auch weil es die anderen von uns erwarteten. Dieselbe Oma, die mich mit Liebe überhäufte, sagte auch immer wieder, dass ich der Mann im Haus sei, und sie sagte es, weil du, Metin, es nicht warst. Ihr seid vielleicht abgehauen, aber wir konnten euch nicht entkommen. Ihr wart beides, weg und trotzdem da.

Und deshalb hätten wir euch doch gebraucht. Aber anders. Damit ihr uns vorlebt, wie man mit der Gewalt, die in einem schlummert, umgeht, wie man Wut in Taktik verwandelt, wie man sich nicht schämt für seine behaarten Finger, wie man später seinem Kind ein Vater wird.

Ich verspreche dir, sollte ich es doch irgendwie aus diesem Krankenhaus schaffen, wird dein Enkelkind mir in zwanzig Jahren keinen Brief schreiben müssen.

Ümran nahm die Bestellung auf, gab sie weiter, händigte das Wechselgeld aus, schloss die Kasse, drehte sich um, nahm den Hamburger, den Cheeseburger, den Big Mac aus dem Regal, salzte die Pommes »lieber zu viel als zu wenig«, so wie es einer der beiden Chefs, der Filialleiter oder sein Stellvertreter – beide hießen Thomas –, ihr beim Einarbeiten erklärt hatte. Sie überprüfte, ob Mayo oder Ketchup dazugehörte, zapfte die Cola, die Fanta und ganz selten die Sprite, stopfte Servietten in die Tüte, drehte sich um und nahm die nächste Bestellung auf.

Es erschreckte sie selbst, wie automatisiert sie all diese Handgriffe schon nach wenigen Tagen abspulen konnte, wie sie stundenlang an der Kasse stand, eine Order nach der anderen abfertigte und dabei an ganz andere Dinge dachte, und wie sie umgekehrt nachts den Kopf nicht mehr freikriegte, wie ihr im Schlaf immer wieder die gleichen Sätze durch den Kopf schossen: Herzlich willkommen bei McDonald's, normal oder groß? Vielen Dank und bis zum nächsten Mal.

Eigentlich hatte Ümran erst wieder arbeiten wollen, wenn Aylin in den Kindergarten ging. Jeden Atemzug ihrer Tochter wollte sie miterleben. Sie dachte an ihre Jahre bei Esma Hala, die sie ohne ihre Mutter dort gelebt hatte, und wollte es unbedingt anders machen. »Ich werde immer bei dir sein«, hatte sie Aylin zugeflüstert, als man sie ihr kurz nach der Geburt in den Arm legte. Sie hatte es ernst gemeint und dafür sogar Geld zur Seite gelegt, gar nicht mal so wenig, fünfzehntausend Mark. Davon hätte sie zumindest die ersten Jahre nur bei ihrer Tochter sein können. Aber sie hatten Metin über den Tisch gezogen. »Eine skrupellose Taktik«, hatte Serkan gesagt, »dagegen kann man überhaupt nichts machen.« Erst mischten sie ihm ein paar Joker unter und ließen ihn mehrmals absichtlich gewinnen. Dann gaben sie ihm Drinks aus und schließlich überredeten sie ihn, der an seine ultimative Glückssträhne glaubte, irgendwie dazu, ihr ganzes gemeinsames Ersparnis einzusetzen. Nachdem ihr Mann in einer einzigen Nacht alles verloren hatte, zertraten sie ihn noch im Morgengrauen zur Bank und nahmen ihm fünfzehntausend ab. Er kam nach Hause, nach Alkohol und Zigaretten stinkend, und weinte so sehr, dass absurderweise Ümran ihn trösten musste. Er saß auf der Couch, vergrub den Kopf in den Händen und sprach davon, dass er auf dem Rückweg kurz davor gewesen war, gegen den Baum zu fahren. Sie aber bewahrte Fassung. »Wir schaffen das schon«, sagte sie und war selbst überrascht davon, wie gefasst sie klang, wie wenig Verzweiflung oder Wut sie tatsächlich spürte. Am Ende war es nur Geld und sie hatte nicht zum ersten Mal alles in ihrem Leben verloren. Schlimmer als ein Erdbeben, schlimmer als die Zeit bei Esma Hala, schlimmer als der Tod ihres Vaters konnte es nicht sein. Und was hatten sie auch für eine Wahl? Ihre Tochter war gerade mal zwei Jahre alt, gegen einen Baum zu fahren war keine Alternative.

Also hatte sie sich einen Job gesucht. Sie hatte alle Stellen durchtelefoniert, in Reisebüros, bei einer Ballonfirma, in der Stadtverwaltung. Sie hatte jedes Mal brav ihren Namen in den Hörer buchstabiert, ihre Bewerbungsunterlagen auf Hochglanz ausdrucken lassen und gehofft, dass es die Druckkosten diesmal wert sein würde; sie hatte immer wieder aufs Neue überlegt, welche Bluse geschlossen genug war, um professionell zu wirken, und offen genug, um nicht wie eine türkische Bauerntochter auszusehen; sie hatte bei jedem Bewerbungsgespräch akribisch darauf geachtet, keine Artikel zu vertauschen und ohne Akzent zu sprechen, sie war

ein paar Mal genau deshalb ins Stottern geraten und hatte immer wieder betont, dass sie die Ausbildung zur Bürokauffrau bloß wegen ihrer Schwangerschaft abgebrochen hatte.

Aber es half nichts. Nach all den Mühen bot ihr am Ende nur der McDonald's am Bahnhof eine Stelle an. Als sie Metin davon erzählte, hielt er es für einen Scherz. »Also verkaufst du jetzt die Tiere, die ich ausnehme, oder was?«, lachte er. An ihrem ersten Arbeitstag wollte er sie morgens tatsächlich wieder zurück ins Bett ziehen. Doch es genügte ein ernster Blick, um ihn daran zu erinnern, warum sie sich überhaupt nach einem Job hatte umsehen müssen. Das Schlimme war noch nicht mal, dass sie bei McDonald's an der Kasse stand, sondern dass es die Filiale am Bahnhof war. Ständig kamen ehemalige Mitschüler vorbei und fragten: »Was machst du denn hier?«, als wäre nicht offensichtlich, was sie in dieser bescheuerten Uniform mit dem Hütchen auf den nach Frittierfett stinkenden Haaren machte. Noch peinlicher war es, wenn ihre Freundinnen vorbeikamen, Kaddi Abla oder Merve, die schon vom Eingang her groß winkten und »Hallo, mein Honig« riefen. Sie konnte dann den Blick ihrer beiden Chefs im steifen Nacken spüren und natürlich war einer der Thomasse nach dem ersten Mal direkt zu ihr gekommen und hatte gesagt: »Ist ja super, wenn die ganze Familie kommt, aber hier nicht rumschreien, ja?«

Die einzige Besucherin, über die sie sich freute, war Nalan. Jeden Vormittag schaute Ümran auf die schwarzen Zeiger über der immer defekten Eismaschine, bis es endlich 13 Uhr war. Wenn es so weit war, schloss Ümran die Kasse, machte noch zwei Pommes für Aylin und Tansu fertig und meldete sich zur Pause ab. 30 Minuten. Eine halbe Stunde Luft, bis sie wieder zurück in den Frittierdampf musste. Sie steckte ihre Zigaretten ein und ging hinaus. Am Hintereingang stand schon Nalan mit je einem Mädchen an der Hand.

»Mama«, rief Aylin und streckte einen Arm nach ihr aus, ohne Nalan loszulassen. Vor ihrer Tochter war ihr diese alberne Uniform genauso unangenehm wie vor ihren Freundinnen. Selbst wenn sie Glück hatte und Aylin sich später nicht mehr daran erinnern würde, musste es ein Kind doch irgendwie prägen, seine Mutter jeden Tag so zu sehen.

Ümran nahm ihre Tochter hoch, gab ihr einen Kuss und drückte ihr eine Pommes in die Hand. Die andere gab sie Tansu. Als Nalan sie mit einem Küsschen begrüßen wollte, wehrte sie ab.

»Lass mal, ich bin voller Fett, du kriegst nur Pickel davon. Hinterher siehst du noch aus wie ich.«

»Ach komm schon her«, sagte Nalan und drückte ihr zwei fette Schmatzer auf die Wangen.

Sie liefen ein Stück, um nicht vor dem McDonald's zu stehen, und setzten sich auf einen Poller vor der Wiese.

»Wie geht's dir, canım«, fragte Nalan und Ümran schaute sie einen Moment lang an. Nalan sah toll aus. Ihre Locken glänzten und ihre Sommersprossen verrieten, dass sie und Ridvan gerade aus dem Urlaub in Bodrum zurückgekommen waren. Vielleicht hätte sie damals einfach auf ihre Freundin hören sollen, dachte Ümran. Immer wieder hatte Nalan ihr geraten, sich auch jemanden wie Ridvan zu suchen. Der war vielleicht nicht besonders interessant – wenn er in Gesellschaft den Mund

aufmachte, warteten alle nur darauf, dass er fertig war –, aber dafür war er ein beständiger Mann mit einem genauso beständigen Unternehmen. Die größte Herausforderung in Nalans und Ridvans Leben bestand darin, sich auf neue Nähmaschinenmodelle zu einigen, weil sie die Schneiderei auf Lederwaren spezialisieren wollten. Von Metin hatte Nalan ihr von Anfang an abgeraten. »Schatz, der sieht doch völlig verzweifelt aus«, hatte sie gesagt, als sie ihn das erste Mal getroffen hatten. Und sie hatte recht gehabt. Metin stand an der Bar und kippte mutterseelenalleine einen Drink nach dem anderen runter. Eigentlich war er gar nicht ihr Typ gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sie mit seinem geöffneten Hemd sogar an Volkan. Nur dass er noch nicht mal so hübsch war. Er hatte große, abstehende Ohren und ein Muttermal, das wie eine Fliege unter seinem linken Auge saß. Aber ihn umgab eine geheimnisvolle Aura. Von seiner Einsamkeit ging eine stille Überlegenheit aus, eine Freiheit, die darin gründete, nichts zu verlieren zu haben, und das wiederum erinnerte sie an Çetin. Also stellte sie sich neben ihn, bestellte eine Limo und fragte ihn, wo er herkomme. Er antwortete, aus Konya, und noch bevor sie ihr Getränk bekam, waren sie schon in einem Gespräch darüber, wie er es geschafft hatte, aus der berühmten Stadt Mevlanas in diesem Kaff zu landen.

Es war vor allem seine schüchterne Art, die ihn sympathisch machte. Anfangs konnte er ihr beim Sprechen nicht mal in die Augen blicken und irgendwie wollte sie nicht gehen, ohne sein Gesicht wenigstens einmal ganz gesehen zu haben. Außerdem war er ausgesprochen eloquent. Sein Türkisch klang nach Großstadt und Büchern, nicht nach Dorf und Arbeit. Er erzählte von seiner Kindheit mit seinem Bruder, allerdings so, als würde er ihn für eine lange Zeit nicht wiedersehen. Als Ümran sich schließlich traute, ihn zu fragen, was seinem Bruder passiert war, und er dann zum ersten Mal nicht in sein Glas schaute, auch nicht zu dem dreadlockigen Barkeeper oder in die tanzende Menge, sondern ihr direkt in die Augen, da wusste sie, dass auch er flirtete. Nach und nach erzählte er seine ganze Geschichte. Schon am ersten Abend erfuhr Ümran von der Ermordung seines Bruders, von der Vergeltungsaktion seiner Organisation und von Metins Eltern, die ihn gezwungen hatten, nach Deutschland zu fliehen. Seitdem wartete er in diesem Dreckscaff auf eine Entscheidung über seinen Prozess, und weil er Prozess sagte und nicht Asylverfahren, klang es damals noch nicht nach einem stinkenden Zimmer in einem Asylantenheim und einem Rucksack mit vier Hemden, sondern nach Macht, Literatur und Anzügen. Sie unterhielten sich so lange und intensiv, dass Ümran vergaß, wo sie war, und sich kurz wunderte, als alle um sie herum angingen, das neue Jahr laut anzuzählen. Irgendwann waren sie, bis auf ein paar verlorene Seelen auf der Tanzfläche, die Einzigen in der Bar.

Ümran erinnerte sich noch gut an diesen Abend. An seinen Stolz, von dem sie damals noch dachte, dass ihn nur jemand haben konnte, der nicht falsch fand, was er getan hatte, und sich nicht für das schämte, was er war. Etwas, das sie bei den anderen in Deutschland lebenden Türken, die alle mit gesenktem Blick durch die Straßen liefen, vermisste. Die Reue, die trotzdem zwischendurch in seinen warmen, braunen Augen aufblitzte, vor allem wenn er über seinen Bruder redete, widersprach dem nicht, im Gegenteil: Plötzlich stand da ein ganzer Mensch vor ihr – zerrissen und mit einer besonderen Geschichte. Er berührte sie den ganzen Abend kein

einziges Mal, auch nicht zufällig. Dennoch musste Ümran immer wieder daran denken, was ihre Mutter wohl sagen würde, könnte sie sehen, wie ihre Tochter sich in einer heruntergekommenen Bar mit einem fremden Mann unterhielt. Einem richtigen Mann, der für sie vermutlich ein Terrorist, ein Sünder, ein Verräter und alles in einem sein würde – und das auch noch so nah, dass Ümran sein Rasierwasser roch und problemlos mit ihrer Hand über seine Hemdknöpfe hätte fahren können.

Als es schon hell wurde und Nalan gehen wollte, fragte er Ümran nicht nach ihrer Nummer, nur danach, ob sie ihm dabei helfen könnte, die Anklageschrift, die ihm sein Vater geschickt hatte, ins Deutsche zu übersetzen, weil er die für seinen Asyl-Prozess brauchte. Ohne nachzudenken, willigte sie ein, und so kam es, dass sie in den Wochen danach immer wieder in sein Heim fuhr, um Wort für Wort seine 132-seitige Anklage zu übersetzen. Und während sie in seinem engen Zimmer mit Wörterbuch am Tisch saß, begann er erst, ihr Ohrläppchen zu küssen, dann den Nacken und schließlich die Innenseite ihrer Oberschenkel.

Wie jung sie damals war. Wie ein Kind kam sie sich vor, wenn Ümran heute daran dachte, obwohl es erst vier Jahre her war. Damals hatte sie gerade ihre Ausbildung begonnen und alles, was sie im Sinn hatte, war, endlich von zu Hause auszuziehen. Sie hatte es so sattgehabt, ihrer Mutter ständig bei allem zu helfen. Sie ging mit Emre und Sümran zum Arzt, übersetzte bei der Bank und hatte sogar die Überführung ihres Vaters organisiert. Aber immer wenn ein Junge bei ihnen zu Hause anrief, wollte ihre Mutter, die in Deutschland aus irgendeinem Grund konservativer war als früher, sie am liebsten sofort zum Hoca schleppen. Sie hatte alle Pflichten und keinerlei Rechte. Früher war ihr eine Heirat nie wichtig, im Gegenteil, sie war froh gewesen, dass ihre Eltern anderes im Kopf hatten. Irgendwann aber erschien sie ihr als Möglichkeit, endlich frei zu sein. Als sie 18 war und ohne die Zustimmung ihrer Mutter heiratete, warf diese ihr vor, den Erstbesten zu nehmen. Vielleicht war es so, aber das war ihr egal. Seit Çetin war Metin der Erste, den sie aufregend fand. Er war ein moderner Mann, ein Linker, der von Religion genauso wenig hielt wie sie und dessen Augen loderten, wenn er von Politik sprach.

Wie hätte sie damals ahnen können, dass von diesem Feuer nach vier Jahren nichts mehr übrig sein würde, dass er bereute, geflohen zu sein, sich seiner eigenen Existenz zu schämen begann und immer wieder davon sprach, zurückgehen zu wollen, weil die Menschen hier so kalt wie das Wetter seien. Die Behördengänge, die auch nach der Hochzeit nicht aufhörten, hatten Metin mürbe gemacht. An den Wochenenden wollte er nicht mal mehr spazieren gehen. Seine Sprachlosigkeit trieb ihn in die Einsamkeit und die Einsamkeit in die Teestube, wohin er selbst am Tag von Aylins Geburt noch einen Abstecher machte.

Ja, sie hatte sich ihr Leben anders vorgestellt. Immerzu musste sie daran denken, dass sie studiert hätte, wenn sie die Schule nicht in einer neuen Sprache hätte abschließen müssen. Wie sie Lehrerin geworden wäre und wie sie ihre Eltern eines Tages vielleicht doch dazu bekommen hätte, über Çetin als ihren Schwiegersohn wenigstens einmal nachzudenken. Aber jetzt stand sie am Hintereingang des McDonald's, in dem sie arbeitete, und der Höhepunkt ihres Tages waren die dreißig Minuten, in denen ihre beste Freundin sie besuchte, die halbe Stunde, die sie hastig

an ihren Zigaretten zogen, als wären sie beide immer noch fünfzehn und neu in Deutschland, während ihre Töchter auf einer Wiese miteinander spielten und sie daran erinnerten, dass sie es nicht mehr waren.

»Ach, ich will gar keine fünfzehn mehr sein«, sagte Nalan, »und bist du nicht auch froh, dass Aylin nicht dort aufwächst?«

Ümran blickte zu ihrer Tochter.

»Ja, vielleicht.«

»Scheiße, wenn ich nur daran denke.«

Nalan führte die Zigarette zwischen ihren roten Nägeln noch einmal zum Mund, ließ sie fallen und drückte sie mit dem Schuh aus.

»Nicht mal Fahrrad fahren durfte ich.«

Sie hatte recht, dachte Ümran. Aber vielleicht war das sogar das Traurigste daran. Selbst wenn sie wollte, konnte sie nicht mehr zurück.

»Can, ich muss wieder rein ...«, sagte Ümran und war erleichtert, das Gespräch an dieser Stelle beenden zu können. Beide standen auf. Als sie sich umarmten, hielt Nalan sie an den Schultern fest und Ümran wusste, was jetzt kommen würde.

»Ich weiß, du würdest nie fragen, aber wenn du irgendetwas brauchst, Geld oder so ...«

Sie hasste es, wenn Nalan sie so anschaute.

»Schon gut«, sagte Ümran, löste sich schnell aus ihrem Griff und ging zu ihrer Tochter. Aber als sie Aylin einen Kuss auf die Wange gab, bereute sie ihre schnippische Reaktion schon wieder.

»Danke, Nalan. Dass sie bei euch sein kann, ist schon genug.«

»Ach was, ich bin eh im Laden.«

Nalan lächelte.

»Und wenn sie miteinander spielen, ist es für mich auch weniger Arbeit.«

Sie log, das wusste Ümran. Wie sollten zwei Kinder weniger Arbeit sein als eines. Aber sie hatte keine Wahl.

»Ich hab bis sechs«, sagte Ümran und drückte Nalan noch mal einen Kuss auf die Wange, der sie spüren lassen sollte, dass sie wirklich dankbar war. Dann atmete sie tief durch und ging.

Die Nachmittage gingen schneller vorbei als die Vormittage. Weil sie auf niemanden wartete, schaute sie nicht mehr ständig auf die Uhr. Auch war dann viel mehr los in der kleinen Filiale: Schulkinder, die keine Lust auf das Mittagessen zu Hause hatten, bestellten schreiend Hamburger und bezahlten mit Pfennigstücken, die sie auf dem Tresen zusammenschmissen. Teenager, die in die Stadt gingen, um zu shoppen, stärkten sich und tauchten ein wenig später wieder auf, diesmal mit Tüten von H&M und New Yorker. Männer mit Rollkoffern kauften sich Kaffee und warteten dann stundenlang auf ihren Zug. Und allen Kunden warf Ümran die immer gleichen Sätze hin:

»Herzlich willkommen bei McDonald's, was darf ich Ihnen bringen?«

»Ich nehm alles, was ich kriegen kann.«

»Welches Getränk?«

»Was trinken Sie denn gerne, junge Frau?«

Noch nie hatte sie jemand so unverschämt auf Türkisch angebaggert. Als Ümran den Blick von der Eingabemaske hob und den Mann vor sich sah, wurde es um sie herum still.

16

Die Schlange besteht aus Basecaps, Bomberjacken und Miniröcken. Es riecht nach einer Mischung aus Bruno Banani und Christina Aguilera und im Nachthimmel über der Halle kreisen Scheinwerfer, als wären wir in Gotham City.

»Das ist reine Zeitverschwendung«, sage ich.

Dass drei Jungs, die nicht blond sind, von denen einer keinen Pass hat und der andere sieben wertlose, jemals in einen Club reinkommen, ist so wahrscheinlich wie, dass Tupac noch am Leben ist. Theoretisch möglich, praktisch unwahrscheinlich.

Nicht dass ich Lust hätte, verschwitzt zu tanzen und den Pur-Hitmix mitzugrölen. Ich würde sowieso nur vor der Toilette abhängen und versuchen, mit dem Zeug in meinen Socken Kohle zu machen. Savaş würde währenddessen herumlaufen und zu jedem, den er ansatzweise vom Sehen kennt, »Jo, was geht« sagen und wenn er irgendwann begriffen hätte, dass keines der Pferdeschwanzmädchen mit ihm tanzen will, würde er zu viel trinken und sich aus Frust irgendein Kartoffelgesicht packen. Der Einzige von uns, der Spaß hätte, wäre Bojan. Der würde auf der Tanzfläche stehen wie in einer anderen Sphäre, mit niemandem ein Wort reden und mit geschlossenen Augen einfach stundenlang vor sich hin tanzen, wie so ein bekloppter Sufi. Wenn die bunten Lichter angehen, wird Bojan jemand anderes.

»Lass doch wenigstens versuchen«, nörgelt Savaş.

Bojan nimmt einen Schluck Wodka-Blutorange, verzieht das Gesicht, während er aufstößt, und hält mir die Flasche hin. Weil ich auch keine bessere Idee für diesen Freitagabend habe, greife ich zu. Der Wodka brennt angenehm in meiner Kehle und unangenehm auf meiner Oberlippe, wo ich mich heute Morgen beim Rasieren geschnitten habe. Savaş meinte, der Flaum unter meiner Nase wäre langsam peinlich.

Zwischen Daumen und Zeigefinger drehe ich den Führerschein von Savaşs Cousin hin und her. Türsteher machen mich so nervös wie Bullen. Mein Puls hat sich inzwischen dem Bass angepasst, der die Scheiben der Halle vibrieren lässt. Ich schaue noch mal auf das Geburtsdatum und versuche, es mir zu merken.

»Welches Sternzeichen ist dein Cousin?«, frage ich.

Savaşs Augen bleiben stehen.

»Meinst du, der fragt das?«

»Letztes Mal schon.«

»Und was hast du gesagt?«

»Schütze.«

»Dann weißt du es doch.«

»Nee, der Affe hatte nur selbst keine Ahnung.«

»Warum fragt er dann?«

»Na, um mich zu testen.«

Bojan nimmt mir den Führerschein weg und betrachtet das Datum.

»Krebs«, sagt er, einsilbig wie immer. Zwischen Schal und Kapuze sind von Bojans Schildkrötengesicht nur seine Knopfaugen und die dünnen Brauen zu sehen.

»Ich geh mal kurz pissen«, sagt er und gibt mir den Führerschein zurück, bevor er verschwindet.

Dass ich immer noch keinen eigenen Ausweis habe und an solchen Abenden auf Savaşs Cousin angewiesen bin, kotzt mich richtig an. Vielleicht hätte ich sogar Bock auf Party, wenn ich einfach wie jeder andere feiern gehen könnte, als ich und nicht als Bariş. Manchmal stelle ich mir vor, wie ich einen von Bojans sieben Pässen nehme. Für immer. Wenn ich einfach als zweiter Bojan durch die Welt laufe und auf seinen Nacken Scheiße baue. Aber andererseits ist Bojans Situation noch beschissener als meine. Ich muss zwar zwischendurch im Ausländeramt antanzen, werde ansonsten aber in Ruhe gelassen. Bojan gehen sie ständig auf die Eier. Einmal sind aus dem Nichts am Bahnhof zwei Bullen vor unserer Bank aufgetaucht und haben ihn ausgefragt. Einfach so. Wir haben die beiden, einen Mann und eine Frau, noch nicht mal kommen sehen, weil man die an nichts hätte erkennen können, außer vielleicht an ihren Kinderriegel-Fressen und den Adidas Sambas. Das waren keine normalen Bullen. Die hatten noch nicht mal Uniformen an. Die haben uns nur kurz ihre Ausweise von irgendeinem Amt gezeigt und dann gesagt:

»Heißt hier einer von euch Bojan Babić?«

Ich habe Bojan noch nie so nervös erlebt wie in diesem Augenblick.

Normalerweise raucht er nicht, aber ich weiß noch, wie er Danny sofort die Kippe wegnahm und hastig daran zog, während der Bulle minutenlang durch seine tausend Pässe blätterte. Auf einmal fragte die Frau ihn, wer von seinen Eltern zu Hause den Müll runterträgt. Ich hätte fast losgelacht, wenn Bojan ihre Frage nicht todernst beantwortet hätte. Seine Mutter. Aber sie wollten noch mehr wissen: Ob er dabei war, als seine Eltern sich kennenlernten, wie das Hochzeitskleid seiner Mutter aussah, ob sie sich zu Hause küssten, und wenn ja, ob mit oder ohne Zunge, sogar, ob sein neuer Stiefvater sich nass oder trocken rasierte. Als sie fertig waren, nickten sie einander kurz zu und verschwanden wieder.

Ich nehme einen weiteren Schluck vom Wodka. Jemand tippt mir auf die Schulter. Als ich mich umdrehe, steht hinter uns ein Typ mit einer Narbe über der Augenbraue und einem fetten Leberfleck auf der Wange, noch fetter als meiner. Um die Stirn hat er ein schwarzes Tuch gewickelt und er gehört zu den wenigen, bei denen das nicht lächerlich, sondern gefährlich aussieht.

»Gehört der kleine Jugo zu euch?«, fragt er und grinst. Seine Fresse erinnert mich an irgendeine Zeichentrickfigur.

»Wer?«

»So'n ganz kleiner Typ, hat 'nen komischen Akzent.«

Es ist die Grinsekatzte aus *Alice im Wunderland*.

»Bojan?«

»Ich war gerade hinten bei den Bäumen pissen. Ich glaub, euer Kumpel hat Stress.«

»Niemals.«, sage ich. Dass Bojan überhaupt mit Fremden spricht, ist schon unwahrscheinlich.

»Müsst ihr ja wissen.«

Die Grinsekatzte will gerade umdrehen, als Savaş fragt:

»Was hat er denn an?«

»Ich glaub, so eine rote Jacke.«

Sofort rennt Savaş los. Ich jage ihm hinterher. Wir rennen um die Halle herum, weiter über den Parkplatz, dorthin, wo die Bäume anfangen. Savaş ist viel schneller als ich, muss das scheinbar Fußballtraining sein. Ich sehe noch, wie er seine Zigaretten verliert, bevor seine gelbe Daunenjacke in der Dunkelheit verschwindet. »Warte«, rufe ich, während der Bass aus der Halle immer leiser wird. Ich kann meinen eigenen Atem hören. Der Boden ist matschig und es riecht nach morschem Holz.

»Bojan?«

Savaşs Stimme schallt durch den Wald.

»Verpisst euch!«

»Wo bist du?«

Ich bleibe stehen und drehe mich in die Richtung, aus der Bojans Stimme kam. Etwas fällt auf den Boden, gefolgt von schnellen, dumpfen Geräuschen. Bojan stöhnt.

Wie konnten wir nur so dumm sein? Wir sind freiwillig in die Falle gelaufen. Ich halte den Atem an und versuche, mich leise zu nähern. Endlich gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Auf einmal scheint Savaşs helle Jacke wie ein übergroßer Leuchtkäfer zu mir rüber. Jemand in einem dunklen Hoodie ist hinter ihm.

»Vorsicht!«, schreie ich.

Savaş dreht sich um und geht direkt auf ihn los. Kurz sieht es so aus, als würde Savaş ihn fertig machen, aber dann taucht hinter ihm ein weiterer Hoodie auf und hält ihn fest. So schnell ich kann, renne ich zu Savaş, als etwas hinter einem Baum hervorschießt und mir direkt gegen die Brust schmettert. Ich liege auf dem Rücken und will einatmen, aber meine Lunge ist zugeschnürt. Der Boden unter mir ist kalt und nass. Einen Moment lang betrachte ich die Baumkronen im Wind, bis ein Gesicht über mir erscheint. Es ist die Grinsekatzte. Weitere Gesichter kommen hinzu. Ich schaffe es noch, die Arme um den Kopf zu legen, bevor es Tritte auf mich hagelt.

Zu dritt stehen wir in einer Reihe. Die Fressen der schwarzen Hoodies sind alle eine billige Kopie ihres Anführers. Zusammen sind sie ein großes hässliches Grinsen, das uns umzingelt. Ein paar haben dicke Stöcke in den Händen, andere Messer, einer lässt zwei Schlagringe aneinander knirschen. Von uns dreien hat Bojan am meisten kassiert. Unter dem Blut ist sein Gesicht kaum noch zu erkennen. Wo Bojans Ohr sein müsste, ist nur noch ein braunroter Krater. Diese Hundesöhne haben ihn richtig fertig gemacht.

Im Zickzack schreitet der Anführer zwischen den Hoodies herum.

»Okay, erst mal Portemonnaies raus, macht die Taschen leer, alles, was ihr habt!«

Ich löse mein Portemonnaie von der Kette und schmeiße es auf den Boden. Ist eh nichts drin. Den Führerschein von Savaşs Cousin schnippe ich daneben. Auch Savaş leert seine Taschen. Nur Bojan regt sich nicht. Ihn haben sie schon ausgenommen.

»Als Nächstes Jacken und Schuhe!«

Ich gehe in die Hocke, löse meinen Schnürsenkel und fasse mir kurz an den Knöchel, wo das Päckchen noch ist. Savaş gibt mir einen leichten, aber unmissverständlichen Stoß. Sofort ziehe ich meine Hand zurück. Er hat recht. Warum sollen wir es ihnen auch noch leicht machen.

Die Grinsekatze steht jetzt direkt vor Savaş. Für einen Anführer ist der Typ ziemlich klein. Aber das heißt auch, dass er ein verdammter Psycho sein muss. Sonst hätte ein anderer das Sagen.

»Ist das Trikot echt?«, fragt er und bohrt seinen Finger in das Deutschlandwappen auf Savaşs Brust.

»Ist vom Pazar in Bodrum.«

»Trotzdem her damit!«

Savaş guckt ihn böse an, zieht es aber aus.

»Ist das alles, ihr Opfer?«

Der Anführer schaut sich den Haufen an. Dieser Idiot scheint jetzt erst zu begreifen, dass er sich die ärmsten Jungs der ganzen Stadt ausgesucht hat. Von den Klamotten sind höchstens Savaşs Helly-Hansen-Jacke und meine neuen Nikes ein bisschen was wert, von mir aus kann er die gerne haben. Hauptsache, wir kommen hier halbwegs lebendig wieder raus.

»Den behalte ich«, sagt er und betrachtet den Führerschein in seiner Hand.

»Wenn irgendwer von euch Faxen macht oder die Bullen ruft, dann finden wir euch, kapiert?«

Die Grinsekatze baut sich wieder vor uns auf und begutachtet einen nach dem anderen. Wahrscheinlich checkt er gerade, dass keiner von uns der Typ auf dem Bild ist, denke ich, aber da reißt er Bojan mit einer blitzschnellen Handbewegung die Säbelkette vom Hals. Bojan gibt nur ein kurzes Grunzen ab. Das Schlimmste wäre, wenn er jetzt einen seiner Anfälle bekommt.

»Alles hab ich gesagt!«, schreit der Anführer. »Glaubt ihr, ihr könnt mich verarschen?«

Bojan kassiert eine Schelle, die ihn in die Knie gehen lässt. Diese Wichser gehen immer auf die Schwächsten.

»Komm hoch!«

Bojan stöhnt.

»Ich hab gesagt, komm hoch!«

Wenn ich nichts tue, wird er vor Langeweile einfach die ganze Nacht so weitermachen.

»Was habt ihr denn erwartet?«, sage ich leise, aber so, dass er es hören kann. Sofort kommt er zu mir. Der Gestank aus seinem Mund ist unerträglich. Ich spanne den Kiefer an, für den Fall, dass ich auch gleich eine kriege.

»Kann ja keiner ahnen, dass ihr solche Opfer seid.«

Ein paar von den Hoodies lachen.

»Wenn ihr in der Nordstadt abziehen würdet, würde sich das wenigstens lohnen«, sage ich.

Er grinst mich an.

»Wie heißt du?«

»Arda.«

»Nerelisin, Arda?«

Jetzt geht das los. Es spielt echt keine Rolle, in welcher Situation sich zwei Kanaken treffen. Früher oder später fragt der eine den anderen nach seiner Heimatstadt.

»Konya.«

»Ach was, woher genau?«

Ich kenne keinen einzigen Stadtteil von Konya beim Namen. Aber wenn ich das sage, reicht ihm das wahrscheinlich, um mir eine zu verpassen.

»Wir sind beide aus Halkapınar«, höre ich Savaş neben mir.

Die Faust der Grinsekatzte schießt an meinem Kopf vorbei und knallt in Savaşs Gesicht. Er taumelt ein paar Schritte zurück, fällt aber nicht um. Savaş ist ein Bär.

»Hat irgendwer gesagt, du sollst die Fresse aufmachen?«

Ich würde Savaş locker zutrauen, dass er jeden Augenblick komplett austickt und auf ihn losgeht, auch wenn das bedeutet, dass wir alle noch mehr kassieren.

»Stimmt das?«

Der Anführer wendet sich jetzt wieder mir zu. Ich nicke.

»Aber hier geboren, oder?«

Ich nicke wieder. Ich hab keine Ahnung, worauf der Typ hinauswill. Er holt den Führerschein aus seiner Jackentasche, hält ihn hoch und tippt mir damit ein paarmal fest gegen die Stirn.

»Das hier ist gar nicht deiner.«

Hat er ja schnell begriffen.

»Wo ist dein Ausweis?«, sagt er.

Kurz überlege ich, *im Portemonnaie* zu antworten, aber er würde mit einem Blick checken, dass ich gelogen habe.

»Ich habe keinen«, gebe ich zu.

»Warum nicht?«, fragt er laut und grinst nach hinten. »Das hier ist Deutschland, hier herrscht Ausweisungspflicht!«

Wieder lachen die Hoodies wie auf Befehl. Aber die Augen des Anführers fixieren mich weiter.

»Wir sind geflohen«, antworte ich.

»Ich denk, du bist hier geboren.«

»Mein Vater.«

Nachdenklich tippt er mit seinem Zeigefinger auf das Führerscheinebild. Dann sagt er etwas, das ich nicht verstehe.

»Wir sind keine Kurden.«

»Warum seid ihr dann geflohen?«

»Bin ich hier im Ausländeramt?«

Scheißegal, ob er mir eine ballert, es reicht langsam.

»Ja, bist du, wenn ich es sage«, antwortet er. Aus irgendeinem Grund hat er einen Narren an mir gefressen.

»Mein Vater war bei Dev Sol.«

Als ich es ausspreche, friert sein Gesicht ein. Zum ersten Mal scheint er nicht zu wissen, was der nächste Schritt ist. Er zieht eine Schachtel aus der Hosentasche, zündet sich eine Zigarette an und bläst mir eine Mischung aus Qualm und Mundgulli

direkt ins Gesicht. Reflexartig halte ich die Luft an und schließe die Augen. Als ich sie wieder öffne, hält die Grinsekatzte mir ernsthaft die offene Packung unter die Nase.

»Willst du?«

Auch die Hoodies hinter ihm schauen sich jetzt fragend an. Das hier ist einer der Momente im Leben, in denen man eine Kippe besser nicht ausschlägt. Ich halte sie ins Feuer, nehme einen kräftigen Zug und höre, wie die Zigarettenspitze knistert.

»Dein Vater hat für uns gekämpft«, sagt er, während ich versuche, ihm den Rauch nicht ins Gesicht zu pusten.

Ich habe keine Ahnung, was das mit ihm und mir zu tun hat, aber für ihn ist es Grund genug, mir die Hand hinzuhalten, als solle ich in einen Vertrag einschlagen.

»Wenigstens hier müssen wir doch zusammenhalten, oder?«

Seine Hand ist viel weicher, als ich erwartet hätte.

»Du kannst deine Sachen wiederhaben.«

Savaş schnaubt kurz, verkneift sich aber, etwas zu sagen.

»Ist sowieso nichts Wertvolles dabei!«, ruft er laut, damit seine Leute es hören können, und neigt sich dann nach vorne, um mir ins Ohr zu flüstern:

»Und das Zeug in den Socken kannst du auch behalten.«

Sein Auge über dem Leberfleck zwinkert mir zu. Der Typ zieht uns ab und führt sich dabei auch noch auf wie mein großer Bruder.

»Du kannst alles haben gegen seine Kette«, sage ich und nicke zu Bojan, der die ganze Zeit stumm auf den Flecken Erde vor sich starrt. Die Augen der Grinsekatzte blitzen.

»Willst du jetzt etwa verhandeln, du Pisser?«

»Es ist das Einzige, was er noch von seinem Baba hat.«

Normalerweise würde ich nie *Baba* sagen, sondern immer *Vater*, aber vielleicht weckt das ja irgendwelche Familiengefühle in dem Affen. Er greift in die Tasche, die Kette prallt gegen Bojans Brust und landet anschließend vor ihm auf der Erde. Anschließend schaut er mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, als würde er sagen: *Guck, ich halte mich an unsere Abmachung.*

»Keine Bullen«, sagt er.

Als würden wir jemals die Bullen rufen.

Wunden schmerzen selten im Moment ihrer Entstehung. Meistens spürt man das Pochen im Kiefer und das Brennen über der Augenbraue erst, wenn die Prügelei längst vorbei ist, wenn der Puls wieder runterfährt und der Körper die Ruhe hat, sich dem zu widmen, was passiert ist. Genauso ist es mit dem Sprechen. Wir können erst erzählen, wenn wir uns gerettet haben und die Wunden zu heilen beginnen.

Als Bojan die Tage darauf nicht am Bahnhof auftauchte, dachten wir, er musste vielleicht ins Krankenhaus oder so. Dann, dass seine Mutter ihm den Bahnhof für eine Weile verboten habe. Als sein Platz auf der Bank auch nach zwei Wochen leer blieb, liefen wir zu ihm nach Hause. Wir drückten erst alle Klingeln mit ausländischen Namen, und als niemand öffnete, fiel uns ein, dass der Typ, den seine Mutter geheiratet hatte, einen deutschen Nachnamen tragen musste. Also drückten wir alle anderen Klingeln, bis es surrte. Im Erdgeschoss stand eine Wohnungstür weit offen. Wir blickten in eine leere Küche, auf deren Anrichte ein verschimmelttes Brot lag.

»Sie haben sie mitgenommen.«

Die Stimme kam von oben.

»Endlich!«, fügte sie noch hinzu, bevor eine Tür wieder zuknallte. Die verlassene Wohnung zu betreten, trauten wir uns nicht.

Auf dem Weg zurück zum Bahnhof taten wir so, als wäre nichts geschehen. Wir rissen Witze, weil wir nicht wussten, was wir sonst sagen sollten. Wir stellten uns vor, wie die Grinsekatze irgendwo in Savaşs gefälschtem Deutschlandtrikot rumlief, oder wie Bojan ihn mit dem Säbel seiner Kette abgemurkst hatte und deshalb abgehauen war. Wir lachten, weil wir nicht weinen konnten. Wir haben damals keinen Schmerz gespürt. Heute erst suche ich, wenn ich das Rauschen eines Flugzeuges höre, den Himmel hinter dem Fenster meines Krankenzimmers ab, so wie Bojan es tun würde.

Bojan, falls du das hier irgendwie in die Finger kriegen solltest: Wo auch immer du steckst, ich hab versucht, mein Versprechen zu halten.

17

»In der hast du 'nen fetten Arsch.«

Tansu saß im Schneidersitz auf dem Bett und schaute Aylin dabei zu, wie sie vor dem Schrankspiegel eine Hose anprobierte. Auf der Zeitschrift in ihrem Schoß tippten Tansus schwarze Fingernägel zum Beat von Sisoqó und ihr Kettchen mit Fatimas Hand hüpfte dazu. Sie hatte es sich im Urlaub gekauft und Aylin das Gleiche mitgebracht. Aylin trug ihres aber nicht mehr. Benedikt hatte sie auf der letzten Hausparty am Handgelenk gegriffen und gefragt, ob das ein türkisches Symbol sei. Am ganzen Arm hatte sie Gänsehaut bekommen. »Warum? Hast du Angst vor meinen Cousins?«, hatte Aylin geantwortet und gezwinkert, in der Hoffnung, er würde einsteigen. Doch er schaute nur auf ihren Unterarm und meinte, er stehe nicht auf Affen. Also hatte sie das Kettchen im Schrank ganz unten verschwinden lassen und sich die Arme rasiert.

Heute würde sie es ihm heimzahlen. Sie würde umwerfend aussehen und ihn den ganzen Abend über ignorieren. Sie hatte sich die Wimpern hochgebogen, Make-up aufgetragen, das ihre Haut leicht aufhellte, und würde später ihre Haare glätten. Sie musste sich nur noch für ein Outfit entscheiden. Durch den Spiegel begutachtete sie Tansu. Sie trug ihre graue Lieblingsleggings, die ihre Kiste ordentlich präsentierte, eine schwarze Umhängetasche mit Pailletten, die sie eigentlich nicht brauchte, außer vielleicht für Kippen, und ein rotes Spaghettitop, das nicht zum Rest passte, aber dafür ihr neues Tattoo freilegte. Ein Jahr lang hatte sie auf den Kompass mit den arabischen Buchstaben gespart. Aylin hatte stundenlang Tansus Hand gehalten, die schreiend auf der Liege lag, während die Maschine surrte und der glatzköpfige Tätowierer irgendetwas davon laberte, dass Orientierung von Orient komme und der Kompass bei ihr deshalb voll Sinn ergeben würde. Aber es hat sich gelohnt. Seit Wochen trug Tansu rückenfrei, um allen zu zeigen, dass sie keine muslimische Heilige war, die ihren Körper rein halten wollte.

»Dreh mal ein bisschen runter. Der Kleine pennt schon«, sagte Aylin und stutzte

über ihre eigenen Worte. Der Kleine, so hatten ihre Mutter und sie früher Arda genannt. Sie klang schon wie die große Schwester von Jonas. Tansu beugte sich zum CD-Player, der neben ihrem Bett stand, und drehte Sisqó die Stimme ab.

»Schon auch irgendwie komisch, oder?«, fragte Tansu.

»Was?«

»Na, dass wir jetzt hier sind.«

Aylin wusste, was sie meinte, wollte aber nicht ständig darüber nachdenken, dass sie nicht bei ihrer eigenen Familie war. Ihre Mutter hatte ihr nicht mal zum Geburtstag gratuliert. Natürlich nicht. Als Kind war es immer ihr Vater gewesen, der mit ihr durch Karstadt geschlendert war, damit sie sich etwas aussuchte. Ihrer Mutter waren Geburtstage immer erst nachmittags aufgefallen, wenn sie den Teletext öffnete, um nach der Uhrzeit zu schauen. Und selbst wenn sie ihr diesmal hätte gratulieren wollen, hätte sie dafür erst mal das Jugendamt anrufen müssen und dann hätte das Jugendamt Aylin gefragt, ob sie Kontakt wollte. So hatte es ihr die Tante mit der Hochsteckfrisur beschrieben und Aylin war damals schon klar gewesen, dass ihre Mutter – die Frau, die sich weigerte, Briefe mit Stempeln zu öffnen – in diesem Leben kein Amt mehr anrufen würde.

»Ich finde die Vorstellung, in meinem alten Zimmer zu hocken, während die Bescheuerte nebenan *Columbo* glotzt und säuft, noch komischer«, antwortete Aylin.

»Nee«, sagte Tansu. »Ich meinte, dass wir beide nach so vielen Jahren immer noch befreundet sind! Das ist doch verrückt.«

Aylin kannte so plötzlich sentimentale Freundschaftsausbrüche von ihr. Wahrscheinlich brauchte Tansu das, weil Aylin sich damals, als sie bei ihrer Anneanne lebte, kein einziges Mal gemeldet hatte. Danach hatte Tansu ihr die Freundschaft erst mal versagt. »Was willst du?«, hatte sie sie am Telefon angeschnauzt. Aylin verstand das. Wenn es eine Sache gab, die sie verstand, dann den Schmerz darüber, wenn sich jemand wortlos aus dem Staub machte. Und weil sie es verstand, wusste sie auch, dass Tansus Wut der beste Beweis dafür war, dass sie ihr nicht egal war. Vielleicht, dachte Aylin, war Tansu die Einzige, bei der sie wirklich zu Hause war.

»Komm, zeig mal her.«

Tansu stand auf, stellte sich hinter Aylin und musterte sie im Spiegel.

»So?«, fragte Aylin. Dabei hatte sie sich schon entschieden. Die helle Hose, weil sie darin dünner aussah, und darüber das bauchfreie Shirt mit dem Gesicht von Nelly drauf.

»Ist das 'ne Miss Sixty?«

Aylin nickte, drehte sich um und zog ihre Hose noch etwas tiefer, als Tansu ihr auf den Arsch klatschte.

»Uff, aslanım benim!«, lachte sie.

Aus irgendeinem Grund fand Tansu es urkomisch, ihren Vater nachzumachen.

»Wenn Benedikt auf diesen Arsch nicht ausrastet, ist er safe schwul.«

»Ach, der kann mich mal.«

»Als ob ...«

Tansu drückte sich zwischen Aylin und den Spiegel und zog einen Mundwinkel übertrieben cool hoch, wie Benedikt es immer machte. Es sah so dämlich aus, dass

Aylin lachen musste.

»Hör auf, sonst kann ich den gleich nicht mehr ernst nehmen.«

Tansu schloss die Augen, fuhr mit der Zunge über ihre Lippen und gab ein lang gezogenes Stöhnen von sich.

»Hmm Bene!«

»Man, nicht so laut!«

»Warte! Ich hab 'ne Idee!«, rief Tansu und klatschte aufgeregt in die Hände.

»Ich mach dir 'nen Knutschfleck!«

»Was?«

»Doch, doch! Das wird ihn richtig verrückt machen. Er wird sich die ganze Zeit fragen, von wem du den hast!«

Tansu zog ihre schmal gezupften Augenbrauen böse zusammen und grinste.

»Vertrau mir.«

»Okay«, sagte Aylin, »aber nicht so fest. Ich will nicht, die ganze Woche mit 'nem Schal rumrennen, ja?«

Tansu schob eine Hand unter Aylins Haare, um ihren Nacken freizulegen, mit der anderen hob sie leicht ihr Kinn an. Sie drückte ihren weichen Mund auf Aylins Hals und kurz darauf spürte Aylin ein feuchtes, kaltes Saugen, das kitzelte. Im Spiegel waren ihre und Tansus Locken nicht mehr zu unterscheiden. Für einen Moment waren sie Zwillinge, am Kopf zusammengewachsen, dachte Aylin. Aus dem Kitzel wurde Schmerz und als sie spürte, dass Tansu nachließ, legte Aylin ihre Hand an Tansus Hinterkopf und drückte ihn einen Augenblick lang noch fester gegen sich. Dann trat sie näher vor den Spiegel.

»Und?«, fragte Tansu.

Mit dem Finger strich Aylin sich über den lila Fleck an ihrem Hals, der immer noch pochte. Es sah aus, als hätte sie jemand gewürgt.

»Ich mag es.«

Schon in der Einfahrt hörten sie Musik und Stimmen. Das Haus, ein grauer, flacher Würfel mit einem großen Fenster zur Straße und einer Fußmatte, auf der *Bienvenue* stand, hätte dasselbe sein können wie das, in dem Heike und Klaus lebten. In ein paar Jahren würden Jonas und Magdalena dieselben Partys schmeißen, wenn auch ihre Eltern im Skiurlaub waren. Die Klingel würde sowieso niemand hören, dachte Aylin, also ging sie zum Fenster und klopfte an die beschlagene Scheibe. Kurz darauf öffnete sich die Tür.

»Hey!«

Jennifer warf sich Aylin so heftig in die Arme, dass ihr der Rotkäppchen fast aus der Hand gerutscht wäre.

»Hey«, erwiderte Aylin und versuchte, sich zu lösen. Jennifer war schon völlig betrunken.

»Wie cool, dass ihr auch da seid! Ich wusste gar nicht, dass Malte euch eingeladen hat.«

»Nein, cool, dass *du* da bist!«, säuselte Tansu zurück. Jennifer lächelte sie einen Moment lang kalt an, drehte sich mit Schwung um und verschwand.

»Hast du etwa keinen Bock?«, fragte Aylin.

»Doch, aber nur weil sie Malte fickt, soll sie nicht so tun, als wäre das ihr Haus!«

»Wirklich? Wir können auch woanders hin.«

»Keine Sorge, girl! Tansu in da house, die Party geht jetzt erst los!«

Sie riss Aylin den Sekt aus der Hand und ging an ihr vorbei.

Drinnen roch es nach Gras, Schweiß und dem Hund, dessen leerer Korb am Eingang stand. Hoffentlich war der Köter mit auf der Piste, dachte Aylin. Tansu nahm Aylin an die Hand und schob wie ein Bulldozer den Weg frei. Im Wohnzimmer dröhnte *Smells like Teen Spirit* durch die Anlage und auf der Couch saßen ein paar Jungs aus ihrer Stufe mit langen, fettigen Haaren um einen Tisch herum. Sie reicherten eine lila Bong herum und sahen mit leerem Blick zu, wie einer von ihnen irgendein Ballerspiel auf der Xbox zockte. Gerade hatte sie erleichtert festgestellt, dass Benedikt nicht dabei war, als er durch die Terrassentür ins Wohnzimmer kam. Er unterhielt sich lachend mit einem Typen, den Aylin nicht kannte, und bemerkte sie nicht. Sie ließ Tansus Hand los und floh in die Küche.

»Willst du was trinken?«

Jennifer hielt ihr eine Flasche Sekt unter die Nase.

»Wir haben auch was mitgebracht.«

»Schon gut.«

Sie öffnete einen der Schränke, dann die Spülmaschine.

»Mist, keine Gläser mehr.«

Tansu hatte recht. Jennifer verhielt sich wirklich, als wäre das hier ihr Haus. Sie spülte eine Kaffeetasse ab und schenkte Aylin Sekt ein.

»Prost!«, rief Jennifer und hob ihr Glas in die Runde.

Die Sache mit dem In-die-Augen-Schauen fand Aylin schon immer bescheuert. In der Schule guckten diese Mädchen sie mit dem Arsch nicht an, aber wenn es darum ging, zu saufen, rissen sie ihre Augäpfel übertrieben weit auf. Aylin nippte an ihrer Tasse. Sie würde langsam machen, sagte sie sich. Tansu kam hämisch grinsend in die Küche. Sie war in ihrem Brandstifter-Modus: witzig, gefährlich und instabil. Sie drängte sich dazwischen und schwang ihren Arm um die schmalen Schultern von Jennifer, die sofort in die Knie ging.

»Also, wer hat Bock auf Saufen?«, schrie Tansu und riss die Flasche in die Höhe. Alle grölten los, bis auf Jennifer, die in Tansus Schwitzkasten nur unbeholfen lächelte.

»Na dann Fressen auf, ihr Hundesöhne!« Tansu sprang in die Mitte und alle klatschten, während sie den Leuten der Reihe nach Sekt in die Mäuler kippte. Als Aylin an der Reihe war, schaute Tansu sie durchdringend an.

»Was los, aslan? Hast du etwa keinen Bock?«

Aylin musste lachen. Sie warf den Kopf in den Nacken, öffnete die Lippen ein wenig, und ihr Mund füllte sich mit Alkohol. Er schmeckte schal, verglichen mit dem, den Jennifer ihr eingeschüttet hatte. Aylin würgte den Rotkäppchen mit wenigen großen Schlucken herunter, und als sie den Kopf wieder senkte, spürte sie schon den ersten Schwindel. Ihr wurde heiß und sie merkte, wie sich ihr Körper langsam entspannte.

»Uh, hello! Was haben wir denn hier?«

Jennifer drückte ihren Kopf zur Seite.

»Und von wem ist dieses Prachtstück?«

»Ach so«, sagte Aylin, »nur von Tansu.«

Die Wahrheit war einfach aus ihr herausgeschossen. Scheiß drauf, dachte Aylin, Benedikt konnte sie mal.

»Ach so –«

Jennifer zog die Augenbrauen hoch.

»Was *ach so*?«

»Also, dann stimmt das ja?«

Jennifers Blick schwenkte rüber zu Tansu, die einem Mädchen aus ihrer Klasse lachend ein High-five gab, dann zurück zu ihr.

»Hä? Nein, man!«, sagte Aylin.

»Ey, ist voll okay ...«

»Nein, das war doch bloß wegen –«

Sie brach ab. Benedikt war gerade in die Küche gekommen.

»Keine Sorge, ich erzähl es nicht weiter. Wirklich nicht!«

Jennifer presste vor Aufregung die Lippen zusammen. Noch bevor Aylin etwas erwidern konnte, drehte sie sich um und verschwand. Mit Sicherheit war sie jetzt unterwegs zu den anderen, um irgendeinen Scheiß über sie zu erzählen. Die würden nie checken, dass sie und Tansu Schwestern waren und dass Freundschaft für sie was anderes bedeutete, als einmal die Woche gemeinsam zu shoppen. Sie schaute rüber zu Tansu, die ihren Spaghettiträger runtergezogen hatte und dem Mädchen jetzt ihren Kompass zeigte. Auf einmal überkam Aylin ein merkwürdiges Gefühl.

»Hier ist Norden«, sagte das Mädchen und wirbelte Tansu so herum, dass sie mit dem Gesicht zu Aylin stand.

»Canım, alles okay?«

»Ja«, murmelte Aylin. Aber in ihrem Kopf drehte sich alles. Sie würde es Jennifer zeigen. Sie stellte sich neben Benedikt und hoffte, er würde sie ansprechen. Aber er beachtete sie nicht, sondern presste mit ausgestrecktem Arm eine Limette über dem Glas aus und führte es zum Mund. Sein Adamsapfel machte zwei kleine Hüpfen, bevor er sich mit dem Handrücken über die Lippen fuhr.

»Ist gut geworden?«, fragte sie.

»Oh, hey.«

»Krieg ich auch einen?«

»Boa, jetzt noch einen mixen dauert mir, glaub ich, zu lange.«

»Darf ich dann 'nen Schluck von deinem?«

Ohne die Antwort abzuwarten, griff sie nach dem Glas in seiner Hand. Der Drink war so süß, dass man den Alkohol fast nicht schmeckte.

»Was trinke ich gerade?«

»Das ist ein Mojito. Hat mir der Barkeeper im Urlaub gezeigt. Crazy Typ, aber Drinks hatte der echt drauf. Es fehlt Eis. Am besten crushed Ice, das macht den Drink erst perfekt. Und brauner Zucker statt weißem. Ich lern immer gerne neue Sachen im Urlaub, weißt du? Ist wichtig, den Horizont zu erweitern.«

Er war einfach so viel interessanter, wenn er die Klappe hielt, dachte Aylin. Sie fuhr mit der Hand über ihren Hals und hoffte, ihm würden der Knutschfleck oder die rasierten Arme oder am besten beides auffallen. Er aber lehnte sich mit dem Rücken

gegen die Anrichte, nippte noch mal an dem Mojito und ließ den Blick durch den Raum wandern, während sein Kopf zur Musik nickte. Sie brauchte einen Opener.

»Worauf stehst du denn so?«

Er drehte sich langsam zu ihr.

»Was?«, stutzte er.

»Letztes Mal, weißt du noch? Du meintest, du stehst nicht auf Affen. Also, worauf dann?«

»Ach so, das war doch nur so'n Spruch ...«

Er tunkte seine Oberlippe noch mal in sein Glas und plötzlich kam er ihr unendlich hilflos vor. Wie er da stand in dieser engen Küche und nicht wusste, wohin mit seinen langen Armen. Jetzt war der Moment, dachte Aylin. Sie drehte sich zu ihm, nahm ihm das Glas weg, presste ihre Hüfte gegen seine und küsste ihn. Er schmeckte zuckrig und kalt und nach Limette und seine Zunge fühlte sich groß an. Die anderen um sie herum fingen an zu grö-
len.

Als ihre Fersen wieder den Boden berührten, hatte er noch die Augen geschlossen und die Küche drehte sich noch schneller. Ohne ein Wort zu sagen, lief sie aus dem Raum, den Mojito noch immer in der Hand. Sie exte den Drink, knallte das Glas auf den Wohnzimmertisch und ging in den Garten. Draußen war es angenehm kühl, aber in ihr brannte es. Der letzte Schluck hatte ihr den Rest gegeben. Sie ging im Kopf noch mal durch, was gerade passiert war. Noch nie hatte sie jemanden geküsst. Wobei das so nicht ganz stimmte. Einmal hatten sie und Tansu auf einer Party rumgeknutscht. Aber das war anders gewesen. Da ging es darum, die Jungs, die drum herum standen, scharf zu machen. Diesmal hatte sie einen Typen geküsst. Den heißesten ihrer Schule sogar, und alle hatten es gesehen. Am Montag würden ihre Mitschülerinnen sie fragen, was da lief, und Aylin würde antworten, dass sie bloß ein bisschen rumgemacht hätten, und Jennifer konnte sich mit ihrer Story verpissen.

»Da bist du ja.«

Benedikt war ihr gefolgt.

»Hast du 'ne Kippe?«, fragte sie ihn.

Er antwortete nicht, sondern griff ihr an die Taille und zog sie zu sich. Diesmal drückte er seinen Mund auf ihren, sie ließ es kurz zu, dann schob sie ihn weg.

»Was ist los?«

»Wo ist Tansu?«

»Ist doch egal!«

Er wollte sie wieder an sich ziehen und wieder stieß sie ihn weg, diesmal heftiger. Sein Gesicht zog sich zu. Jetzt war er wieder der, der er immer war. Aber jetzt konnte er ihr nichts mehr. Aylin ließ ihn stehen und machte sich auf die Suche nach Tansu. Sie lief durch den Garten, schaute in der Küche, stieg die Treppe hoch, suchte oben in den Zimmern, öffnete eine Tür, hörte einen Hund knurren und schlug sie schnell wieder zu. Als sie herunterkam, stand Tansu im Flur und zog ihre Jacke an.

»Was machst du?«

»Ich hau ab.«

»Wieso?«

»Kein Bock, hier sind nur Opfer.«
»Warum sagst du nicht Bescheid?«
»Wieso, du bist doch beschäftigt.«
»Hä, bist du jetzt sauer?«

Tansu schwieg und zog den Reißverschluss ihrer Jacke hoch.

»Was ist denn los?«
»Aylin, was willst du von mir?«

Sie klang wie damals am Telefon.

»Man, bitte!«

»Ey, ist alles gut. Ich habe nur keine Lust mehr. Du spielst hier den ganzen Abend die Barbie von diesem Ken, statt mit deiner Freundin Spaß zu haben.«

Sie riss die Tür auf und ging hinaus. Aylin zog ihre Jacke an und rannte hinterher. Als sie Tansu eingeholt hatte, packte Aylin sie am Arm, öffnete den Mund und wollte ihr sagen, dass – ja was eigentlich? Dass sie Jennifer was beweisen wollte und sich nicht sicher war, warum? Dass sie Angst vor sich selbst hatte? Sie brachte kein Wort heraus. Stattdessen umklammerte sie Tansu, so fest sie konnte. Immer wenn es darauf ankam, dachte Aylin, fehlten ihr die Worte. Doch dann spürte sie Tansus Hand auf ihrem Rücken.

»Komm, wir gehen«, sagte Tansu.

Aylin konnte kaum noch laufen. Es war, als schaute sie sich selbst bei allem zu. Wie Tansu sie die Treppen hochzog, wie sie in die Vogeltränke neben dem Eingang kotzte, wie sie immer wieder versuchte, das Schlüsselloch zu treffen. Drinnen war es stockfinster. Sie durfte auf keinen Fall die Kinder wecken, fiel ihr ein. »Ich bring dich ins Bett.« Sie spürte Tansus Arm in ihrer Achselhöhle, während sie die Treppen hochstieg. Sie drückte die Tür ihres Zimmers auf und die Matratze unter ihr war weich und warm. Ein schwaches Licht schien durch das Fenster auf ihr Aaliyah-Poster.

Als es am nächsten Morgen klopfte, war ihr erster Gedanke, dass heute Sonntag war und sie das Frühstück verschlafen hatte. Heike riss die Tür auf und warf einen erschrockenen Blick auf sie und Tansu, bevor sie wieder verschwand. Aylin brauchte einen Moment, um aufzustehen. Als sie sich die Zähne putzte, sagte sie ihrem Spiegelbild immer noch, sie sei bloß unfassbar betrunken gewesen. Unten saßen Heike und Klaus inzwischen allein am Tisch.

»Du brauchst heute nicht mit uns zu frühstücken«, sagte Heike kalt.

Aylin schaute sie einen Moment lang an.

»Wir sind hier keine Notunterkunft! Weißt du, ein wenig Dankbarkeit –«

Sie brach ab. Aber sie hatte schon genug gesagt.

»Selbst beim Abhauen lernt man dazu«, sagt Aylin. »Beim zweiten Mal hab ich wenigstens daran gedacht, erst meine Tasche zu packen.«

Wo sie danach gelebt hat, erzählt sie mir nicht. Nur, dass es Phasen gab, in denen sie kurz davor war, wie unsere Mutter zu enden. Dann wechselt sie das Thema und ich frage nicht weiter nach. Du und ich, Metin, werden mit dieser Lücke leben und sterben müssen.

Ich glaube aber, deine Tochter ist inzwischen glücklich. Sie arbeitet in einer Bank

und hat den Namen gewechselt. Ich darf sie weiterhin Aylin nennen (weil sie und ich miteinander immer sie und ich sein werden), aber von ihren Arbeitskolleginnen und ihrer Partnerin wird sie Yvonne genannt. Das Y wollte sie behalten, damit sie sich manchmal an das Leben vor Yvonne erinnert. Alles andere musste sie abwerfen, sagt sie, und ich mag, wie sie es sagt. Stark und verletzlich und irgendwie wie Aylin halt.

Sie findet immer noch keinen Schlaf. Den hast du ihr genommen. Wenn sie morgens das Bett neben sich leer findet, kriegt sie immer erst mal eine kleine Panikattacke, die endet, sobald sie ihre Frau im Bad singen hört. Ob du es glaubst oder nicht, sie ist mit einem Bullen zusammen. Ein Bulle, die Johanna heißt, und morgens R. E. M. singt, und als sie mir das erzählt, sind Aylin und ich für einen Moment wieder Kinder und müssen lachen.

Jeden Morgen, den Johanna Frühschicht hat und vor Aylin das Bett verlassen muss, schreibt sie ihr noch eine Nachricht: »Ich liebe dich – wir sehen uns später.« Und weil die Bullen-Johanna das tut, will Aylin mit ihr auch ein Bullenkind kriegen. Nimm es als persönliche Rache, Metin. Das Gute ist: Wenn dein Enkelkind irgendwann abhaut, haben die beiden wenigstens eine Datenbank, um herauszufinden, wo es gerade wohnt. Dann können sie zu ihr fahren und die Göre in den Arm nehmen.

18

»Einen für Özil.«

Ich ziehe an der Tüte zwischen Savaşs Fingern und halte die Luft an.

»Einen für Muhammad Ali.«

Ohne auszuatmen, nehme ich noch einen Zug.

»Und der letzte für deinen Vater, du Hundesohn!«

Ich muss lachen, aber weil meine Lunge voller Qualm ist, huste ich los. Das machen Savaş und ich, seitdem uns sein Cousin erklärt hat, dass es so mehr ballert. Sofort fühlt sich mein Körper leicht an, innen brennt meine Lunge, außen küsst mir die Sonne die Ohren. Ich habe Glück. Mein Geburtstag fällt dieses Jahr auf einen der letzten schönen Spätsommertage. Wenn man sich eigentlich schon darauf eingestellt hat, den ganzen scheiß Winter vor der Playsi zu hocken, es dann aber noch mal so richtig warm wird. Savaş und ich laufen high durch die Straßen und die Stadt gehört uns. Wir reißen Witze über Danny, der tagsüber auf irgendwelchen Dächern in Polen rumklettert und abends seinen Kopf in Susannas schwangerem Arsch hat, über Bojan, der Balkanmusik an irgendwelchen Straßenecken macht und dabei seine Anfälle schiebt, wir schubsen uns gegenseitig herum, und als ein Mädchen, das wunderschöne, lange schwarze Haare hat und ihrer Großmutter die Einkäufe nach Hause trägt, verstohlen zu mir herüber lächelt, grölt Savaş los.

Wir sind auf dem Weg zu Kowalski. Denn heute ist es endlich so weit. Ich bin achtzehn. Das heißt: Ich werde offiziell Deutscher.

Als Aylin am Morgen angerufen hat, um mir zu gratulieren, hat sie mir genau erklärt, wie es damals bei ihr gelaufen war, was Kowalski sagen wird, welche

Unterlagen ich mitnehmen und wo ich unterschreiben muss. Am Ende habe ich mir nur eine Sache gemerkt: Locker bleiben. Das sei das Wichtigste, meinte sie. Aber dafür wird der Blunt, den mir Savaş zum Geburtstag gerollt hat, schon sorgen. Am Ende hängt eh alles von Kowalski ab. An Aylins Stimme konnte ich hören, dass sie das Gespräch so kurz wie möglich halten wollte, obwohl ich mich nicht mal mehr daran erinnern kann, wann wir uns das letzte Mal gesprochen haben.

Savaş setzt sich auf die Stufen des roten Backsteingebäudes. Der Adler teilt sich und ein junges Pärchen kommt uns weinend entgegen. Ich kann nicht erkennen, ob sie glücklich oder traurig sind.

»Halt den Kopf unten«, sagt Savaş und macht Bojans Akzent nach. Ich atme noch einmal durch, bevor ich mit dem Umschlag in der Hand die Stufen hochsteige.

»Sie kennen Ihren Vater nicht, richtig?«

Kowalskis Stimme ist weit weg. Vielleicht war die türkische Runde am Ende doch zu viel. Der Wackeldackel vor meiner Brust beansprucht meine ganze Konzentration, obwohl ich weiß, dass ich gerade eigentlich zuhören sollte.

»Herr Kaya?«

»Ja?«

Schnell stoppe ich mit dem Zeigefinger den Kopf des Hundes, damit er mich nicht weiter hypnotisiert.

»Ihr Vater, Herr Kaya?«

»Ja?«

»Sie haben ihn gekannt, richtig?«

»Nein, Sir.«

Mit gerunzelter Stirn blickt Kowalski von der Akte auf seinem Schreibtisch zu mir. Er hat es auch gehört. Ich habe tatsächlich *Sir* gesagt, aber ich darf jetzt auf keinen Fall darüber lachen.

»Ich hab ihn nicht gekannt«, sage ich und setze mich ordentlich auf.

Die Augen hinter seiner dicken Brille sind beängstigend groß und mustern jeden Winkel meines Gesichts. Ich versuche, möglichst ernst zu gucken, ohne dabei gelangweilt zu wirken. Es funktioniert. Ganz langsam fängt Kowalski an zu nicken, bis er den Blick wieder senkt und irgendwo in meiner Akte einen Haken macht. Haken sind gut, höre ich mich selbst denken.

»Und Sie haben ihn ausgiebig gesucht, Herr Kaya?«

Das ist der Moment. Jetzt kommt die wichtigste Lüge meines Lebens und Aylin hat sie mir genau diktiert:

»Meine Schwester und ich, wir haben wirklich alles versucht: Familie, Freunde, Stammbäume, sogar Zeitungsannoncen, aber er ist leider unauffindbar, Sir.«

Kowalski nimmt seine Brille ab und stützt sich mit beiden Ellbogen auf seinen Schreibtisch. Ich frag mich, ob er mich jetzt besser oder schlechter sieht.

»Herr Kaya, das hier«, wichtig tippt er auf ein gelbes Dokument, »ist kein Spaß.«

Er hat einen perfekt geschnittenen Zeigefingernagel.

»Das ist eine eidesstattliche Verschollenheitserklärung. Wenn Sie das jetzt unterschreiben und sich später herausstellen sollte, dass Sie gelogen haben, also dass Sie Ihren Vater doch nicht gesucht oder ihn womöglich sogar gekannt haben

oder Ähnliches«, er faltet die Hände vor der Brust, »dann wäre das ein Meineid und Sie würden sich strafbar machen. Haben Sie mich verstanden, Herr Kaya? Man kann auch im Nachhinein wieder ausgebürgert werden.«

Es ist verrückt. In all den Jahren ist mir nie aufgefallen, dass Kowalski einen leichten polnischen Akzent hat. Aber jetzt, da er jede Silbe betont – *ver-stan-den-Herr-Ka-ya?* –, ist es unüberhörbar. Am Ende hängt sein Sohn auch noch mit den Russen ab und kauft bei mir.

»Verstanden, Sir, wirklich!«

Kowalski kann überraschend warm lächeln. Die Sir-Nummer scheint ihm zu gefallen. Er schiebt mir einen gelben Zettel über den Tisch. Einen Moment lang betrachte ich das Papier, aber die schwarzen Zeichen zerfließen vor dem gelben Hintergrund. Nickend murmele ich leise vor mich hin, als würde ich lesen. Savaş würde sterben vor Lachen, wenn er mich sehen könnte. Ich baue ein kurzes, nachdenkliches Zögern ein, unterschreibe und freue mich über den geglückten Schwung meiner Unterschrift, bevor ich den Zettel wie ein Schiffchen mit neuer Ladung zurück an das andere Ende des Tisches schicke. Vater gegen Pass. Guter Tausch.

»Haben Sie alles Notwendige dabei?«

Jetzt kommt der Umschlag.

»Unbefristete Aufenthaltsgenehmigung der Mutter?«

»Check«, sage ich, schiebe ihm das Dokument rüber und Kowalski macht wieder einen Haken.

»Geburtsurkunde der Mutter?«

»Check.«

»Ihre Geburtsurkunde?«

»Check.«

»Nachweis des Konsulats, dass Sie nicht die türkische Staatsangehörigkeit besitzen?«

»Check.«

Der Umschlag auf meinem Schoß ist leer. Ich hab abgelegt wie beim Kartenspielen.

»So, dann noch: Schriftlicher Sprachnachweis, kleiner Text, mindestens 300 Zeichen, hier unten bitte.«

Kowalski legt mir ein liniertes Blatt vor.

»Ist das Ihr Ernst, Sir?«

»Wie bitte?«

»Sie wissen doch, dass ich hier zur Schule gehe? Ich bin kurz vor dem Abitur. In dieser Akte sind lauter Zeugnisse von mir.«

»Es geht hier aber nicht um mich. Es geht hier nicht mal um Sie, Herr Kaya. Das sind Bestimmungen der Bundesrepublik Deutschland und entweder wir ziehen das jetzt durch, oder Sie verlassen dieses Büro so staatenlos, wie Sie gekommen sind!«

Er hat tatsächlich *wir* gesagt. Klar und deutlich. *Wir ziehen das jetzt durch.* Vielleicht hab ich Kowalski in all den Jahren unterschätzt.

»Was soll ich schreiben?«

»Spielt keine Rolle, Hauptsache halbwegs fehlerfrei, dürfte ja kein Problem sein.«

Wäre auch kein Problem, wenn mir meine Schwester gesagt hätte, dass hier so eine Art Prüfung auf mich wartet. Aus dem Behälter nehme ich einen Stift und kneife die Augen zusammen. Als ich den Zettel über den Tisch zurückschiebe, hält Kowalski schon einen Rotstift zwischen den Fingern.

»Na, dann wollen wir mal sehen: ›Ich werde eure Töchter vögeln bis sie arabisch sprechen. Ich klaue euren Söhnen den Praktikumsplatz, mach sie drogenabhängig und verkaufe ihre Organe auf dem Basar. Ich breche nachts den Stern von euerm Benz und trage ihn an meiner Halbmondkette. Ich will kein Arzt oder Anwalt werden, ich werde Superstar oder arbeitslos.«

»Ich hab nicht gezählt, sind das 300 Zeichen?«

»Sehr witzig«, sagt Kowalski, »wirklich, sehr witzig. Hier fehlt ein Komma und es heißt ›von eurem Benz‹, nicht ›euerm‹.«

Er legt das Blatt oben auf die Akte und tauscht den Rotstift gegen seinen Kugelschreiber.

»So, ich nehme mal an, Sie haben nicht vor, gegen das demokratisch-parlamentarische System der Bundesrepublik Deutschland zu agitieren, oder, Herr Kaya?«

»Nee«, sage ich, »wirklich nicht.«

Kowalski macht ein weiteres Kreuz und klappt die Akte mit einem unmissverständlichen Knall zu. Dann lächelt er mich an, als hätten er und ich jetzt ein Geheimnis.

»Das hier«, sagt er und zieht ein weiteres, diesmal grünes Dokument aus der Schublade. Er ist wie so ein Koch im Fernsehen, der alles schon mal vorbereitet hat, denke ich. Er unterschreibt und stempelt das Dokument, aber nicht wie alle anderen, schnell und gelangweilt, sondern vorsichtig und aufmerksam, und danach guckt er, ob es auch schön geworden ist.

»Das ist Ihre Einbürgerungsurkunde. Die dürfen Sie niemals verlieren! Diese Urkunde wird unter keinen Umständen ein zweites Mal ausgestellt, verstanden?«

Ich nicke und er überreicht mir das grüne Blatt, auf dem oberhalb meines Namens ein fetter Bundesadler ist.

»Damit beantragen Sie jetzt ein Stockwerk höher den Pass, Herr Kaya. Und das war es dann auch schon. Bitte sehr.«

Kowalski schaut mich an und wartet darauf, dass ich gehe. *Das war es dann auch schon.* Nach 18 Jahren. Einfach so. Kein herzlichen Glückwunsch, nicht mal eine richtige Verabschiedung. Als wäre es eine Kleinigkeit gewesen, 300 Zeichen, ein paar Kreuze, mehr nicht. Keine Ahnung, ob das Gras gerade nachlässt oder einfach die Anspannung von mir abfällt. Aber irgendwie fühlt es sich nicht wie ein Sieg an.

»Also, alles Gute dann«, sagt Kowalski und weist mit der Hand auf die Tür, als würde ich nicht begreifen, dass ich aufstehen soll. Und dann? Dann wartet Savaş draußen mit dem Joint und alles ist wie immer, oder was? Ich stupse den Dackel vor mir noch einmal an. Heute ist mein Tag, denke ich. Ich hab bekommen, was ich wollte, und ich werde es auskosten. Jetzt lasse ich ihn warten. Mein Blick wandert durch das Zimmer. Im Regal stehen dieselben staubigen Bücher mit den Nummern auf den Rücken, die hier immer schon standen, als hätte sich keines der Gesetze jemals geändert. Überhaupt sieht alles noch aus wie früher, der eckige

Schirmständer, der Stiftbehälter, das bronzene Namensschildchen, als wäre die Zeit hier drin stehengeblieben. Nur das Hochglanzfamilienfoto mit den drei lachenden Kürbissen und dem Köter hat er eingetauscht gegen einen Pappaufsteller mit dem Wappen des VfL Bochum.

»Was macht Ihr Sohn eigentlich?«, frage ich.

Kowalski runzelt alle Falten, die seine Stirn hergibt.

»Wie bitte?«

»Da war doch immer dieses Bild. Ich hab mich bloß ge-«

»Er lebt bei seiner Mutter«, unterbricht er mich und versucht so zu klingen, als würde er einen seiner Paragrafen herunterrattern.

»Tut mir leid, Herr Kowalski, ich wollte nicht –«

Ich stehe auf und gehe zur Tür. Als meine Finger die kalte Klinke berühren, höre ich ihn sich räuspern.

»Und was haben Sie jetzt vor?«, fragt er.

Ich drehe mich um.

»Wie meinen Sie das?«

»Na, damit?«

Kowalski deutet mit den Augen auf die Einbürgerungsurkunde in meinen Händen.

»Studieren.«

»Und was?«

»Literatur.«

»Und was wird man damit?«

»Keine Ahnung.«

»Und wo?«

»Auch noch keine Ahnung.«

Seufzend lässt er sich zurück in seinen Stuhl fallen.

»Na, dann«, sagt er, »lassen Sie die Tür offen, ja?«

Savaş hat sich in meiner Abwesenheit kein Stück bewegt. Mit geschlossenen Augen und dem Gesicht zur Sonne sitzt er immer noch auf den Stufen. Ich tippe ihn an.

»Und?«, fragt er.

Wie eine heilige Schriftrolle halte ich ihm das grüne Dokument entgegen.

»Was ist das, Bruder? Wo ist der Pass?«

»Das ist die Einbürgerungsurkunde. Pass kommt noch.«

»Also officially Kartoffel?«

Ich nicke und Savaş springt auf und umarmt mich. Seine Freude ist echt und deshalb stellt sich bei mir endlich das Gefühl ein, auf das ich in Kowalskis Büro gewartet habe. Er reißt mir die Urkunde aus der Hand.

»Das ist alles? Dieser hässliche Lappen? Hätte man doch locker fälschen können.«

Ich schaue zurück auf das Backsteingebäude. Nie wieder werde ich auf diesem beschissenen Flur warten und nie wieder werde ich vor einem Bullen meine ganze Familienstory auspacken und mir seine halb mitleidige, halb misstrauische Fresse geben. Ich halte ihm einfach mein Bild mit dem fucking Adler unter die Nase. Aber dann fallen mir Kowalskis Worte wieder ein. Dass, wer eingebürgert wurde, auch

ausgebürgert werden kann. Scheiß drauf, denke ich. Das ist doch genau, was die wollen. Dass man sich nie zu sicher fühlt.

Hinter der Fensterscheibe des Mevlana-Grills wetzt Serkan Amca sein Messer. Seit zehn Jahren das gleiche Bild. »Okay, zusammenreißen!«, sagt Savaş und betritt als Erster den Laden. Sein Vater hat ein einziges Mal bemerkt, dass wir bekifft waren. Savaş hat mir nie erzählt, wie er bestraft wurde, aber das alleine reicht schon. Damals ist mir zum ersten Mal der Gedanke gekommen, dass ich Savaş zwar immer um seine Mutter beneidet habe, er mich aber umgekehrt vielleicht darum, keinen Vater zu haben.

»Naber gençler?«, schmettert uns Serkan Amca wie immer entgegen, schnell und hart, wie ein militärischer Gruß. Selbst als Danny und Bojan noch da waren, begrüßte er uns so. Dass beide kein Türkisch sprachen, hat ihn nie interessiert. Er kam hinter dem Tresen hervor, wischte sich seine Pranken an der Schürze ab und drückte jedem von uns nacheinander fest die Hand, als würde er uns prüfen. Komischerweise hielt Bojan die Schmerzprobe immer am längsten durch.

Jetzt aber sind nur noch Savaş und ich da und deshalb zieht Serkan Amca keine große Show ab.

»Baba, Arda hat heute Geburtstag. Und er hat gerade seinen deutschen Pass bekommen!«

Savaş nimmt mir die Urkunde weg und hält sie seinem Vater hin. Serkan Amca versteckt die Hände hinter dem Rücken, als hätte er Angst, dass seine fettigen Finger das Papier berühren könnten, und kommt mit dem Gesicht ganz nah vor das Blatt.

»Vay be!! Aferin oğluma!«, sagt er und nickt mir anerkennend zu.

»Wenn du willst, häng ich es auf.«

Stolz weist er auf seine Ingenieurdiplome, die gegenüber vom Tresen hängen. Er lacht, aber ich weiß, er meint es ernst. Savaş und ich mussten ihm als Kinder kurz nach der Eröffnung des Mevlana-Grills helfen, sie aufzuhängen. Savaş hielt den Kasten mit den Nägeln hoch und ich sollte sagen, ob die Papiere auf gleicher Höhe waren.

»Danke, Serkan Amca, aber ich brauch die noch«, sage ich, und als ich es ausgesprochen habe, wird mir plötzlich klar, dass Serkan Amcas Abschlüsse hier nur hängen, weil er sie eben nie mehr brauchen wird, weil sie in Deutschland überhaupt nichts wert sind, was wiederum der Grund dafür ist, dass Serkan Amca hier täglich sein Messer wetzt, statt irgendwo Brücken zu bauen. Ich schaue auf die Urkunde in meinen Händen und fühle mich schlecht.

»Na dann lad ich euch zur Feier des Tages mal auf 'nen Grillteller ein! Und du revanchierst dich, wenn du studiert hast, abgemacht, Arda?«

Ich nicke.

Als ich am Tresen vorbei nach hinten durchgehe und mich an einen der Tische mit den weißen Deckchen und den von Merve Teyze handgefalteten Zewas setze, bin ich wieder der kleine Junge, der nach Schulschluss hier gesessen hat. Ich denke an die Fettflecken in meinen Heften, an »Grillteller für die Jungs«, wenn einer Geburtstag hatte, an Fußballspielen hinten auf dem Hof und daran, wie wir in der

Garage Sonnenblumenöl in die Mayonnaise-Eimer gerührt haben, damit Serkan Amca und Merve Teyze sie als »hausgemacht« verkaufen konnten.

Während wir auf das Essen warten, sprechen Savaş und ich kein Wort miteinander. Aus Angst, irgendwer könnte etwas Verräterisch-Verkifftes sagen. Aber auch, weil jede meiner Synapsen gerade besetzt ist vom Gedanken an das Fleisch, das gleich kommt. Mein ganzer Körper verzehrt sich vor Hunger. Als Serkan Amca den Teller mit den brutzelnden Hähnchenschenkeln und Lammrippchen zwischen uns stellt, fallen Savaş und ich darüber her wie zwei seelenlose Roboter, die nicht zu kauen oder zu atmen brauchen. Wenn man was zu essen hat, sind Fresskicks das Beste am Highsein. Als der Teller leer ist, kann ich mich nicht mehr bewegen. Im Türkischunterricht in der Grundschule wurde mir mal beigebracht, dass es ein Wort für diesen Zustand gibt, sich träge, zufrieden und gleichzeitig auch eklig zu fühlen. Es fällt mir aber nicht mehr ein. Savaş neben mir ist genauso geschafft. Er hält sich den Bauch und gibt immer wieder kleine Rülpsen von sich.

»Hat es geschmeckt?«, fragt Serkan Amca von vorne.

»Ellerine sağlık«, rufen wir gleichzeitig.

»Gut, dann holt mir mal von hinten einen Eimer scharfe und einen Eimer Kräutersoße!«

Savaş rollt mit den Augen.

»Wo ist denn Mama?«, ruft er.

»In der Stadt!«, ruft Serkan Amca zurück. »Haydi, steh auf!«

Demonstrativ stöhnend drückt Savaş sich hoch und ich folge ihm auf den Hof, der mir viel kleiner vorkommt als früher. Savaş dreht den Griff und mit dem gewohnten Knarren hievt er langsam das schwere Tor hoch. Im Licht, das in die Garage fällt, erscheinen nach und nach die übereinandergestapelten weißen Plastikeimer, auf die Merve Teyze mit ihrer schwungvollen Handschrift *Ketchup*, *Mayonnaise* und *Kräuter* geschrieben hat. Neben den Eimern liegen Merve Teyzes weiße Hausschuhe, gesprenkelt mit Ketchupflecken. Darüber baumeln in der Luft zwei Füße in weißen Socken mit dreckigen Sohlen. Savaş drückt das Tor weiter nach oben und einen Atemzug lang denke ich wirklich, es ist einfach rote Soße, die von Merve Teyzes Fingerspitzen heruntertropft.

»Sie hat auf Nummer sicher gehen wollen.«

So hatte es meine Mutter am Telefon ausgedrückt, als sie mit Nalan Teyze sprach.

»Sie hatte mehr Angst vor dem, was passiert, wenn es nicht klappt. Also hat sie sich zur Sicherheit auch noch die Handgelenke aufgeschnitten, bevor sie von den Eimern gesprungen ist.«

Als ich Savaş einige Wochen nach meinem Geburtstag das erste Mal wiedersah und »Wie geht's dir« fragte, rechnete ich damit, dass er traurig sein würde, dass es ihm erbärmlich gehen müsste. Keine Ahnung, was die richtigen Worte sind. Womit ich nicht gerechnet hatte, war, dass er genervt, sogar wütend reagieren würde: »Tu du jetzt nicht auch noch so, als hätte ich keine Familie mehr!«

Dabei hätte ich es wissen müssen. Auf die Frage *Wie geht's dir?* gab es keine Antwort. Wir fragten einander ja nie »Wie geht's«, höchstens »Was geht?«, und die

Antwort war immer dieselbe: »Nichts, und bei dir?« Wir fragten uns nicht, gerade weil wir wussten, was zu Hause los war. Wie oft aß ich meine Pommes und hörte, wie Serkan Amca leise »bak keserim seni« zu Merve Teyze sagte.

Hinterher erst, wenn es viel zu spät ist, kommen die Fragen. Warum haben wir nie etwas getan? Klar, wir waren noch Kinder. Aber wir griffen gar nicht ein, nicht mal auf die Weise, wie Kinder es können, wie ich es bei meiner Mutter und Aylin so oft getan hatte. Aber da war auch kein Serkan Amca, dem ich mich hätte in den Weg stellen müssen. Und auch später taten wir nichts, als wir schon lange keine Kinder mehr waren. Dabei wussten wir alles. Deshalb hingen wir ja draußen ab und niemals – egal, wie kalt es war – kam irgendjemand von uns auf die bescheuerte Idee, zu irgendwem nach Hause gehen zu wollen. Wenn die Welt auch ständig davon schwafelte, dass wir keine Perspektive hatten, wussten wir: Das Gegenteil stimmte. Wir hatten zu viel Perspektive, hatten Dinge gesehen, die andere Kinder ihr Leben lang nicht sehen, während sie die Kürbissuppe ihrer Eltern löffeln. Manchmal waren wir stolz darauf. Und manchmal wünschten wir uns nichts mehr, als einfach wie alle anderen zu sein.

Kurz nach Merve Teyzes Tod hat Serkan Amca seine Diplome von der Wand genommen, sie in Kisten gepackt und ist dem Spruch von Mevlana gefolgt. Wie du, Metin. Er ist zurück in die Türkei gegangen und Savaş mit ihm.

19

Ich sitze auf unserer Bank, schließe die Augen, atme ein und aus. Einen Moment lang ist alles wie immer. Oben tanzen die Gabbas mit ihren Pitbulls den Hacketanz, drehen Pirouetten, springen umher. Einer von ihnen kommt zu mir. Auf dem Arm: Pitbullbaby mit roter Schleife.

»Hier, Arda, unser Jüngstes für dich.«

Unten schmeißen die Russen Runden, verteilen Wodka an den ganzen Bahnhof. Gegenüber geiern Susanna, Tanja und Xenia sich einen zurecht, neben mir reißt Bojan ein Blatt aus einem seiner sieben Pässe und rollt daraus einen Joint. Danny hat seinen kleinen Karlo auf dem Schoß, das Babyface vom Stillen voller rot-weißem Glitzer. Savaş ritzt mit Dannys Butterfly ein Konterfei von Merve Teyze in die Bank. Die Telefonzelle klingelt. Es ist Aylin, sie fragt, wo ich bleibe, Mama und sie warten zu Hause auf mich, essen und so. Und dann tanzen alle weiter in den Sonnenuntergang und ich kenne jeden und denke: Ich bin genau da, wo ich hingehöre.

Aber dann, Metin, öffne ich die Augen und merke, nichts von alledem ist wirklich. Niemand ist da. So fühlt es sich an, wenn du begreifst, dass deine Jugend vorbei ist und du alleine bist an einem Ort, von dem du früher oder später genauso verschwinden wirst wie alle anderen. Du bist 18 und deine Freunde sind mit Balken vor den Augen in den Zeitungen. Sie liegen in den Parks und auf der Pennerwiese herum, sie sind jetzt die Statistik aus den Talkshows, abgeschoben, in der Entzugsklinik oder im Gefängnis. Manche mussten zurück, so wie Bojan. Manche können nicht zurück, weil sie von nirgendwo herkommen, so wie Savaş. Manche mussten gehen, ohne zu wissen wohin, so wie Aylin. Und manche gingen, weil sie

sich dazu entschieden hatten, so wie Merve Teyze. Aber wenn es eine Sache gibt, die ich spätestens an dem Nachmittag in der Garage begriffen habe, dann, dass wir alle auf dieser Welt nur beschissene Gastarbeiter sind, und das Einzige, was du tun kannst, ist, aufstehen und das Leben suchen, solange du noch kannst. Ich atme ein und aus.

20

Vor ihr, auf der anderen Seite der Theke, stand Çetin. Er war es wirklich. Kein Junge mehr, sondern ein erwachsener Mann, groß, schlank, mit einem leichten Bartansatz. Aber abgesehen davon, sah er noch genauso aus wie früher: feine rotblonde Haare, geschnitten wie ein Pilz, eine klare Stirn über den grünen Katzenaugen und ein schmaler Mund, auf dem ein leichtes Lächeln lag.

»Ich nehme ein Wasser«, sagte er. Ümran starrte ihn einfach nur an. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Und selbst wenn, hier konnten sie nicht reden.

»Wann hast du Schluss?«, fragte er, als könnte er ihre Gedanken lesen.

»Um sechs.«

»Na, dann warte ich mal draußen.«

Den restlichen Nachmittag über konnte sie sich auf all die Dinge, auf die sie sich normalerweise nicht konzentrieren musste, nicht mehr konzentrieren. Sie nahm Bestellungen falsch auf, vergaß, Wechselgeld rauszugeben, vertauschte Burger und dachte die ganze Zeit daran, wie er vor ihr gestanden und gelächelt hatte. Es musste Zufall gewesen sein. Es konnte nur Zufall gewesen sein. Es war zwar unwahrscheinlich, dass man sich nach so vielen Jahren in einem kleinen Städtchen in einem anderen Land ungewollt wiedertraf, aber alles andere ergab keinen Sinn. Wahrscheinlich war er aus Gründen, die sie sich gerade einfach nicht vorstellen konnte, in diesem Kaff gelandet und wie alle Durchreisenden in den McDonald's gelaufen, wo er sie in dieser bescheuerten Uniform entdeckt hatte. Aber wäre er dann nicht überrascht gewesen – zumindest ein wenig? Er hatte so ruhig gewirkt, als wüsste er genau, was er tat. Andererseits war Çetin immer schon so gewesen, undurchdringlich und abwesend. Und vielleicht konnte ihn jetzt gar nichts mehr aus der Fassung bringen, wer wusste schon, wie es ihm nach dem Erdbeben ergangen war?

Als die beiden Zeiger eine vertikale Linie bildeten und ihre Kollegin sie an der Kasse ablöste, fühlte Ümran sich noch nicht bereit. Sie ging in den Personalraum, zog sich um und schaute in den Spiegel. Fettige Strähnen fielen ihr vor die hängenden Augen und ihr Gesicht war voller Pickel. Sie sah furchtbar aus. Also wusch und schminkte sie sich, band die Haare zu einem Zopf zusammen, knöpfte ihre Bluse ein Stück auf, dann wieder zu und dann noch einmal auf, bis sie sich bescheuert vorkam. Sie schaute noch ein letztes Mal in den Spiegel und ging hinaus.

Aber vor dem Eingang des McDonald's war niemand. Natürlich nicht. Warum sollte er auch drei Stunden auf sie warten. Wahrscheinlich war es doch Zufall gewesen und er, überfordert von der Situation, hatte in dem Moment einfach nicht gewusst, was er sonst sagen sollte, dachte Ümran. Doch dann sah sie Çetin auf einer Bank etwas

weiter oben sitzen. Seine Arme hingen schlaff herunter, er hatte die Beine von sich gestreckt und schaute leer in die Ferne. Er war immer noch der Junge am Strand. Als auch er sie sah, lächelte er und stand mit einem Ruck auf.

»Ich hatte schon Angst, dass du weg bist«, sagte Ümran.

»Echt, warum?«

Seine Frage klang so naiv, so ohne doppelten Boden, dass sie nicht anders konnte, als zu lachen.

»Du hast dich wirklich nicht verändert, oder?«

Er schwieg und schaute enttäuscht auf den Boden. Sie hatte nicht erwartet, ihn damit zu verletzen.

»Keine Ahnung«, schob sie nach, »hätte ja sein können, dass du es dir in der Zwischenzeit anders überlegt hast.«

»Aber wer fliegt denn extra her, um es sich dann anders zu überlegen?«

Ümrans Mund wurde trocken. Er war also tatsächlich ihretwegen gekommen. Schweigend liefen sie über den Bahnhofsplatz Richtung Innenstadt.

»Wie hast du mich gefunden?«

Sie hoffte, er würde verstehen, dass sie nach dem *Wie* bloß fragte, weil sie sich das *Warum* nicht traute.

»Ehrlich gesagt, war das einfacher, als ich dachte. Ich hab mich durchgefragt und Fadime erinnerte sich an den Namen der Stadt. Sie hat mir von deinem Vater erzählt, das tut mir leid.«

Die Beerdigung ihres Vaters war tatsächlich die einzige Gelegenheit gewesen, zu der sie mit der ganzen Familie zurückgefliegen waren. Dabei hatte sie an der Beisetzung noch nicht mal richtig teilnehmen dürfen. Aber alle wussten natürlich, dass sie aus Deutschland gekommen waren, und Fadime und ihre anderen ehemaligen Mitschülerinnen hatten sie in den Tagen danach immer wieder ausgefragt, ob die Männer in Deutschland wirklich alle blaue Augen hätten, ob sie wirklich alle BMW fuhren, ob die Frauen sich wirklich nicht rasierten.

Sie wiederum hatte in den drei Tagen, die sie dort war, jede Minute, die sie frei von Trauerbesuchen und Händeschütteln war, damit verbracht, nach Çetin Ausschau zu halten. Sie war zum Brunnen gelaufen und hatte festgestellt, dass ihn inzwischen keiner mehr benutzte, weil die Häuser, die nach dem Erdbeben gebaut wurden, einen eigenen Wasseranschluss hatten. Sie hatte den Strand abgesucht und in ihr waren die Bilder des Feuers im Nachthimmel wieder hochgekommen. Sie hatte vor der Schule gewartet, die Lehrerinnen beobachtet, die tratschend das Gebäude verließen, und daran denken müssen, dass sie eine dieser Frauen hätte sein können. Aber nirgendwo hatte sie Çetin gefunden und zu der Trauer über den Tod ihres Vaters mischte sich die Trauer darüber, dass, was sie immer befürchtet hatte, nun bittere Gewissheit geworden war: dass, wenn sie jemals zurückkommen sollte, Çetin fort sein würde.

»Wo warst du nach dem Erdbeben?«, fragte Ümran und sie bogen in eine kleine, gepflasterte Straße ab. Es war ein Umweg. Aber Ümran würde es Nalan später erklären.

»Ich bin nach Istanbul«, sagte Çetin und sie schwieg, damit er weitersprach.

Die ersten Jahre schlief er in Parks und Gebäuden, die noch nicht fertig gebaut

waren, und schlug sich mit allen möglichen Jobs durch: Er putzte Schuhe von Touristen, arbeitete als Küchenjunge in einem Fischrestaurant, nahm an einem Taxistand die Anrufe entgegen und sprang manchmal sogar selbst als Fahrer ein, obwohl er keinen Führerschein besaß.

Eines Morgens winkte ein Mann ihn an den Straßenrand. Von Weitem hatte er jung ausgesehen, seine Locken wehten im Wind, er trug eine Sonnenbrille und hatte Turnschuhe an. Erst als er die Tür des Wagens hinter sich zugezogen und seine Sonnenbrille mit einem Seufzer abgenommen hatte, sah Çetin, dass seine Haare dünn und weiß waren und er Altersflecken an den Schläfen hatte. Er hätte sein Vater oder sogar Großvater sein können. Der Mann hielt eine dicke Rolle Scheine in den Rückspiegel.

»Das gehört heute Abend dir«, sagte er und leckte sich nervös die Lippen.

»Aber davor gehörst du mir, den ganzen Tag, abgemacht?«

Und so chauffierte Çetin ihn vom Morgen bis zum Abend durch alle Viertel Istanbuls, von einem Termin zum nächsten. Der Alte traf sich mit unterschiedlichen Männern und schien mit ihnen lediglich kurz einen Tee zu trinken. Çetin, der jedes Mal mit dem Kopf auf dem Lenkrad am Straßenrand wartete, konnte keine Gemeinsamkeiten zwischen den Männern erkennen, außer dass sie alle jung und recht ansehnlich waren. Er und sein Fahrgast sprachen den ganzen Tag über kein Wort miteinander, auch in den Staus nicht. Der Mann schien über etwas Unlösbares nachzudenken, immer wieder leckte er sich über die Lippen und schaute aus dem Fenster, als suche er etwas ganz Bestimmtes in dieser Stadt. Nach dem letzten Termin ließ er sich am Abend schwer seufzend und sichtlich unzufrieden in den Rücksitz fallen und wies Çetin an, ihn in sein Hotel zu bringen. Erst da traute er sich zu fragen, was ein Mann, der es sich leisten konnte, ein Taxi den ganzen Tag auf sich warten zu lassen, beruflich machte. Er drehe einen Film, einen Katastrophenfilm über das große Beben im Süden, er habe ja sicherlich davon gehört, sagte der Mann. Çetin erwiderte, dass er nicht nur davon gehört, sondern es als Junge selbst erlebt hatte. Er erzählte von der alten Witwe, wie es ihm nicht gelungen war, sie aus dem Bett zu ziehen, und er sich innerhalb von Sekunden entscheiden musste, mit ihr zu sterben oder sich selbst zu retten.

»Das Leben!«, rief der alte Mann und seine Locken wackelten aufgeregt unter dem Autodach. »Da treff ich tausend Leute und hab, was ich suche, die ganze Zeit genau vor der Nase.«

Er drückte ihm nicht nur das versprochene Geld in die Hand, sondern auch eine Karte, auf die er mit einem Kuli Ort und Zeit für ein Vorsprechen schrieb. Es stellte sich heraus, dass der Mann ein berühmter Regisseur war, dessen große Zeit vorüber war und der jetzt versuchte, mit echten Menschen zu arbeiten, um noch mal aufzufallen.

»Als seien Schauspieler keine echten Menschen«, lachte Çetin und Ümrân bemerkte, dass sie ihn noch nie so viel am Stück hatte sprechen hören. Sie wusste vielleicht, wer er früher einmal gewesen war, als sie noch gemeinsam Wasser geholt hatten, aber der Mann, mit dem sie gerade verdächtig langsam durch die engen Gassen schlenderte, den kannte sie nicht.

»Sie haben sogar das Drehbuch geändert und auf mich angepasst. Nur dass

meine Eltern darin nicht gestorben sind, sondern mich als Kind weggegeben haben. Nach dem Erdbeben breche ich dann auf, um nach ihnen zu suchen. Das ist sozusagen das Ende des Films.«

»Heißt das, du bist ein richtiger Star?«, fragte Ümran.

»Nein«, sagte Çetin ernst. »Ich will dich nicht anlügen. Das war meine größte Rolle, meine einzig große. Es gibt Monate, da kann ich mich kaum über Wasser halten, und dann kommt wieder ein Haufen Geld auf einmal rein, weil ich eine Zusage für eine Werbung oder so bekomme. Aber das bedeutet nichts, weil ich es dann zur Seite legen muss.«

Diesmal schaute er sie an, als würde er in ihrem Blick nach einer Antwort suchen.

»Aber ich hab keine Lust mehr auf dieses Auf und Ab, verstehst du?«

Sie nickte. Auf eine seltsame Weise hatte sie das Gefühl, genau zu wissen, was er meinte.

»Also lerne ich nebenbei kochen.«

Er lachte, als könne er es selbst noch nicht glauben.

»Es hat mir Spaß gemacht, für meine Mutter zu kochen. Also meine Pflegemutter. Der Koch in dem Fischrestaurant, in dem ich gearbeitet habe, bringt es mir abends bei. Und ich bin gar nicht so schlecht«, sagte er verlegen.

Auf Ümrans Schulter landete ein Regentropfen. Sie waren inzwischen nur noch eine Ecke entfernt von Nalans Schneiderei. Aber sie wollte nicht, dass Aylin sie sah. Metin warf ihr ohnehin schon vor, sie würde mit anderen Männern flirten, was würde er denken, wenn ihre Tochter sie zu Hause fragen würde, wer dieser Mann gewesen sei. Aber das war nur die halbe Wahrheit. Ein Teil von ihr wollte auch nicht, dass Çetin von Aylin erfuhr. Zumindest noch nicht. Sie wollte kurz so tun, als wären sie immer noch dreizehn und alles wie früher.

Als der Regen stärker wurde, stellten sie sich gemeinsam unter die Markise eines kleinen Lokals und schauten wortlos in den dunkel bewölkten Himmel. Ümran hoffte, dass er etwas sagen würde, dass er ihr endlich erzählen würde, warum er gekommen war. Aber diese Begegnung war wie jede mit ihm, sie schien nirgendwohin zu führen, weil sie beide – jeder für sich – feststeckten. Der Regen prasselte jetzt laut auf die Markise über ihnen.

»Weißt du noch, wie du mich gefragt hast, ob ich dich mitnehme?«

Ümran hielt die Luft an.

»Du hältst mich jetzt wahrscheinlich für total unverschämt, dass ich hier einfach so auftauche, aber nach dem Erdbeben –«

Er hielt inne und schüttelte dann kurz den Kopf.

»Wenn ich nicht versuche, das einzige Mädchen zu kriegen, das jemals nett zu mir war, dann werde ich mir das nie verzeihen.«

Çetin blickte ihr direkt in die Augen. Eine atemlose Sekunde dachte sie, er würde sie küssen.

»Ich hab eine Tochter!«

Es war aus ihr herausgeplatzt. Aber es war gut. Sie hatte ausgesprochen, was sie aussprechen musste. Sie sagte nicht, dass sie nicht wollte. Sie sagte auch nicht, dass sie es sich überlegen musste. Er war ehrlich gewesen und sie wollte es auch sein und die Wahrheit war, dass sie wollte, um alles in der Welt sogar, aber um ihrer

Tochter willen nicht konnte.

Çetin schwieg eine Weile.

»War klar, dass du nicht mehr allein bist.«

Er lachte bitter.

»Wie alt ist sie?«

»Zwei. Sie ist direkt um die Ecke. Sie wartet bei einer Freundin auf mich.«

Ümran spürte, dass sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Okay«, sagte er und nickte bedächtig. »Ich wurde auch von einer Frau geliebt, die mich nicht geboren hat.«

Meine Mutter hat dir davon nie erzählt, nicht wahr, Metin? Sie hatte sogar bereits ein Flugticket für sich und Aylin gebucht. Es liegt lose in dem kleinen grünen Fotoalbum, in das die Handvoll Fotos von mir und Aylin geklebt sind. Als Kind dachte ich immer, es sei eine Erinnerung an einen Urlaub. Jetzt weiß ich, es erinnert sie an eine Reise, die sie nicht angetreten hat. Am Tag des Abflugs stand sie im McDonald's hinter der Kasse, schaute auf die Uhr und stellte sich vor, wie Çetin in der Ankunftshalle auf sie wartete.

»Sie war so ein Papakind«, sagt meine Mutter. »Ich konnte ihr nicht den Vater nehmen, ich konnte einfach nicht.«

Sie sagt es immer wieder, als wäre es ein Mantra. Vielleicht, weil sie selbst ihren Vater früh verloren hat, vielleicht, weil fast alle um sie herum ihr dazu rieten, sich nicht zu trennen. Selbst nachdem du sie zum ersten Mal geschlagen hast und sie am nächsten Morgen ihre Mutter anrief – eine Hand am Hörer, eine auf der aufgeplatzten Lippe –, selbst da hat meine Oma, statt sie zu sich zu rufen, sie daran erinnert, dass du der Vater ihres Kindes bist, den sie sich nun mal ausgesucht habe, und dass auch sie mit dem Vater meiner Mutter solche Zeiten hatte durchstehen müssen und dass noch keine Backpfeife eine Familie zerstört hätte.

Was genau Familien zerstört, habe ich nie begriffen. Wie aus zwei fremden Menschen zwei Liebende und aus zwei Liebenden irgendwann wieder voneinander derart Entfremdete werden, dass sie sich gegenseitig nur noch verletzen wollen, selbst wenn sie schon Kinder miteinander haben.

Immer wieder habt ihr euch getrennt, weil du doch weitergespielt hast. Und immer wieder hat meine Mutter doch eingelenkt, bis zum nächsten Streit. Ein zweites Kind, ein Sohn, sollte die Lösung sein. Keine Ahnung, warum sie sich darauf eingelassen hat. Aber fest steht, ich bin der Versuch einer Versöhnung, die ein Versuch geblieben ist.

»Ach, aber ich bereue nichts«, sagt meine Mutter, ohne dass ich sie danach gefragt hätte. »Sonst würde es dich ja nicht geben, nicht wahr?«

Sie streicht mir über die Wange und lächelt. Aber ob sie bereut, spielt keine Rolle, Metin. Nur, dass auch sie die Wahl hatte und sich anders entschied als du.

Sophia findet, dass viel zu viele männliche Autoren durchgenommen werden. Simon meint, die Geschichte lasse sich nun mal nicht umschreiben, und wenn es mehr Männer gab, müsse man die auch durchnehmen. Reza lenkt das Gespräch immer wieder auf das Bücherregal seiner Eltern, um zu demonstrieren, dass es in der iranischen Literatur mehr Autorinnen gibt als in der deutschen. Während die drei sich über das einzige Seminar streiten, das wir gemeinsam haben – Erzählstrategien des 19. Jahrhunderts –, stochere ich in meinem Salat herum. Als ich auf meinem Handy checke, wann die nächste Vorlesung beginnt, sehe ich fünf verpasste Anrufe und drei Nachrichten von meiner Mutter. Ich lösche sie ungeöffnet.

»Und lesen deine Eltern auch deutsche Literatur?«, fragt Sophia, während sie ihr weißes Nicki-Tuch vom Hals nimmt und ans Tischende legt, damit es keine Balsamico-Spritzer abbekommt.

»Natürlich«, sagt Reza, und obwohl er erst eine Paprika gegessen hat, tupft er sich schon jetzt mit einer Serviette die Mundwinkel ab. Erst den einen, dann den anderen. Jede seiner Bewegungen zeigt, dass er nicht sein halbes Leben in einer Dönerbude verbracht hat.

Damit sie nicht auf die Idee kommen, auch mich zu meiner Familie zu befragen, stehe ich auf und laufe ans andere Ende der Mensa, um mir eine Cola zu holen. Aber als ich zurück am Tisch bin, sind sie immer noch bei Rezas Eltern.

»Und wisst ihr, was mir Bio-Deutsche auch nie glauben?«

Simon und Sophia schauen Reza mit hochgezogenen Augenbrauen an, halb skeptisch, halb neugierig. Bio-Deutsche sollte ich mir merken, denke ich. Für den Fall, dass ich irgendwann mal mit Kartoffeln über Kartoffeln diskutieren muss. Bio ist gut und teuer und deshalb fühlen sie sich davon nicht angegriffen.

»Obwohl beide Ärzte sind, hat keiner von ihnen jemals versucht, mich zu Medizin zu überreden.«

Reza wartet auf eine Reaktion von Simon und Sophia, aber die können ihre Augenbrauen ziemlich lange oben halten, also fährt er fort.

»Dass wir immer Maschinenbau oder so studieren müssen, das stimmt einfach nicht.«

Ich frag mich, wen er mit *wir* meint, aber Sophia und Simon verraten es mir sofort, indem sie ihre Köpfe gleichzeitig zu mir drehen. Ich picke in eine Cocktail-Tomate, um Zeit zu gewinnen.

»Stimmt«, sage ich, »meine Mutter hat auch nie versucht, mich zu etwas anderem zu überreden.«

Die ganze Wahrheit wäre, dass meine Mutter nicht mal weiß, was genau ich studiere, aber die ganze Wahrheit dürfen Sophia, Simon und auch Reza nicht erfahren. Die drei halten mich nämlich für einen von ihnen: einen stinknormalen Literaturstudenten, sogar für einen richtigen Streber. Sie wissen nicht, dass ich in den Vorlesungen nur deshalb mitschreibe, bis mir die Hand weh tut, weil ich eine scheiß Angst davor habe, aufzuliegen. Sie denken, dass ich wie sie bin und es liebe, jeden Tag in der Bibliothek akribisch das zu machen, was sie uns im ersten Semester beigebracht haben und exzerpieren nennen. Sie halten mich für einen Teil ihrer Welt, in der sich alles mit Worten lösen lässt, in der man alles immer so oder so sehen

kann, wenn man es nur gut genug belegt. Und das soll auch so bleiben. Wenn die drei mich nicht ständig fragen würden, ob ich Lust hätte, mit ihnen in die Mensa zu gehen, würde ich jeden Tag alleine einkaufen, alleine essen und beim Essen meine eigenen Essgeräusche hören. Vielleicht ist das Seltsamste an dieser Stadt, dass hier so viele Menschen sind und man trotzdem einsam bleibt.

»Und dein Vater?«, fragt Simon. Einen Moment lang betrachte ich ihn. Mit seiner Umhängetasche auf dem Schoß und den tiefen Geheimratsecken sieht er jetzt schon aus wie so ein Deutschlehrer.

»Den stört das auch nicht«, sage ich.

»Seht ihr?«, sagt Reza und wirft die zusammengeknüdelte Serviette neben seinen Teller. Durch meinen Kopf jagt plötzlich ein stechender Schmerz. Jemand hat eine Kreissäge angeschmissen, um mein Gehirn zu zerteilen. Die anderen wechseln das Thema und unterhalten sich jetzt über das Theaterstück, für das wir am Abend verabredet sind. Aber ich kann sie kaum noch hören. Ihre Stimmen sind dumpf und weit weg. Wie unter Wasser.

Ich lasse meinen Blick durch die Mensa schweifen und springe von Gesicht zu Gesicht. Ich weiß, irgendwo hier müssen auch die anderen sein. Die, deren Mütter im Krankenhaus putzen. Deren Väter Taxi fahren. Die auch nicht glauben können, dass sie mit der Laberei, die sie hier lernen, irgendwann mal Geld verdienen. Die auch geflohen sind, aus Angst, in ihrem Kaff zu verschwinden, und einmal die Woche davon träumen, wie jemand in einer Garage hängt. Es muss sie geben. Aber die sind wahrscheinlich wie ich: unsichtbar. So gut getarnt, dass nicht mal ich sie entdecke. Die Kreissäge in meinem Kopf wird lauter.

Ich verlasse die Uni und der Schwindel ist noch da. Aber die Kälte macht mich wenigstens wach. Nach einem Jahr in Berlin komme ich mir immer noch vor wie in der Truman-Show, als wäre das alles nicht echt. Als Savaş und ich früher davon träumten, hier Rapkarriere zu machen, dachten wir an die Bilder aus Hip-Hop-Videos, nicht an Obdachlose, die fröhlich Tischtennis spielen.

Ich biege in eine Seitenstraße Richtung Theater ab. Drei Jungs, die in einem Hauseingang sitzen, beobachten mich. Sie könnten Savaş, Danny und Bojan sein, die mir nach Berlin gefolgt sind. Es riecht übertrieben nach Gras, auch wenn sie versuchen, ihre Tüte vor mir zu verstecken. Am liebsten würde ich ihnen das Ding aus der Hand reißen und eine ordentliche Standpauke halten. Hat aber bei mir auch nie was gebracht. Ich wette, Aylin wäre stolz auf mich, wenn sie wüsste, dass ich den Scheiß endlich gelassen habe. Aber den Jungs hier würde ich gar nicht so kommen. Ich würde ihnen bloß sagen, dass sie nicht darauf hängenbleiben und sich nicht erwischen lassen dürfen. Ich würde ihnen klarmachen, dass man dieser eine Typ werden muss, der nicht auf der Strecke bleibt. Und danach muss man damit klarkommen, es als Einziger rausgeschafft zu haben. Als ich zu ihnen rüber nicke, werfen mir alle drei einen abfälligen Blick zu, der eindeutig sagt: »Guck nicht so!«

Hätte ich mir denken können. Mein sechzehnjähriges Ich würde mir auch eine Bombe dafür geben, wie ich heute rumlaufe. Wie so ein richtiger Student halt. Ich wünschte, das würde wenigstens stimmen.

Ich sitze um die Ecke des Theaters und schaue ein paar Leuten dabei zu, wie sie mit Einkaufstaschen zu ihrem Bus rennen. Spatzen springen zwischen den Stühlen herum. Alle starren auf ihre Laptops. Als die Kellnerin den Tee wortlos vor mir abstellt, vibriert mein Handy. Es ist wieder meine Mutter. Ich halte den Beutel ins Wasser, langsam breitet sich die rotbraune Wolke aus. Der Tee schmeckt wie alter Kaffee, aber die Wärme fühlt sich gut an in meinem Magen. Wieder vibriert mein Handy. Einen Moment lang schaue ich auf das Display.

»Hallo, Mama.«

»Ja, schön, dass du mal rangehst.«

»Was ist los?«

»Was soll los sein?«

»Wenn du zwei Mal direkt hintereinander anrufst, denke ich, irgendetwas ist los.«

»Ach ja? Ich hab aber schon zehn Mal angerufen. Was, wenn ich tot wäre?«

»Dann würdest du nicht anrufen.«

»Was machst du?«

»Ich hab Uni.«

»Jeden Tag, oder was?«

»Ja.«

»Und wie geht's dir?«

»Gut.«

»Deine Stimme klingt aber nicht gut.«

»Doch, ich bin nur bisschen müde heute.«

»Ich hoffe, du isst nicht immer irgendeinen Scheiß draußen.«

»Ich esse in der Mensa, Mama.«

»Aber ich hör doch, dass du draußen bist?«

»Weil ich gleich ins Theater gehe.«

»Mit wem?«

»Mit Freunden.«

»Also alles wie immer.«

»Ganz genau.«

Ein Spatz landet auf der Stuhllehne neben mir. Er ist scharf auf meinen Keks.

»Deine Schwester hat hier immer noch Sachen auf dem Dachboden.«

»Und?«

»Ich miste gerade aus. Ich weiß nicht, ob sie die noch braucht.«

»Was für Sachen?«

»Bücher und so. Von früher.«

»Schulbücher oder was?«

»Woher soll ich das wissen.«

»Schmeiß sie weg.«

Ich werfe dem Spatzen den Keks hin, während ich das Schweigen im Hörer aushalte.

»Hast du was von ihr gehört?«

Meine Mutter klingt auf einmal ganz nah, als würde sie direkt neben mir sitzen.

»Nein.«

»Von dir ist auch noch was hier, dieses Buch mit dem Wal, das du früher so gerne gelesen hast.«

»Wehe, du wirfst das weg.«

»Ist ja gut, ist ja gut.«

Als ich am Theater ankomme, stehen davor schon lauter schwarz gekleidete Menschen herum. Auch Simon und Sophia tragen nur dunkle Sachen, bis auf das Nicki-Tuch an Sophias Hals natürlich. Aus irgendeinem Grund hat Simon wieder seine Umhängetasche dabei. Keine Ahnung, wozu er die im Theater braucht. Ich wette, er legt das Ding nicht mal unter der Dusche ab, weil er sich so emotional auf sein Lehrerleben vorbereitet. Während sie mir entgegenkommen, lachen Sophia und Simon sich über irgendetwas richtig kaputt. Hundertprozentig geht zwischen denen was, denke ich. Trotz ihres Lachanfalls schaffen es beide, mir einen ordentlichen Händedruck zu geben.

»Worum geht's?«, frage ich.

»Wusstest du, dass Kleist Goethe aufs Maul hauen wollte, weil der die *Penthesilea* schlecht fand?«

Wieder prustet Simon los.

»Er hat ihn zum Duell gefordert«, schiebt Sophia nach.

»Okay, das ist wirklich witzig«, sage ich und setze ein Lächeln auf.

Am Straßenrand hält ein Taxi, die Tür springt auf und Reza grinst uns breit an. Er trägt einen langen, schwarzen Mantel und einen großen, runden Hut, der an jedem anderen so richtig bescheuert aussehen würde. Aber ihm steht er. Mit dem Schnauzer und dem glitzernden Ohrring dazu sieht Reza aus wie ein krasser Künstler.

»Naaaaa?«, ruft er, während er auf uns zuläuft. »Heute mal Goethe, oder was?« Simon und Sophia klatschen aufgeregt los.

»Bereit für vier Stunden Spaß und Spannung?«

»Vier Stunden?«, platzt es aus mir heraus. Aber weil alle drei lachen, als hätte ich einen Witz gemacht, lache ich mit.

Vor uns ist ein Meer aus grauen Hinterköpfen vor einem roten Samtvorhang. Ich frage mich, ob Reza vorhat, seinen Hut während der gesamten Vorstellung aufzubehalten. Bestimmt wusste er, dass wir in der letzten Reihe sitzen und hat ihn deshalb an der Garderobe nicht abgegeben. Neben ihm blättert Simon durch das Heft, das er sich im Foyer gekauft hat, und Sophia kaut angespannt auf ihrem Nicki herum. Sie hat dieses Ding, dass sie im Theater nervös wird und deshalb am Rand sitzen muss. Als das Licht heruntergedimmt wird, atmet Sophia mehrmals tief durch. Im Fall der Fälle werde ich ihr wohl die Zunge festhalten müssen.

Der Raum ist dunkel. Im Lichtkegel des einzigen Scheinwerfers, der auf die Bühnenmitte gerichtet ist, wirbelt Staub herum. Von der Seite tritt eine blonde Schauspielerin in einem langen grünen Kleid auf. Sie hat hochgesteckte Haare, trägt rote Lederhandschuhe bis zum Ellbogen und High Heels. Sie schreitet den Vorhang entlang, und jeder ihrer Schritte hallt durch den Saal, bis sie im Licht stehen bleibt

und ernst ins Publikum schaut. Sie hat diese *crazy eyes*, hätte Danny jetzt gesagt.

»Was glotzt ihr so!«

Ihre Stimme hinterlässt ein Loch im Raum. Ich denke über ihre Frage nach, komme aber auf keine Antwort außer der offensichtlichen: dass ich glotze, weil wir im Theater sitzen.

»Ich hab gefragt, was ihr so glotzt!«, schreit sie wieder, und diesmal macht sie keine Pause, sondern beginnt mit einem Monolog über irgendein Feuer und ein Gefängnis. Noch habe ich keine Ahnung, wovon sie redet. Sie spricht extrem schnell und rennt vom einen Bühnenende zum anderen. Ein paar Mal bleibt sie stehen, um sich ängstlich umzuschauen oder lustvoll zu stöhnen. Dann fängt sie an, irgendwas von einem Geschenk zu flüstern. Ich wiederhole ihre Worte gedanklich in der Hoffnung, ihren Sinn zu begreifen. Plötzlich rutscht ein Träger ihres Kleids die Schulter herunter, sodass eine Brust frei liegt. Aber aus irgendeinem Grund zieht sie ihn nicht einfach wieder hoch, sondern rennt weiter über die Bühne, während ihre porzellanfarbene Brust einsam in der Luft wackelt. Es muss Absicht sein. Also überlege ich, was es mit dem Feuer und dem Geschenk und der Brust auf sich haben könnte. Ich frage mich, ob die anderen etwas verstehen. Reza neben mir zwirbelt seinen Bart zwischen Daumen und Zeigefinger und nickt vor sich hin. Er muss bemerkt haben, dass ich ihn beobachte. Ohne den Blick von der Bühne abzuwenden, neigt er den Kopf leicht zu mir.

»Die sind halt leider schon verdammt gut, oder?«, flüstert er.

»Ja«, flüstere ich zurück, und meine Antwort scheint ihm zu reichen. Ich beschließe, nach der Pause zu gehen. Ich werd einfach sagen, dass ich krasse Kopfschmerzen habe. Das wäre noch nicht mal gelogen und so bin ich anschließend nicht dabei, wenn die drei das Stück Satz für Satz auseinandernehmen.

Als ich schon nicht mehr damit gerechnet habe, zieht der Vorhang zu den Seiten auf. Dahinter liegt eine ganze Stadt. Die blonde Schauspielerin erscheint jetzt auf einer Leinwand über der Bühne und eine Kamera verfolgt, wie sie durch die Gänge und Tunnel rennt, aber es ist so verwackelt, dass nichts zu erkennen ist. Es erinnert mich an *Blair Witch Project*, aber das wird es nicht sein. Ein Schauspieler in einem Blaumann erscheint und fängt an, in die Kamera zu rappen. Oder vielleicht klingt es auch nur für mich so. Auf jeden Fall sagt er ein paarmal *Jo* und *Aha* und ich würde gerne lachen, aber außer mir scheint das niemand lustig zu finden. Alle um mich herum starren todernst nach vorne. Ich wünschte, Savaş säße neben mir. Wir würden so krass ausrasten darüber, wie dieser Typ versucht, zu rappen. Vielleicht so wie Simon und Sophia vorhin. So ohne Handbremse. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann wäre es, mit den Jungs noch einmal so zu lachen wie nach dem Bullenfinger. Keine Ahnung, wann ich mich das letzte Mal so gefühlt habe.

Der Schmerz in meinem Kopf wird heftiger. Es ist, als würde mein Gehirn auseinanderbrechen. Kurz setzt ein Piepen ein und dann ist wieder alles unter Wasser. Ich spüre meine Mundwinkel zucken. Ich glaube, ich muss wirklich lachen. Oder weinen. Oder kotzen. Ich atme tief ein, und als ich ausatme, hab ich scharfe Magensäure in der Kehle.

»Ich muss raus«, sage ich zu Sophia. Sofort steht sie auf und lässt mich durch. Ich halte mir die Hand vor den Mund, drücke die Tür des Saals auf, renne durch das

Foyer, das mir ohne die ganzen Menschen riesig vorkommt, und schaffe es gerade noch aufs WC, um ins Waschbecken zu brechen. Kurz fühle ich mich besser, aber dann setzt die Kreissäge wieder ein. Ich spüle den Mund aus und spritze mir kaltes Wasser ins Gesicht. Als ich endlich das Gefühl habe, nicht mehr würgen zu müssen, gehe ich zurück. Ich muss mich hinsetzen, denke ich. Ich muss irgendwo kurz klarkommen. Und dann nur nach Hause. Auf den Stufen, die zum Rang führen, lege ich meinen pochenden Kopf in die Hände. Ohne nachzudenken, hole ich mein Handy heraus und wähle den Kontakt von Aylin. Ich will nur einmal ganz kurz eine vertraute Stimme hören. Doch dann klingelt es zur Pause und die Türen des Saals fliegen auf. Um den Weg freizumachen, stehe ich auf und das Foyer beginnt zu wanken.

»Was ist los?«

Vor mir steht Sophia.

»Ich hab ziemliche Kopfschmerzen«, höre ich mich sagen.

Die drei schauen mich besorgt an.

»Um ehrlich zu sein, ich dachte heute Morgen schon: Du siehst echt nicht gut aus.«

Reza tritt ganz nah vor mich. Er hat rote Härchen in seinem Schnauzer.

»Sind deine Augen immer so gelb?«

Sein Gesicht verschwimmt.

Reza steht neben meinem Bett und telefoniert mit seiner Mutter auf Farsi. Er schaut mich an und macht immer wieder zustimmende Geräusche ins Telefon. Um meinen Arm bläst sich eine Binde auf, die mit einem Bildschirm verbunden ist, auf dem mein Puls abgezeichnet wird. Reza legt auf.

»Gallensteine. Definitiv, sagt meine Mutter.«

Er klingt nicht so, als wäre das etwas Schlimmes.

»Du hast wahrscheinlich zu fettig gegessen.« Er lächelt. Ich muss an das Telefonat mit meiner Mutter und an den Salat in der Mensa denken, als eine Krankenschwester durch den Vorhang tritt. In der Hand hat sie eine Flasche mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, die sie in einen hohen Ständer hängt und mit der Nadel verbindet, die seit der Blutentnahme in meinem Unterarm sitzt und zwickt.

»So, erst mal was gegen die Schmerzen, oder?«

Sie dreht an dem Rädchen des Tropfs und ich spüre Kälte in meinen Unterarm ziehen.

»Danke«, sage ich, »steht eigentlich schon fest, wann ich wieder gehen darf?«

»Na, jetzt warten wir erst mal auf das Blut, oder?«

Auch auf diese Frage scheint sie keine Antwort zu wollen.

»Ich glaube, ich muss mich einfach einmal richtig ausschlafen.«

»Dann hätten Sie nicht den Notarzt rufen müssen, junger Mann. Jetzt sind Sie hier und jetzt muss Frau Doktor entscheiden.«

Als wir wieder alleine sind, schauen Reza und ich uns an. Zwischen uns ist eine seltsame Stille. Trotzdem bin ich froh, dass er mitgekommen ist.

»Willst du irgendwem Bescheid geben?«, fragt er.

Er drückt auf seinem Handy herum. Wahrscheinlich schreibt er noch mit seinen Eltern.

»Nee«, sage ich, »sorgt nur für unnötige Panik.«

»Verstehe.«

»Wie lange dauert so ein Bluttest?«

»Kommt drauf an. Mindestens ein paar Stunden, vielleicht die ganze Nacht.«

Die Kälte erreicht meine Schulter. Ich spüre, wie das Schmerzmittel mich high macht. Mein erster Rausch seit Langem.

»Geh ruhig«, sage ich zu Reza.

»Sicher?«

»Warten kann ich hier auch allein. Ich schlaf einfach 'ne Runde.«

»Okay, gut«, sagt er und versteckt nicht mal, dass er sich über mein Angebot freut.

»Wenn was ist, kannst du mich aber anrufen, ja?«

Ich nicke und er verschwindet durch den Vorhang. Ich greife nach meinem Handy und tippe nach Jahren eine Nachricht an Aylin.

Wie geht's dir?

Ich kann sie noch abschicken, bevor meine Augen zufallen.

Keine Ahnung, wie lange ich geschlafen habe. Am Fußende meines Bettes steht eine junge Ärztin, die auf ein Papier in ihren Händen schaut. Ihr Blick verrät nichts. Hinter ihr sitzt die Krankenschwester in der Ecke des Raumes. Meine Kopfschmerzen sind weg, dafür fühle ich mich immer noch benommen. Die Ärztin reicht mir den Zettel in ihren Händen, auf dem lauter Buchstaben und Zahlen stehen, von denen ein paar mit Kuli eingekreist sind.

»Ihre Leberwerte sind deutlich erhöht, Herr Kaya.«

»Das kann nicht sein«, sage ich. »Ich hab seit Ewigkeiten nichts getrunken.«

»Sind in Ihrer Familie irgendwelche Krankheiten bekannt?«

Welche Familie, könnte ich sie jetzt zurückfragen.

»Nichts, wovon ich wüsste.«

Die präziseste Antwort, die ich geben kann.

»Stellen Sie sich darauf ein, dass Sie erst mal hierbleiben müssen.«

Als wäre das ihr Startsignal gewesen, steht die Krankenschwester hinter ihr auf und verlässt den Raum.

»Wie lange?«, frage ich.

»Das müssen wir dann schauen.«

»Was heißt das?«

»Erst mal nur, dass wir das ernst nehmen sollten.«

Sie nickt zu dem Zettel in meinen Händen, als würde es darum gehen und nicht um mich.

»Ich verstehe das nicht: Ist es ernst, oder sollten wir es nur ernst nehmen?«

»Wie gesagt, darauf gibt es keine pauschale Antwort.«

»Ich will nach Hause«, sage ich.

»Herr Kaya!«

Sie schaut mir direkt in die Augen. Jetzt endlich liegt in ihrer Stimme etwas Genervtes und Gedrängtes und das ist wenigstens ehrlich. Aber das hilft mir jetzt auch nicht. Auf dem Tisch neben meinem Bett höre ich mein Handy vibrieren. Im Augenwinkel sehe ich, dass es eine Nachricht von Aylin ist.

»Ich muss jetzt sofort nach Hause.«

22

Noch in derselben Nacht bin ich in den Zug gestiegen. Meine Mutter hat sofort gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Als ich frühmorgens vor unserer Wohnungstür stand, sah sie meine gelben Augen, legte ihre Hand auf meine verschwitzte Stirn und wurde selbst ganz bleich.

Hier im Krankenhaus ging dann alles noch mal von vorne los. Es ist nicht so, wie man das aus Filmen kennt, Metin. Dass Ärzte auf Werte schauen und ausflippen. Sie bleiben ruhig. Sie sprechen von ein paar Tests, die gemacht werden müssen, um das Schlimmste auszuschließen. Nie würden sie sagen, dass sie das Schlimmste vermuten. Sie benutzen ständig Worte wie *vorsichtshalber* und *lieber erst mal*, und ohne dass man es so richtig mitbekommen hat, liegt man *vorsichtshalber* und *lieber erst mal* auf der Intensivstation.

Ich habe inzwischen verstanden, dass sie so sprechen, weil man hier drinnen sonst durchdreht. Ich war selbst mehrmals kurz davor. Keine Ahnung, Metin, ob du das, was ich geschrieben habe, jemals lesen wirst. Aber mir hat es geholfen, in diesem Zimmer nicht den Verstand zu verlieren. Wenn man hier liegt, kann man wahrscheinlich gar nicht anders, als sich noch mal an all die Momente zu erinnern, in denen man das Gefühl hatte, dem Leben ein Stückchen näher gewesen zu sein. Selbst wenn es nur die Morgen sind, die du mit deiner Schwester und deiner Mutter auf einem Flur saßt und dich gelangweilt hast. Oder die Nachmittage, die du im Krankenhaus liegst und deiner Familie zum ersten Mal richtig zuhörst. Die Tage hier drin sind auch Tage, Metin. Auch daran versuche ich mich festzuhalten.

Was morgen kommt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, was jetzt ist. Jetzt gerade sitzen meine Mutter und meine Schwester bei mir. Wir warten auf die Ärzte, die für heute eine Visite angekündigt haben, um uns die Ergebnisse der Blutplasmapherese mitzuteilen. Den ganzen Vormittag schon sind beide in demselben Zimmer.

Ich nehm dir nicht übel, dass du nicht hier bist. Ob du es glaubst oder nicht, Metin, unter all den Szenarien, die ich mir immer wieder vorgestellt habe, war auch, wie du zum Telefon greifst, um mich anzurufen, und es dich am Ende doch nicht traut. Ich hätte mich gefreut. Ich möchte, dass du das weißt. Ich hätte gerne auch deine Geschichte aufgeschrieben. Dass du nicht vorkommst, ist nicht meine Schuld. In meinem Kopf sind nur Versatzstücke der Erzählungen von meiner Mutter und von Serkan Amca.

Ich weiß zum Beispiel, dass die Rechten deinen Bruder in der Çiçek Pasajı in Istanbul umgebracht haben. Sie haben ihn von beiden Seiten umzingelt und mehrmals angeschossen, nicht wahr? Ich weiß auch, dass die Polizei ihn gefunden, aber nicht direkt ins Krankenhaus gebracht hat, sondern dass sie mit ihm im Kofferraum herumgefahren ist, bis er verblutet war. Denn ein toter Linker war für die Polizei auch damals schon ein guter Linker. Eure Genossen haben natürlich sofort eine Vergeltungsaktion geplant. Nach einem Fußballspiel habt ihr auf die Rechten gewartet, und als der Mörder deines Bruders mit seinen Leuten aus dem Stadion

kam, habt ihr das Feuer eröffnet.

Das ist der Teil, den ich mir am wenigsten vorstellen kann. Wie man plant, einen Menschen umzubringen, wie man Waffen besorgt, sich in ein Auto setzt, die Tür aufreißt, den Abzug drückt und zurück in den Fluchtwagen springt. Aber anscheinend konntest auch du es nicht. Wenn meine Mutter davon erzählt, klingt es eher so, als hättest du nur mitgemacht, als hättest du eigentlich niemanden töten, höchstens anschießen wollen. Dein Bruder war der überzeugte Revoluzzer, nicht du. Aber in den Zeitungen später hieß es trotzdem, du wärest der Drahtzieher des Ganzen gewesen. Vielleicht hat es einer der anderen unter Folter behauptet. Vielleicht erzählt sich Blutrache auch einfach besser, wer weiß das schon. Aber so oder so war es danach nur noch eine Frage der Zeit, bis die Rechten oder die Polizei auch dich holen würden. Also haben deine Eltern, die nicht auch noch die Leiche ihres zweiten Sohnes identifizieren wollten, dich gezwungen, zu fliehen.

Über einen armenischen Juwelier haben sie dir einen syrischen Pass besorgt und dich nachts in einen Bus gesetzt. Mit fünf anderen bist du bis zur syrischen Grenze gefahren, wo du am Zaun einen kleinen Jungen bezahlt hast, der sein Geld damit verdiente, Menschen durch das Minenfeld zu führen. Stundenlang bist du ihm im Mondschein hinterhergelaufen, die Augen nur auf seine Silhouette gerichtet, weil jeder falsche Schritt dich in tausend Teile zerfetzt hätte.

Wie du es von dort bis zum Flughafen in Damaskus geschafft hast, weiß ich nicht. Nur, dass du kein Wort verstanden hast, als die Frau am Schalter mit dir Arabisch gesprochen hat. Aber weil du einen syrischen Pass hattest, konntest du natürlich nichts sagen, ohne aufzufliegen. Die Frau hat mit der flachen Hand immer wieder auf das Gepäckband gezeigt und so energisch auf dich eingeredet, dass du dich irgendwann vor lauter Nervosität darauflegen wolltest. Zum Glück ist sie nur lachend hinter ihrem Schalter hervorgekommen und hat deinen Rucksack für dich auf das Band gestellt.

Wenn ich daran denke, wird mir klar, dass ihr im Grunde noch Kinder wart. Ihr habt von Weltrevolution geträumt und wusstet nicht mal, wie man in ein Flugzeug steigt. Ich schätze mal, dass du selbst erst in Deutschland so richtig verstanden hast, in welche Lage dich dieser Traum gebracht hat.

Jeden Morgen standest du am Fließband der Fleischerei und machtest für einen Hungerlohn die immer selben Handgriffe: Hals durchtrennen, aufhängen, Rektum aufbohren, häuten, aufschneiden, ausnehmen. Und die einzigen Stunden am Tag, an denen du dich ein wenig verstanden gefühlt hast, waren wahrscheinlich die Feierabende in der Teestube, wo du Karten spielen konntest mit Menschen, die deine Sprache verstanden, die über deine Witze lachten und die vielleicht sogar eine ähnliche Geschichte wie du hatten. Jahrelang muss dein Leben so ausgesehen haben. Bis du irgendwann genug hattest.

Was am Ende den Ausschlag gab, weiß ich nicht. Vielleicht war es dein Vater, der am Telefon meinte, die Türkei habe sich verändert, die Zeiten seien jetzt andere, die Militärregierung nach dem Putsch sei endgültig abgewählt. Vielleicht hast du auch von den Amnestien für deine ehemaligen Genossen gehört, die damals scharenweise aus dem Gefängnis entlassen wurden und ihr zweites Leben begannen. Vielleicht war auch meine Mutter der wahre Grund. Von Çetin konntest du

zwar nicht wissen, aber du musst irgendwie gespürt haben, dass sie dich nicht wirklich liebte, dass sie eigentlich jemand anderen liebte. Ihr ganzes Leben schon.

Was es auch war, fest steht, dass du dich eines Nachts aus dem Bett geschlichen hast, in dem meine Mutter leise neben dir atmete. Du hast keine Tasche gepackt und keine Notiz hinterlassen. Nur Aylins Foto hast du noch aus dem Rahmen genommen, bevor du gegangen bist.

Der leere Bilderrahmen auf dem Nachttisch war das Erste, was meine Mutter am nächsten Morgen entdeckt hat, erzählte sie mir. Und bei der Anekdote, wie du dich auf das Gepäckband legen wolltest, musste sie sogar schmunzeln. Verstehst du, Metin? Nach allem, was passiert ist, hat sie noch mehr als nur Hass für dich übrig.

Ich weiß nicht, ob deine Geschichte, so, wie ich sie mir aus den Bruchstücken zusammenbaue, stimmt. Aber wenn ich es mir so vorstelle, dann kann ich deine Entscheidung vielleicht sogar verstehen. Zumindest ein bisschen.

Ich frage mich, was mehr wiegt: eine ewige Flucht oder viele Jahre Gefängnis? Dein Leben im Exil oder meine Jugend auf der Bank?

Ich kann diese Fragen nicht beantworten, Metin. Jedenfalls nicht alleine. Ich sehe aber die Kämpfe, die meine Mutter zu führen hatte, die sich ähneln und unterscheiden von Aylins, und weiß, dass auch du deine Kämpfe hattest. Und so, wie ich mir von Aylin wünsche, dass sie meiner Mutter verzeihen kann, so wünsche auch ich mir, dir am Ende verzeihen zu können.

Nicht für dich. Für mich.

Metin, es klopft an der Tür. Das werden die Ärzte sein. Als sie hereinkommen, schauen meine Mutter, meine Schwester und ich einander noch mal an.

Unendlicher Dank an:

Zîlan Aca, Lena Alpozan, Kimia Amir-Moazami, Birte Becher, Dilşad Budak, Ruşen Budak, Yusuf Çelik, Max Czollek, Murat Dikenci, Sharon Dodua Otoo, Karin Graf,

Christopher Rüping, Kristina Schmidt, Oliver Vogel, Selma Wels und Insa Wilke für die vielen klugen Kommentare, Gedanken, Einwände und die Unterstützung.

Ebenso dem gesamten clausen Verlag und meiner Lektorin Diana Stübs, die für dieses Buch wie eine Löwin gekämpft hat.

Meinen Freund*innen, die mich immer auffangen und an mich glauben.

Meiner Mutter Aysun Utluer und meiner Schwester Mine Öziri für ihre grenzenlose Liebe.

Und schließlich: Raquel Dukpa, Sasha Salzmann, Miryam Schellbach und Anne-Marie Sanders. Ohne Euch würde es diese Geschichte nicht geben.

Herzlichen Dank an die Kulturakademie Tarabya
für die Förderung dieses Buchprojekts
durch ein Stipendium.

clausen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978 3 546 10061 8

© 2023 by Necati Öziri

© der deutschsprachigen Ausgabe

2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin Jahr

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Albertina MT Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

